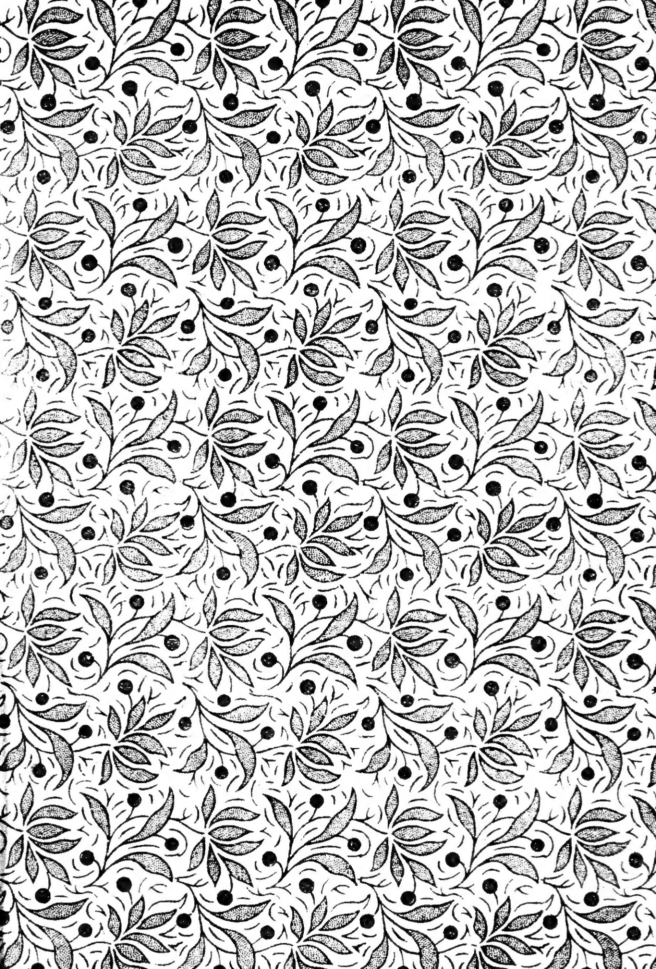

Dorfstunden





Dorfsünden.

Dorfsünden.

Von

P. K. Rosegger.



Vierte, neu zusammengestellte Auflage.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1887.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Vorwort.

Dorfsünden! Ei mein lieber Autor, wer hat denn dieses schöne Wort erfunden? Steckt nicht in jeder Deiner Dorfgeschichten, die Du uns je erzählt, ein gut Stück Dorfsünde? Ob Du sie literarisch begingst oder blos schilderst, das untersuche ich nicht. Könntet Ihr Novellenschreiber denn überhaupt ohne Sünde existiren? Sünde, Conflict, Katastrophe, Sühne, ist das nicht Euer ganzes Um und Auf? Oder ist die Weltsünde eine andere, als die Dorfsünde? Was willst Du mit dem reizenden Worte?

Der Autor sagt: Leser, Du hast Recht. Aber siehe, diese Novellen sind meine Kinder, und Du weißt ja, wie das bisweilen geht. Lieben muß man seine Kinder — da giebt's keine Wahl — doch nennen

kann man sie nach Belieben. Die Dorfsünden, das ist wahr, sind den Weltsünden aufs Haar ähnlich, wenn sie gewandlos vor uns stehen; aber sie haben ein anderes Beinkleid an und einen anderen Rock, wenn sie nicht etwa in Hemdärmeln sind. Manche hüpft uns als munterer Knabe entgegen, den man streichelt und lieb haben muß; manche bettelt uns als Krüppel an, wir reichen ihr Almosen; manche erschreckt uns mit dem gellenden Lachen des Wahnsinns; manche liegt auf der Bahre ausgestreckt vor uns da, wir geben ihr den letzten Gruß; manche wankt am Pilgerstabe vorüber und wirft uns einen Blick zu, vor dem wir erbeben. In den meisten Fällen stimmt es, daß das Weib die Sünde und die Buße zugleich ist. Das sind die Sünden der Welt, im Dorfe Fleisch geworden — und Blut von unserem Blute. Wer sie nicht selbst erlebte, der wird sie zum mindesten begreifen; und begreifen heißt auch hier entschuldigen. Nicht der Richter kann auf diesem Punkte stehen, wohl aber der Vertheidiger, und das ist in unserem Falle der Poet.

Der Titel des Buches ist gerechtfertigt. Allerdings hätte ich die Erzählungen auch „Dorftugenden"

nennen dürfen, denn jeder Pfennig hat zwei Seiten, allein mir ist diese Bezeichnung nicht moralisch genug gewesen.

Nun, es sei, wie es ist; mögen diese Dorfsünden Denen, die sie begingen und Dem, der sie aufschrieb, vergeben werden.

Der Verfasser.



Die Dorfschöne.

Die Ahnung und die Weichseln.

Mir bleibt — mein lieber Leser — fast allemal, wenn ich ins volle Menschenleben hineingreife, ein hübsches Bauerndirndel in der Hand.

So auch jetzt, da ich den Griff that, um für Dich aus dem Volke der Alpen ein Menschenbild herauszuheben, dessen Aeußeres Dir das Dorfleben auf den tannendüsteren Bergen, dessen Inneres Dir vielleicht Dich selbst zeigen soll.

Sie ist fein gewachsen und ihr Gesichtchen ist eines von jenen, die in den Monaten, wenn der Kukuk schreit, dunkle Pünktchen haben.

„Wo bist Du daheim, meine gute Kleine?"

„Ich bin beim Groß-Höllerbauer in Lahndorf im Dienst."

„Wie heißt Du denn?"

„Sie heißen mich die Kukuksdirn, weil ich kukukscheckig (sommersprossig) bin."

„Ich glaube aber, daß im Taufbuch zu Lahndorf auch ein anderer Name für Dich hinterlegt sein wird.“

„Ich bin in Lahndorf nicht daheim. Meine Mutter schläft im Kirchgarten zu Lahndorf; mein Vater ist im Hammerwerk zu Rantenbach drüben Essemeister. Der kommt alle Jahr einmal zum Groß-Höllerbauer herüber, führt mich ins Wirthshaus, zahlt mir um zehn Kreuzer Wein, um drei Kreuzer Zucker dazu und eine Semmel zum Tunken und nennt mich beim rechten Namen.“

„Willst mir ihn nicht vertrauen? Schau, für das Wort Kukuksdirn bist mir viel zu schön.“

„Ich heiße Kunigunde Pachnerin.“

„Und wie alt bist Du denn, meine liebe Kunigunde Pachnerin?“

„Zu vorig Mitfasten bin ich achtzehn gewesen.“

„Ei, das wäre gerade das rechte Alter von Dir, eine warmherzige Liebesgeschichte zu schreiben. Meinst nicht?“

Da läuft sie davon. —

Wir verlieren sie nicht mehr aus dem Auge, denn das ist ein frisches, keckes, schwarzäugiges Wesen — in der steckt eine Dorfgeschichte!

Ihrem Groß-Höllerhofe eilte sie zu. Dort wohnt sie schon seit ihrem dritten Lebensjahre, da sie ihr Vater in einem Buckelkorbe (Rückentrage) daher geschleppt und gebeten hat, man möchte ihm doch das

Junge in die Pflege nehmen, da ihm die Alte mit Tod abgegangen sei. Dem Höllerbauer war schon lange um eine bequeme Treppe in den Himmel hinauf zu thun, und diese baute er sich, da er die kleine Kunigunde um Gotteswillen in sein Haus nahm.

Aber die Himmelsstiege ist so, daß man auf derselben auch niederwärts, der Erde zu steigen kann. Der Höllerbauer wußte sein Dirndl wohl zu verwenden, zuerst als Kindspflegerin und nun, mit dem Wachsen ihrer Kraft und ihrer Vernunft schon als Rindspflegerin. Die Kundl war Stallmagd, demnach seit einiger Zeit sozusagen auch eine Person geworden.

Wohl, als sie zwölf Jahre alt gewesen, hatte der Höllerbauer zu ihr gesagt: „Jetzt Kundl, bist mir nichts mehr schuldig. Suchst Dir einen andern Dienst, so kann ichs nicht wehren; bleibst noch bei mir, so kriegst Deinen Lohn.“

„Wenn Ihr mich brauchen könnt,“ antwortete sie, „so bleibe ich am liebsten in Eurem Haus. Ich bin ganz mit Frieden.“

So war's noch etliche Jahre. Im Herbst 1876 zur Leihkaufzeit, das ist zur Zeit, wo die Bauern für nächstes Jahr Dienstboten werben und dieselben durch ein Angeld verbinden, und als auch nach der nun hübsch und schlank aufgewachsenen, fleißigen Kunigunde Pachnerin viel Begehr war, sagte sie wieder, sie bleibe am liebsten beim Höllerbauer. Um

diese Zeit hing man ihr den Heimatschein an, der sagte ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihre schlanke Statur, nußbraunes Haar, großen kirschenschwarzen Augen und so weiter — und einen Fünfzigkreuzerstempel darunter, daß es auch richtig und kaiserlich königlich verbrieft war. Auch ein besonderes Kennzeichen fand sich bemerkt; nicht etwa die Kukukschecken, die waren ganz im Verschwinden — auf dem Gesichtchen lauter Milch und Blut. Besonderes Kennzeichen: ein flachsfarbig Haarsträhnchen, welches an der linken Stirnseite hervorwächst und wie ein gülden Seidenband durch die braunen Locken geht.

Wer ist es denn, der zu Rantenbach die Heimatscheine schreibt?

Am Laurenzitag 1877, als der Höllerbauer mit der jungen Magd von der Kirche nach Hause ging, fragte er sie: „Na Kundl, was meinst, wirst uns bleiben, nächst Jahr?"

Sie hatte ein Handbündel mit Aepfeln bei sich, das band sie jetzt fester, so daß sich das blaue Tuch recht stramm um die Früchte spannte, und sie antwortete: „Ich, ich weiß es halt nicht."

„Hast doch nicht etwa schon einen andern Platz angenommen?"

„Das nicht — das gar nicht, aber — ich denk' mir, es muß eine Veränderung nehmen."

„Eine Veränderung — das möcht' ich schon wissen."

„Mir thut jetzt in den Nächten her alleweil so viel träumen und es geht mir zu Sinn, als wollt's eine Veränderung mit mir nehmen, ehvor das nächste Jahr aus wird."

Was für eine?

Ja, das wußte sie selber nicht. Sie nahm sein Werben an und blieb wieder im Höllerhof. Aber daß es — ehevor das Jahr um ist — eine große Veränderung mit ihr nehmen wird, das geht ihr vor — dunkel, wie im Nebel — aber es geht ihr vor.

Was kann denn werden? Sie hat eine feste Gesundheit, ist im Hofe gut behütet und hat sich im letztvergangenen Frühjahr auf Anrathen des geistlichen Herren in die „Jungfrauenschwesterschaft" einschreiben lassen. Also was kann denn werden?

Am 8. September, als am Lieb-Frauentag, hat sie bei der Procession, den Kranz auf dem Haupte, mit noch drei weißgekleideten Mädchen das Muttergottesbild getragen. Hierauf war sie in den Pfarrhof zu einem Imbiß geladen worden, wobei es viel heiterer zuging, als es sich Kunigunde von einem Pfarrhause je hätte denken können. Sie tranken Meth und aßen Backwerk dazu und der Herr Caplan — wie aber die geistlichen Herren manchesmal doch vorwitzig sind! — legte ihr einen lebzeltnen Reiter auf den Teller — genau derselbe Herr, der sie im Frühjahr in die Schwesterschaft eingeschrieben hatte.

Als sie fortgingen, wischten sie mit ihren weißen zierlich gefalteten Handtücheln die Lippen sauber und küßten dem geistlichen Herrn der Reihe nach die Hand: Er legte die seine der Kundl auf das Haupt:

„Also, Kunigunde Pachnerin, nur recht schön brav bleiben!“

Den Rosmarinkranz hatte er ihr dabei verknittert.

Als Kunigunde am selbigen Abende auf dem Heimweg war, kam sie an einem Weichselbaum vorüber, in dessen Aesten es rauschte. Sie blickte hinan und erschrak. Hoch an einem weit hinausstehenden Ast klebte wie eine ungeheure Raupe ein Mensch und wiegte sich. Er war in weißen Hemdärmeln, sonst aber grau angezogen, und zwei Augen glänzten durch das Blätterwerk herab, die noch schwärzer waren als die reifen Weichseln ringsum. Der Mann hatte ein Gesicht wie ein Engel am Hochaltar, nur nicht so fromm. Noch kein Bart war da, hingegen lange, zarte Locken, die stets mit einem scharfen Ruck des Hauptes nach rückwärts geworfen wurden.

„Kundl!“ rief er herab, „paß auf!“

Da fiel ein Sträußchen nieder, schlug an ihren grünen Kranz und verflog.

„Willst noch mehr haben, so halte den Mund auf!“

Sie rief, sie brauche nichts und eilte davon. Sie getraute sich gar nicht mehr emporzuschauen, es

könne der Ast brechen und mit den Weichseln flöge der feine Schulmeisterssohn auf sie hernieder.

Studenten sind so tollkühn. Hätte ich mit Dem was zu schaffen, ich ließe ihn nicht so hoch hinaufsteigen. — Das war so ihr Sinnen, bis sie nach Hause kam.

Es dunkelte schon. Da andere Mägde heute für sie, die Bildträgerin, die tägliche Stallarbeit verrichteten, so begab sie sich ehzeitig in ihre Schlafkammer. Vor dem Einschlafen faltete sie die Hände über ihren Busen und murmelte ihr Vereinsgebet. In süßen Gedanken an die Jungfrau Maria und den heiligen Aloisius schlief sie friedlich ein.

Es war aber keine ruhsame Nacht. Sonst hatte Kundl die anderen Mägde stets ausgelacht, wenn dieselbigen von der Trud (dem Alp) erzählt hatten. Aber heute, gerade so um Mitternacht herum, wurde ihr Athem schwer, ihr Busen hub an zu wogen und sie murmelte im Schlafe: „Aber Du — aber Du — Deine Weichseln sind gut! — Halt' Dich — halt' Dich fest! — Der Ast biegt sich nieder! — Er fällt — auweh, auweh!“ — und war erwacht.

Es zitterten ihr alle Glieder. — Daß Einem so was Unsinniges träumen kann! —

Sie legte sich auf die rechte Seite und betete ein Vaterunser für die armen Seelen — und schlief endlich wieder ein.

Am Morgen, als der Hahn krähte und Kunigunde aus dem Bette steigen wollte, fühlte sie etwas

Kühles an ihrem Busen. Sie suchte und fand — Weichseln. Zwei Weichseln, die an ihrem Gäbelchen noch zusammenhingen. Die Kundl war außer sich. Wie kommen diese Dinger da herein? Thür und Fenster sind verschlossen; ein Traum kann's doch auch nicht mehr sein, denn draußen kräht ja der Hahn und sie sitzt aufrecht im Bett und durch die Scheibe scheint das Morgenroth herein. Und es ist ganz wahrhaftig, die Weichseln sind da — als ob sie aus der Brust wären herausgewachsen zur nächtlichen Weil' . . . .

Den ganzen Tag war die sonst so heitere Kundl still und sinnend. Sie dachte an den Beichtstuhl, sie dachte an eine Wallfahrt. Sie kann die wunderliche Sach' nicht so auf sich beruhen lassen. Und — wir selber sind begierig darauf, wie die Weichseln in das Bett der Jungfrau sind gekommen.

Wie die Weichseln ins Bett gekommen waren.

Im October am Kirchweihsonntag war auch die Kundl auf dem Markt zu Marein. Aber da gab es Anfechtungen über Anfechtungen. Fürs erste gingen zwei „Feigerle-Bocks-Männer" (Südfrüchtenhändler) herum, die in ihrem Korb allerlei Süßigkeiten trugen und den Mädchen allerlei Schmeicheleien sagten, die noch süßer waren als die bunten Zeltchen

und die verzuckerten Feigen. Fürs zweite stand ein halb Dutzend Buden da, die mit weißen Blachen überdeckt waren und in denen verschiedenerlei Juden hin und her trippelten und die allerbeste und billigste Waare von der ganzen Welt feilboten. Unter Anderem ein kaffeebraunes Kopftuch mit buntem Rande ist es, was der Kundl ganz erbarmungslos in die Augen sticht. „Waare von echter Schafwolle! — Russisch Tuch! Läßt sich waschen, sengen, brennen — und bleibt ganz dabei. Wer kauft's? Auf nächst Jahr bin ich wieder da; wer mir das Tuch zurückbringt und 's ist nicht mehr so wie heut', der soll ein neues dafür haben! Echte, feinste Wolle, russisch Tuch! echtes russisch Tuch! kostet mich selbst einen Gulden zwanzig, bei meiner Ehr'! Aber der Schönsten, der laß ich's um einen kugelrunden Gulden. Wer kauft's!?"

Echtes feinstes Wollentuch, das sich waschen läßt! Die Kundl glaubt es gern. Sie meint auch schier, daß sie es um einen kugelrunden Gulden kriegen könnte, aber — 's ist halt wohl viel Geld, wenn man's bedenkt! — Na, einstweilen will sie einmal in die Kirche gehen, leicht doch, daß sie's kann erbitten, und ihr der rechte Gedanke kommt, ob sie das Tuch kaufen soll oder nicht.

In der Kirche eine neue Anfechtung. Auf dem Chor thut Einer geigen, daß der Kundl gerade das Hören und Sehen vergeht. Es sind Trommler und

Paukenschläger oben, und Blaser und Sänger, aber sie hört nur dieses höllische Geigen und es ist ihr nicht anders, als wie wenn der Fiedelbogen über ihr Herz thät streichen. Na freilich, ein Schulmeisterssohn muß wohl alles so viel gut können . . . .

Wie der Gottesdienst aus ist und die Leute zum Kirchenthor hinausdrängen, spürt die Kundl einen Stoß an die Seite. Sie schaut um, das Schleider-Micherle zwinkert ihr zu. Vor der Kirche steht der Holzer-Hans, der hat heute seinen keckſten Schildhahnstoß auf dem Hut und seinen Schnurrbart aufgehörnt, als wollte er das ganze Marein mit seiner ganzen Kirchweih' spießen. Als das Mädchen an ihm vorüber kam, redete er es an: „Nau, Kundl, hast für mich auch was gebetet?"

„Bist eh selber nit weit von der Kirchen," ist die Antwort. —

„Weißt, Dirn, ich hab' zum Kirchenbau nichts beigetragen und so hab' ich mir denkt, dürft' ich auch nicht hineingehen."

„Hast fürs Wirthshaus was beigetragen?"

„Leicht ja. Da hab ich schon viel Geld hineingetragen und willst heut mitgehen, Kundl, so bist mir um eine Maß schon lang nit feil."

„Bedank' mich sauber, aber da wollt doch die Mirl harb werden?"

„Soll harb werden. Ich will einmal eine Schönere haben."

„Ah so, und deswegen gehst auf den Markt, daß Du Dir eine Neue kaufst zum Foppen!“

Nach diesem Gespräch hatten sie sich gegenseitig im Gedränge bald verloren.

Die Kundl blickte just gegen einen Schuhnagelkrämer hin. Schuhnägel sollt' sie haben; sie hält's nicht so, wie andere Mädchen, welche ihre Sonntagsschuhe den Burschen zum Nageln geben, denn der Herr Caplan hat gesagt, in solchen Schuhen thät' sich ein jung Dirndl gar leicht vergehen. Sie will sich die Dinger selber kaufen. Da schmunzelt ihr der Hauer-Peter, ein Nachbarsbursch, ins Gesicht, legt seinen Arm um ihren Leib und drückt ihr mit der anderen Hand etwas in die Faust. Ein lebzelten Herz ist's und ein gedruckter Zettel darauf. Jetzt auf dem Zettel steht zu lesen:

„Mädchen, nimm von mir mein Herz,
Sonst ich vergeh' vor Liebesschmerz.“

Als sie sich nach ihm umsah, war er wirklich schon vergangen, und sie schenkte das Herz einem kleinen Knaben, den ein armes Weib auf dem Arme trug und der den Lebkuchen mitsammt dem Liebesantrag sofort verspeiste.

Bald darauf kam sie wieder an der Bude vorbei, in welcher das echte, feinste Wollentuch zu haben war. Mehrere, die sich für die Schönsten hielten, waren schon gekommen, um zu feilschen; aber so schön war doch Keine, daß sie das Tuch um fünfzig

Kreuzer erstanden hätte. Um achtzig war es bereits zu haben, und die Kundl dachte sich: in Gottesnamen! — Sie hat ihr Geld stets in einen Knoten des Sacktüchels eingebunden, aber wie sie jetzt zahlen will, ist das Sacktüchel nicht da. Sie eilt durch das Gedränge, rennt hin und her: „Hat Niemand ein weißes Tüchel gefunden?“

Die Leute schütteln die Köpfe, die Achseln und das ist allemal ungut. Sie lauft zum Schuhnagelkrämer, lauft den Weg bis zur Kirchenthür, zur Bank hinein, auf der sie gesessen ist. Nichts zu sehen. — Ihr ganzes Leihkaufgeld ist drin. Sie eilt mit glühendem Gesichte durch das ganze Marein, sie geht zum Pfarrer: ihr Geld hätt' sie verloren! Der Schulmeister kommt auf den Platz, thut einen Trompetenstoß und ruft: „Ein weißes Tuch mit einem Knopf am Zipf ist verloren gegangen. Der redliche Finder wird gebeten, dasselbe im Gemeindeamte abzugeben, wo der gebührende Finderlohn verabfolgt wird!“

Die Kirchtagleute, fast Alle griffen jetzt in ihre Säcke, ob ihnen wohl selbst nichts abhanden gekommen wäre. Und das Tüchel der armen Kundl kam nicht zum Vorschein.

Es war schon hoher Mittag, sie hatte Hunger und zum Groß-Höllerbauer nach Lahndorf heim war ein Weg von drei Stunden. Sie setzte sich abseits vom Dorfe in eine Holzscheune und schluchzte.

Ein Knecht vom Leitnerhofe kam daher, da trocknete sie schnell die Augen und that, als ob sie nur in die Scheune getreten wäre, um an ihrem Anzuge etwas zu ordnen.

„Schau, schau," sagte der Knecht, „da ist auch eine Bekannte. Heimgehen wirst heut' doch noch nicht, Kundl?"

„Freilich," sagte sie, „wüßt' nit, was ich noch wollt' auf diesem langweiligen Kirchtag."

„Wenn man allein so umgeht, da wird einem freilich langweilig. Mir geht's auch nit viel besser. Leicht magst mit mir gehen, Kundl, beim Hirschenwirth ist Musik."

Sie bedankte sich. Durst habe sie nicht und tanzen möge sie nicht.

Sie ging heimwärts und der Knecht vom Leitnerhofe trottete ins Dorf zurück und suchte nach einer Dirn, die mit ihm zum Tanze gehe. Er soll eine gefunden haben, die nur unter der Bedingung mit ihm ging, daß er, außer mit ihr zu tanzen, keine Ansprüche auf sie mache, daß sie sich das Essen und Trinken selber zahle, weil sie dem Jager-Franz zugehöre, der jetzt beim Militär sei. Hierauf soll der Knecht vom Leitnerhofe gesagt haben: „Geh zu! zum Tanzen krieg' ich eine Schönere, als wie Du bist."

Die Kundl aber ging auf weitem Wege betrübt dem Höllerhofe zu. Als sie einmal im Schatten einer

gilbenden Esche rastete, rasselte von Lahndorf her ein Wagen. Mehrere Leute waren darin und auf dem Bocke neben dem Kutscher saß der Schulmeisterssohn. Einige sahen auf das Mädchen hin, aber Keiner that, als kenne er es. Der Wagen war schon etliche Schritte vorüber, da riß der Wind dem Schulmeisterssohn den Hut vom Kopfe und schleuderte ihn neben die Straße hin gegen Kunigunde. Der Wagen hielt, der junge, schmucke Mann sprang ab und trat heran, um seinen Hut zu holen, den ihm das Mädchen bereits aufgehoben hatte.

Er blickte sie hell und keck an und sagte: „Fahr' mit nach Graz hinein!“

„Bleib' der Herr daheim,“ antwortete sie leise und beklommen, und sie fühlte, als ob sie nicht die rechte Ansprache gefunden habe.

„Wär's Dir recht? Zu Weihnachten komme ich ja wieder und bring' Dir ein Christkindl mit. Adieu, Kunigunde!“

Der Wagen rollte schon wieder davon. Sie stand allein an der Straße und es zitterten ihr alle Glieder.

Er fährt fort in die Studie. Er hat so ernsthaft und so aufrichtig gesprochen. — Die den einmal kriegt . . . .!

Sie ging weiter. Der Herbstwind wehte scharf und in Stößen. Als sie am Weichselbaum vorüber kam, auf welchem vor sechs Wochen der Schul-

meisterssohn sich geschaukelt hatte, da flogen gelbe Blätter auf sie herab und umtanzten sie. Und da dachte das Mädchen: Jetzt kommt wieder die Winterszeit. Möchte nur wissen, wie lang es noch auf Weihnachten ist.

Als sie daheim war und sich in ihrer Kammer umkleidete, griff ihre Gesponsin, die Grethl, auf ihr Haupt und sagte: „Ein dürres Blattl bringst vom Kirchtag heim.“

Im Haare der Kundl lag ein gelbes Blatt vom Weichselbaum. Da mußte sie lachen und die Grethl wußte nicht warum. Die Kundl lachte, weil sie sich nun denken konnte, wie vor sechs Wochen die Weichseln in ihr Bett gekommen waren. Sicher hatte sie dieselben, sowie heute das Blatt, in ihrem eigenen Haar nach Hause getragen. — So kommt alles auf.

„Leicht kommt's auch noch auf, wer mein Sacktüchel hat.“

Wo das Sacktüchl steckt.

In der Nacht zum zweiten November warf beim Höllerbauer die Altkuh verspätet ein Kalb. Das Junge war ein wenig armselig und wollte nicht recht an die Zitzen. So hockte die Kundl am Vormittage unter der Kuh und tütete das Kälbchen an, und stellte ihm beredt und eindringlich vor, daß es auf der Welt nichts Besseres und Gesünderes für

so ein jung Närrl gebe, als die warme Kuhmilch, daß es — das Kalb — umkommen müsse, wenn es solch Ding verschmähe oder zu ungeschickt sei, zu trinken.

Während ihres Bemühens läuteten im Dorfe alle Kirchenglocken und sie sagte zum Kalb: „Schau, so mit Glockengeläut' ist z' Lahndorf noch Kein's angetütet worden als wie du. Aber geh', sei gescheit und trink'!" Dabei erschrak sie vor der Lästerung, die sie begangen hatte, denn sie wußte gar gut, weshalb die Glocken klangen; war ja Allerseelen und die Leute gingen in Procession auf den Friedhof. War es nicht genug, daß sie zu dieser Stunde unter der Kuh sitzen mußte, wollte sie auch noch vorwitzig sein, sie, die eine Mutter liegen hatte draußen unter dem Rasen? — Die Kundl wurde still gegen das Kalb und hub in Gedanken an zu beten. Und das junge Viehlein hub sachte an zu trinken.

Am Nachmittage hatte sie ein Stündchen Zeit — denn heute war ein „kleiner Feiertag" und die Person nicht so scharf an die Arbeit gedrängt wie an anderen Tagen, wenn auch nicht ganz so frei wie am Sonntag, wo übrigens die Kundl auch als Stallmagd ihre genannte (bestimmte) Arbeit hat. — Also ein Stündchen Zeit; lief sie gleich, und zwar hinter den Häusern, daß man sie nicht sah, dem Friedhof zu. Auf ihrer Mutter Grab kniete sie nieder und

betete. Auf anderen Gräbern lagen Kränze, brannten hie und da noch Kerzen im Glaskelch (denn der Todtencultus, eine moderne Erscheinung, hebt auch im Dorfe an); aber auf dem Grabe der alten Magd war nichts Anderes als das arme Dirndl, welches die Hände faltete und die Augen zumachte. Mit geschlossenen Augen sah sie am besten das stille, arbeitsame Dienstweib, welches seiner Tage der kleinen Kundl mitunter eine Semmel gebracht. War die Mutter gewesen. „O Gott," betete die Kundl, „gieb ihr die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihr, lasse sie durch Deine Barmherzigkeit im ewigen Frieden ruhen, Amen." So hatte sie's auswendig gelernt, dachte jetzt aber nicht an die Worte, dachte nur an die Mutter. Plötzlich stand sie auf, ging davon und sang:

„Holda, Holda, hoamtreibn,
Finfazwoanzgi Käigl scheibn.
Kugl laft in Berg auf,
Hendl läigg an Orl (Eierchen) drauf,
Orl gieb i n Moda (Mähder),
Moda gipp ma Hei,
Hei gieb i n Koißl (Kuh),
Koißl gipp ma Mili,
Mili gieb i n Banscherl (Schweinchen),
Banscherl gipp ma Schmer,
Schmer gieb i n Schuasta,
Schuasta gipp ma Schuach,
Schuach gieb i n Wogna,
Wogna gipp ma Wog'n,
Daß i kon in Himel auffifohrn."

Dieses Kinderliedchen ist ihr jählings eingefallen; das Schleider-Micherle hört es und spricht die Kundl an: „Na schau, Du kannst mir aber saubere Freithofgesanger!“

„Du lernst mir gewiß keine besseren,“ gab das Mädchen zurück, „hab mir nur gleich denkt, wenn ein armes Mensch, als wie ich, von der Mutter Grab heimgeht, da ist's vonnöthen, daß sie ein lustig Gesangel thut singen. Das Traurigsein g'freut mich nicht.“

„Hätt'st auch keine Ursach' dazu, Kundl. Eine, die so sauber ist! Ernster Weis, Dirndl, Dich möcht ich schon lang.“

„Micherle“, antwortete sie, „Du mußt Dich um eine Kleinere schauen, als wie ich bin. Bei mir thätst nicht g'langen zum Häubelaufsetzen.“

„Wollt' schon g'langen,“ murmelte der Bursche und schlich sich davon.

Die Kundl schaute ihm nach und bereute es, ihn verspottet zu haben. Was kann er dafür, daß er so klein ist! Er ist halt größer nicht gewachsen. — Eine, die so sauber ist, hat er gesagt! — Die Kundl ging zum Kaufmann: Ob er nicht so ein kleines Spiegerl thät haben? — Und kaufte sich ein rundes Handspiegelchen in Weißblechfassung mit Trommel, Fahnen und Kanonen ins Blech gedruckt. Und eilte heim in ihren Stall und sah nach, wie's stand mit der Sauberkeit. — Ist kein dummer Bub,

der Schleider-Micherl, und „keine Lug hat er nicht gesagt.“

Das Kälbchen tütelte auch, und so ging dieser Allerseelentag recht brav zu Ende.

Am 11. November — ihr wißt, es ist Martini — thaten sie im Höllerhofe nach altem Brauch „Mirten (Martini) loben“. Mehlnudeln kamen auf den Tisch, wobei sich der Großknecht, auf die Martini-Gans anspielend, äußerte, gerupft wäre sie passabel, nur möge man Obacht haben, daß man an den Knöchelchen nicht ersticke.

Dem Höllerbauer war diese Wendung nicht angenehm, er überhörte sie daher, zog ein Büchlein aus der Tasche und sagte, er hätte heute einen neuen Kalender gekauft. Nicht allein, daß die Sonn- und Feiertage im Kalender wären, und die Finsternisse und die Witterung und die Planeten: auch der Krieg wäre hineingedruckt, und wie die Russen und Türken miteinander fechten thäten, und schöne Geschichten und Räthsel, und allerhand so Sachen. Darob wurde die Martini-Gans vergessen und das Mehlnudelgericht bestens verzehrt. Aber die Kundl ließ sich weder von den Nudeln noch von den Russen oder Türken irre machen, sie thät' nur Ein Ding gern wissen aus dem Kalender: wie lang nächst Jahr der Fasching sei.

Der Bauer schaut nach. „Du Halbnarr!“ schreit er auf, „eine acht Wochen lange Wurst. Mein Lebtag

weiß ich den Fasching nicht so lang. Wird's weiter ein bissel Heiraten geben übereinand! Na, wer da noch übrigbleibt!"

Jetzt fiel es der Kundl wieder ein, es thäte eine Veränderung mit ihr nehmen in diesem Jahr'.

Am nächsten Sonntag ging der Kundl auf dem Kirchplatz ein Urlauber zu und sagte: „Du Höller-bäuerische! für Dich hab ich von Graz einen schönen Gruß auszurichten!"

„Geh weiter!" antwortete sie, „wer kunnt mich denn grüßen lassen von so weit her?"

„Wird halt doch Einer sein, weil er Dich grüßen laßt?"

Heiß ging's ihr durch Mark und Bein, denn es war ihr richtig Einer eingefallen. Sie lief davon.

Die langen Abende waren da; es kam das Spinnen. Da wurde viel erzählt, gelacht und gescherzt und draußen trug der Wind den Schnee an die Fenster. Und die Finger zogen unabänderlich den Faden vom Rocken heraus, und das „Awachel" wand ihn emsig um die surrende Spule. Die Kundl war dabei die Aufgeweckteste, und gegen zehn Uhr hin, wenn die Anderen schon zu nicken begannen, hub sie noch ein frisches Märchen oder ein fröhlich Lied an, und hatte keinen anderen Zuhörer als sich selber.

Sie war dann die Letzte, welche das Spinnrad in den Winkel stellte. Sie zündete am Kienspan

ihre Laterne an und ging in den Stall zu ihrer Altkuh mit dem Kälbchen, neben welcher jetzt ihr Bett stand, damit die Wöchnerin und ihr Junges die Nacht über für alle Fälle eine bereitwillige Beistandschaft hätten.

Und eines Abends, als sie in den Stall kam, saß das Schleider-Micherle auf ihrem Bette

„So!“ sagte sie, „das ist sauber. Was hast denn Du hier zu schaffen?“

„Ich?“ meinte das Micherle, „ja weißt, ich schau dem Kalbel zu.“

„In der stockfinstern Nacht?“

„Hab mir's ja denken können, daß Du mit der Laterne kommen mußt.“

„Ich will Dir schon leuchten!“ sagte sie und ergriff den Besen.

Er kehrte sich nicht dran, sondern sagte: „Kundl, ich will Dich fragen, ob Du mir im nächst Winterfasching magst heiraten helfen?“

„Warum denn nicht? Das Heiraten ist mir nicht zuwider.“

„Ernster Weis, Kundl. Meine Vaterleut' sind nimmer jung, die wollen mir das Heimatel übergeben, und da schau ich mir gleich um ein Weiberl dazu. Du g'fallst mir schon lang, Kundl — was meinst?“

Sie that nicht erst eine Weile spröd. „'s wird mir taugen,“ sagte sie, „wenn ich ein eigenes Ort

(einen eigenen Platz) krieg'. Wirthschaften hilf ich Dir schon."

Es war so viel als abgemacht, da rückte das Micherle mit einem Bündelchen hervor. In einem weißen Sacktuch hatte er etliche Aepfel und Birnen: „Die hab ich für Dich mitbracht, Dirndl."

„Sind aber das schöne Butteräpfel! Ja, ich sag: Vergelt's Gott! — Narrisch, was Du für ein sauberes Sacktüchel da hast! Du Micherle, jetzt möcht ich aber schon wissen, wo hast Du das Sacktüchel her?"

„Ich? Das Tüchel da? Wo ich's her hab'?" Er stand auf, ‚das Tüchel hab' ich einmal gefunden. Aber nu muß ich schon schauen, daß ich die Zeit nicht verpass'! Meiner greint so viel, wenn ich ein Bissel spat heimkomm'. Greint so viel — will's nit leiden. Gute Nacht!"

Und fort war er. Das Tüchel hatte er an sich gerissen, die Aepfel und Birnen waren zum großen Theil übers Bett hinausgeflogen — die Kundl bückte sich nicht darnach. Sie war völlig zu Tod erschrocken. Sie hatte ihr weißes Sacktuch erkannt, welches ihr am Kirchweihsonntag zu Marein mitsammt ihrem Leihkaufgeld abhanden gekommen war.

Die ganze Nacht that sie kein Auge zu. Sie konnte es nicht glauben!

Am Kathreins-Tag sah sie das Micherle wieder auf dem Kirchplatz; der Zwerg suchte sich rasch

unter den Leuten zu verlieren, als er das Mädchen auf sich zukommen sah. Kam aber nicht mehr aus. — „Du, Micherl," sagte sie, als sie mit ihm in in einem Winkel der Kirchhofsmauer stand, „ich hab' was zu reden mit Dir. Hörst, Micherl, Du giebst mir mein Tüchel und mein Geld zurück!"

Flucht war unmöglich, so zog er das Sacktuch — wie es eben war — hervor, hielt ihr's hin und murmelte: „Das Geld hab' ich nimmer."

„Von Dir hätt' ich so was nicht vermeint, Michel!"

Er hielt seinen Arm über das Gesicht und schluchzte. „Wirst glauben," stotterte er, „daß ich Dir's hätt' gestohlen. Aufrichtig Gott wahr, nein! Nur daß ich's vom Erdboden aufgehoben und in den Sack gesteckt hab', weil's sonst leicht von den Leuten vertreten oder gar mitgenommen worden wär'. Hätt' Dir's ja wieder zurückgegeben."

„Und hast es gewußt, daß es mir gehört und ist verkündet worden auf dem Platz! Du Michel, wenn Du mir bis zum Advent-Frau'ntag mein Geld nicht bringst, so geh' ich's dem Gemeindevorstand sagen. Und jetzt scher' Dich weg, Du schlechter Lump!"

Er hub sich weg und grollte mit sich selber: „Na, daß ich mich mit diesem verdangelten Tüchel so hab' vergessen! Daß ich ihr's just unter die Nasen muß halten, letzt im Stall Das ist eine Dummheit gewesen! Jetzt ist die Schmier fertig. Verfluchtlet!" —

So hat sich's zugetragen und nun wollen wir sehen, ob das Schleider=Micherle bis zum Frauentage im Advent seine Schuldigkeit thun wird.

Am Sanct Andrä=Tag kam der Fleischhauer ums Kalb. Es war so ziemlich gediehen und die Kundl bekam zwei Zwanziger Tütelgeld. Dabei griff ihr der Fleischhauer ans Kinn und schaute ihr keck in die Augen, und der große Treibhund sprang ihr lustig an die Brust, daß sie schier an die Wand taumelte. Das gehetzte Kalb röhrte noch lange nach seiner Pflegerin zurück. Solches stieß die Kundl an's Herz. — Es giebt halt überall so viel Widerwärtigkeiten auf der Welt, aber mir kann's so leicht nicht fehlen, Leut' und Vieh haben mich gern. —

Kundl, Kundl, ich glaub's, die Leut' mögen Dich gern haben — aber Du halt' Dich lieber an's Vieh!

Geheimnisse der Winternächte.

Am Morgen des heiligen Nikolaus war's, als sich die Kundl ankleiden wollte, und nicht in die Schuhe konnte. Ein Apfel und etliche Nüsse waren drin, und ganz im letzten Winkel, dort, wo sonst nur die große Zehe ihr Nest hat, stak ein lebzelten' Kind. Der alte stocktaube und halblahme Einleger hatte sich spät Abends vorher im Stalle zu schaffen

gemacht, sollte der ihr die Huldigung gebracht haben? Da war es — mein Eid — schier noch wahrscheinlicher, der heilige Bischof Nikolaus selber hätte es gethan, der ja alle braven Kinder beschenkt in dieser Nacht. Wenn sie, die Kundl, auch kein Kind mehr ist, aber brav, kreuzbrav bisher — das müßte auch ihr Feind sagen, wenn sie einen hätte.

Seit dem Kathreinstage freilich war ihr zu Muth, sie hätte einen Feind; denn seit jenem Tage hatte sie das Schleider-Micherle in ihrer Hand — just wie man ein Kalb am Strick hält. — „O, Du mein Gott!“ dachte sich die Kundl jedesmal vor dem Einschlafen, „was wird das Micherle jetzt wieder beten, daß die Kunigunde Pachnerin in dieser Nacht versterben möcht'. Und für übel halten kann ich's ihm nicht, denn ich hab' ihm's ja gesagt, wenn er mir bis auf den Advent-Frauentag mein Geld nicht schafft, so reit' ich ihn ein. — Will schon doch damit warten bis auf Weihnachten, und er seinen Jahrlohn kriegt. Mein himmlischer Vater, er kriegt aber keinen. Muß bei seinen Vaterleuten daheim ganz umsonst arbeiten — ist doch ein armer Narr!“

Und am Advent-Frauentag, als zur stockfinsteren schneestürmischen Morgenstunde die Leute mit ihren Spanfackeln und Laternen zusammenkamen auf dem Kirchplatz und in der Kirche der Meßner die Kerzen und den Apostelleuchter (Kronleuchter) anzündete, und auf dem Chore die Instrumente gestimmt wurden,

und als auch die Kundl mit ihrem Wachsstock zur Kirche kam, wurde dem Mädchen just wie es durch die Thür hinein wollte, etwas unter den Arm gesteckt. Ein längliches Packet in Papier war's, ein Menschenmund flüsterte drüber her: „Und wenn Du mich henken lass'st, das Geld kann ich Dir nicht geben, das hab' ich mir dafür gekauft und jetzt gehört's Dein." Das Micherle war's gewesen. Und die Kundl mußte während der ganzen Rorate das Packet an ihrem Leibe verbergen, ohne zu wissen, was drin ist. Der Andacht war das nicht fördersam.

Kaum war der letzte Orgelton verklungen, so machte sie sich schon auf den Heimweg und in ihrem kuhwarmen Stalle war ihr Nöthigstes, daß sie das Packet öffnete.

Fürs erste fiel ihr ein rother Brustfleck ins Auge, dann eine Pfaid, dann ein Paar wollene Strümpfe, dann eine schwarze Zipfelmütze — Jesses, was braucht denn unsereins die Zipfelmützen — endlich ein gelbangestrichener Taschenveitel, noch etwas, ein Würzelchen in einem versilberten Papier, sah aus wie Seifen, war aber zu fettig und ließ sich anfühlen, wie eine „Dürbandsalben" (Harzsalbe).

Der Kundl wollte sich das Herz in der Brust umdrehen, als sie die Dinge sah, die sich der arme Bursch' um das „gefundene" Geld für den Winter

gekauft hatte, und die er nun wieder hergeben mußte. Das Kältenleiden ist hart, wer's hat probirt. — Zu was er aber nur die Dürbandsalben braucht? Wird sich doch nichts auskegelt (verrenkt) haben! — Eine Dürbandsalben wird's aber eigentlich nicht sein — dieselbig schmeckt (riecht) anders. Das ist, wie wenn's von Wachs wär'. Zum Essen was? 's selb' glaub' ich auch nicht. — Sie schälte ein wenig vom Silberpapier herab, konnte aber nicht klug werden an der Sache. — Da hat er das Geld gewiß für was Unnützes hinausgeworfen. Das Andere soll er Alles wieder haben, aber das Pechstangel da, oder was es ist, das kriegt er nicht zurück. Wer weiß, was er damit wollt' anstellen!

Am nächsten Nachmittag, während das übrige Gesinde im Höllerhofe theils seine Werktagskleider ausbesserte, oder -- war es männlichen Geschlechts — an den Bänken herum auf dem Rücken lag und die Arme als Kopfkissen benützte — ging die Kundl ins Schleider-Häusel und übergab dem Micherle das Packet: „Da hast Deinen Bettel wieder, ich brauch' ihn nicht!" Und ohne daß sie dem Burschen Zeit ließ, zu fragen, ob sie ihn denn doch anzeigen wolle, oder ihm die Schuld gutwillig borge — war sie wieder davon.

Am Thomasmorgen gab's großen Lärm im Dorfe. Beim Thorscheidel war in der Nacht eingebrochen worden. Man hatte die Kleider aus den

Kästen, den Flachs aus den Truhen, das Schmalz aus den Kübeln geraubt, ohne daß im Hause auch nur ein einziger Mensch erwacht wäre. Die Räuber hatten sicherlich Finger von kleinen Kindern bei sich gehabt, und solche wie Kerzen angezündet. Und so lange solche Finger brennen, kann in demselbigen Hause Niemand aufwachen. Auch Kerzen von Menschenfett und Jungfrauenhaardocht leisten die gleichen Dienste. Erst auf der Flucht durch das Dorf von den Hunden ausgehetzt, wurden die Diebe erwischt. Sie hatten geschwärzte Gesichter — waren eines Kohlenbrenners Söhne, die schon mehrmals als Wildschützen abgestraft wurden.

Als Kundl der Leute Reden hörte über die Diebskerzen aus Menschenfett, da wurde ihr plötzlich klar, was das pechige Ding im Silberpapier war: sicherlich nichts anders, als auch so ein verhextes Lichtzeug. O Micherle, Micherle!

An demselbigen Freitag verrichtete die Kundl ihre Adventbeicht'. Als sie der Priester fragte, ob sie thäte lieben? antwortete sie: Ja, sie meine halt, den Nächsten. Und er fragte, ob sie außerdem irgendwen ganz absonderlich thäte lieben? Sie antwortete, das könne sie im Augenblick nicht sagen, aber wenn sie dergleichen in sich wahrnehme, so wolle sie schon wieder fleißig beichten kommen.

Darauf, am heiligen Abend, war das Beichten schier wieder nöthig geworden. Der Schulmeisters-

Sohn war aus Graz zurückgekommen, um sich die Feiertage über daheim des Lebens zu freuen.

Die Kundl stand mit dem Zuber am halbverfrornen Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Da trat der Student hinzu und sagte: „Wart', mein Schatz, ich schlag' Dir die Eiszapfen weg,“ und brach mit dem Stocke die Wasserröhre frei, daß es klirrte.

Dann trat er ganz an sie heran und nestelte ihr am Halse was fest. Sie wollte es wehren, dachte aber, so einen Herrn, der leicht geistlich wird, darf Eins nicht grob anfahren. Und ließ es geschehen.

Dann sagte der Schulmeisterssohn: „Bist noch beim Höllerbauer im Stall?“

„Ja freilich.“

„Wo schlafst denn?“

„Wo werd' ich denn schlafen! Auf der untenaufern Seiten.“

„Daß Dich nicht friert!“

„Bei Leib', im Stall ist's nicht kalt.“

„Kundl, ih habe oft gehört, in der Christnacht thäten die Vieher reden. Ist das wohl wahr?“

„Freilich.“

„So möchte ich mich doch einmal überzeugen. Gelt, Herz, Du läßt mich heute nach der Mette in den Stall, daß ich horchen kann!“

„Freilich,“ flüsterte sie wieder und eilte mit dem gefüllten Zuber davon.

Der junge Herr blickte ihr nach und schnalzte mit der Zunge.

In den Stall gekommen, war ihr Erstes, zu sehen, was ihr nur der freundliche Student an den Hals gethan hatte. Je — Jerum! eine guldene Brustnadel, wie's die Frau Wirthin an Festtagen trägt. Und an den Scheibenknopf ist ein rothes Röslein gemalt. Das ist allzuviel, das darf sie nicht behalten. Da thät' sie ja so viel hochmüthig werden; sie will's deshalb ganz inwendig tragen. Aber, wenn sie's inwendig trägt -- was sehen denn die Leute davon? -- Und am selbigen heiligen Abende war ihr zu Muth', als sollte sie der Verabredung gemäß wieder zum Beichtstuhl gehen. — Nu, Kundl, verschieben wir's bis auf morgen.

Als es finster wurde, und der Höllerbauer und der Jungknecht in den Stall kamen, um nach heiligem Brauch mit geweihtem Rauch das Vieh auszuräuchern und mit geweihtem Wasser Wände und Krippen zu besprengen, sprengte der Jungknecht mit besonderer Andacht dreimal auf das Bett der Kundl. Das verdroß sie: „Du, behalt' das Wasser lieber für Dein Nest!“ Da kam erst der Bauer mit dem Rauchfaß über ihr Bett — dem durfte sie freilich nichts entgegen reden, ja mußte noch das übliche Vergeltsgott sagen.

Während in der Nacht die meisten anderen Bewohner des Höllerhofes zur Christmette gingen,

blieb die Kundl als Hüterin daheim in ihrem Stall. Die Kühe wiederkauten ihr Abendmahl und sie betete den Rosenkranz. Und sagte zu sich selber: „So ein Rauchen und Sprengen ist Alles für die Katz. Da sitz' ich auf dem eingesegneten Bett und hab' nicht um einen Groschen eine Andacht. Der Schulmeisterssohn sitzt jetzt in der Kirchen und wird fleißig beten. In der Religion muß er rechtschaffen fest sein, weil er noch beim alten Glauben ist, daß in der Christnacht die Vieher thäten reden. Ich selber hätt' hell drauf vergessen und mag auch gar nicht dran denken, sonst kommt mir der Grugl (Gräuel). Wenn er nur schon da wär'; heut' dauert die Metten ein' ewige Zeit. Jetzt läuten sie erst zur Wandlung."

Eine der Kühe schnaufte. Der Kundl fuhr es heiß und kalt über den Rücken. — „Sie heben schon an; na, wenn er nur schon da wär'!"

Du sollst die Thür' zusperren! rief es im Stalle. Kein Vieh rief es, ihr Leute, sondern das Gewissen des Mädchens.

Und als die Zeit nahte und die Mette zu Ende war, da ging die Kundl, und hing die Thür' von innen mit der Sperrkette zu. Und nachdem die heimkehrenden Leute im Hofe zur Ruh' gekommen waren und ringsum stille, tiefe Nacht herrschte, da rührte sich die Holzklinke an der Stallthür'. Die Kundl verhielt sich still. Es klopfte draußen, es flüsterte.

Der Kundl war heiß in der Brust, aber sie öffnete nicht.

Mit verfrorenen Fingern mußte der Student von dannen ziehen, ohne in dieser wundersamen Nacht die Thiere sprechen gehört zu haben.

Und die Kundl schlief ein und träumte von der redenden Kuh und von der guldenen Busennadel, und auch vom Lichtzeug aus Menschenfett, so sie immer noch liegen hatte in ihrer Truhe.

Schlaf' wohl, Kunigunde! Das Lichtzeug wird Dich nicht brennen, die Nadel wird Dich nicht stechen, und die Kuh kann Dir heute nichts Uebles nachreden, Gott sei Dank! — Aber, das sage ich: wenn es mit Dir so weiter geht auch im nächsten Jahr', dann wird es schwer für den Erzähler ....

Im Stalle wird ein Kreuz gemacht.

„Das neue Jahr hebt schon gut an," sagte die Kundl auf ihrem Krankenbette. Warum auch muß sie sich mit so hohen Herren einlassen, jetzt ist sie zum Falle gekommen. Am Vorabende der heiligen drei Könige wars, als sie auf den Melkstuhl stieg, um an den Querpfosten der Thür die heiligen drei Könige C † M † B † zu zeichnen. Aber noch war das dritte Kreuz nicht gezogen, so schwankte der einfußige Melkstuhl, die Kundl stürzte zu Boden

und verletzte sich den Fuß derart, daß sie ins Bett ging. Da lag sie und commandirte die Weidmagd, welche statt ihrer die Kühe verpflegen und melken mußte. Die längste Zeit war sie mit dem lieben Vieh allein im Stalle, sie sprach zu demselben über Eins und das Andere, sie sang ihm auch oftmals was vor, und sie betete für sich, daß der Höllerbauer ob ihrer Bettlägerigkeit doch nicht ungeduldig werden möchte.

Der wurde es auch nicht, sondern schickte ihr die Schmiertraudl zu. Die Schmiertraudl — über die bitte ich wohl keine Späße zu machen — sie ist ein weitberühmter Doctor der Medicin. Nicht als ob sie darauf studirt hätte, das könnte Jeder, sogar der Arzt in Lahndorf ist auf einer „Studirschul" gewesen, wie ihm böswillige Leute nachsagen. Nein, die Schmiertraudl hat's von ihrer Mutter, der nun gottseligen Salbenthres, und ihre Mutter, die soll einst dadurch, daß sie sieben Jahre lang keinen Traum aussagte, eine arme Seel' erlöst haben, und darauf soll sie sich eine beliebige Gnade ausbitten haben können, und da soll sie sich die Gnade ausgebeten haben, mit einer grünen Salbe alle Gebrechen der Menschen und Thiere zu kuriren. Hat hernach auch Alle kurirt, die das Vertrauen zu ihr gehabt hatten; und die Anderen hatten eben zu ihr das rechte Vertrauen nicht gehabt. Ihre Tochter, die Schmiertraudl, hat viel herumgeschmiert auf den

Gebrechen der Leute und — wie es heißt — Manchen angeschmiert. So war das Vertrauen nimmer da und so konnte die Traudl nimmer helfen.

Auch Kundl's Fuß schwoll immer mehr auf, je dicker sie die Salbe strich. Um sich im Bette die Zeit zu vertreiben, ließ sie sich ihre große blumige Papierschachtel auf die Decke stellen und ergötzte sich an der Musterung ihres Reichthumes. Wie es in dem Schatzkästlein einer Dorfmagd aussieht? Sie läßt Niemand gern hineinschauen, ihr Schatz ist zwar nicht leicht zu stehlen, aber er ist zu entheiligen durch Blick und Wort. Schöne, fromme Sachen sind da: ein Amulet und eine Rosenkranzschnur von der Mutter; das Amulet ist ein im Viereck zusammengefaltetes Leinwandbild, auf welchem in bunten Farben die hilfreichsten Heiligen des Himmels stehen. Die Sach' ist hoch geweiht! Die Kundl hält das in Ehren, sie meint, der Weihe wegen, wird sich kaum bewußt, daß ihr dieses Stück verschlissener Leinwand nur als Andenken an die Mutter so heilig ist. Bauersleute hängen eben all ihr besseres Fühlen und Sinnen und Ahnen, es mag oft noch so irdisch und natürlich sein, an den Cultus ihrer Religion. — Ferner besitzt die Kundl in ihrem Schatzkästlein allerlei Gebänder und verblaßte Rosen aus Papier. Die Mutter ist einmal jung gewesen und hat solche Zier getragen auf ihrem lebensfreudigen Leibe. Zwischen den Rosen liegt eine blutrothe Kerze, die

hat die Mutter in der Hand gehalten, als sie starb. Daneben, gut verwickelt, sind etliche Geldstücke vom Vater, dem Essemeister drüben in Rantenbach. Ferner sind da zierliche Goldringlein mit eingelegten Rubinen, die nur so lange echt sind, als sie in dieser Schachtel liegen; zeige sie fremder Leute Augen, und auf der Stelle sind sie Tand aus Messing und rothem Glase. Verschiedenerlei Burschenspenden, als Herzen und Reiter aus Lebzelten, und Anderes, was man so giebt, wenn man mit „Einer anbandeln“ will, sind da. — Und als die Kundl in ihrem Herumkramen auch an das Würzelchen stieß, das in Silberpapier gewunden war, und das sie vom Micherle hatte, fiel es ihr ein: 'leicht hilft das für den bösen Fuß! Im Grunde glaubt sie's doch nicht, daß das Schleider-Micherle so schlecht sein könne und dieses Ding ein verhextes Lichtzeug wäre zum Häuserausrauben. Sie läßt's wohl gelten, daß eine Wunderkraft drinnen steckt — so kann es doch etwan den Fuß heilen.

Mit vieler Mühe strich sie das zähe Stängelchen auf ein Pflaster und legte es auf den schmerzhaften Fuß.

Es kamen mancherlei Leute in den Stall, um sie in ihrer Krankheit zu besuchen; die Weiber wußten allerlei guten Rath, die Männer wußten gar nichts, sondern trachteten ihr nur die Zeit zu vertreiben. Sie bedankte sich schön für den guten Willen.

Eines Tages schlich auch das Schleider-Micherle zur Thür herein. „Ich thät' Dich halt auch gern einmal heimsuchen, Kundl," redete er sie an. Sie gab ihm keine Antwort.

„Kann ich Dir was helfen Kundl?"

„Nicht vonnöthen, helf' mir schon selber," gab sie zurück. „Aber — weil Du schon da bist, einen Gefallen kunntst mir thun."

Da huschte er zu ihrem Bette.

„Ein Bissel hinaufsteigen sollst mir da," sagte sie, „thät's gern sehen, daß Du mir das Kreuz machst."

„Das Kreuz machen? ich? ja, wo denn?"

„Auf der Thür dort. Die heiligen drei Könige haben um ein Kreuz zu wenig. Bin zu früh heruntergerumpelt. Da hast die Kreiden, steig auf den Block, aber gieb Acht!"

Er that, wie sie sagte, zeichnete neben den Balthasar hin ein scharfes, regelrechtes Kreuz. „So!" sagte er hernach und sprang flink auf den Boden herab, „jetzt hat Jeder sein Kreuz, wie's der Brauch ist. Du hast auch eins, Kundl, und — das möcht' ich Dir tragen helfen."

„Du wohl, Du!" spottete sie, „Deine Salben macht mir den Fuß eher schlechter, als besser!"

„Meine Salben? Wie meinst das?"

„So will ich Dir's gleichwohl sagen, daß ich Dein Wachsstangel, oder was es ist, auf meinen Fuß gestrichen hab'."

Das Micherle war sehr verwundert. Das Stangel im Silberpapier, das sie ihm nicht zurückgegeben hatte?

„Jesses, Kundl!“ rief er dann, „wenn Du dasselbig Ding auf Deinen Fuß hast geschmiert, da hast was Sauberes angestellt!“ Er hub an zu kichern.

„Was lachst denn?“ fragte sie.

„Jetzt kriegst Haar, Kundl,“ sagte er und das fruchtlos verhaltene Lachen schüttelte das ganze Micherle, „jetzt kriegst einen Bart auf dem Fuß. Dieselbige Salben“ — er war vor Lachen nicht im Stande, weiterzusprechen.

„Wird doch heilig kein verhextes Zeug sein!“ rief das Mädchen aufgeregt.

„Ja freilich wohl, freilich,“ gröhlte das Micherle, „dasselbig Stückel ist —“

„Jesus Maria!“ schrie die Kundl, richtete sich auf und starrte dem Burschen ins Gesicht, „jetzt auf der Stell sag's, was Du für Schlechtigkeiten hast! Ist's leicht doch eine Rauberkerzen?“

„Hi hi, dasselbig Stückel ist eine Bartwuchspomade. Auf dem Mareiner Kirchtag hab' ich's 'kauft.“

In dem Mädchen gingen verschiedene Dinge vor. Zuerst war sie froh, daß dieses silberige Würzelchen so harmlos war. Dann war sie erbost über ihre eigene Täuschung und Lächerlichkeit, und endlich

hub sie an und höhnte den Burschen. Das Micherle war ganz weinerlich und lächerlich. Er bat die Kundl, daß sie es ihm nicht für Uebel halten möge, sie allein wäre die Ursache, weswegen er gerne einen Bart hätte. Er wüßte, die Mädel hätten nichts lieber als so was. Aber ihm wolle halt nichts wachsen, er könne selber nicht dafür. Und so habe er's mit der Pomade probiren wollen.

„Und hat sie nicht geholfen?"

„Wie kann's mir denn helfen, wenn's auf Deinem Fuß pickt! — Daß ich's behalten hätt', das hat mir das Gewissen nicht zugelassen, weil's — weil's von Deinem Geld ist."

Die Kundl besann sich. „Weißt, Micherle," sagte sie dann, „jetzt weil die Salben schon einmal auf meinem Fuß ist, so soll sie im Gottsnamen drauf bleiben."

„Na, wenn Du vermeinst! Aber, wenn man's bedenkt, der Bart, was hilft er Dir denn auf dem Fuß?"

„Du bist so viel närrisch, Micherle. Die Salben magst aufstreichen, wo Du willst — kein Haargrandl wachst Dir deswegen, geschweigens ein ganzer Schnauzbart. Da thät' ich ein ganz anders Mittel wissen!"

„Ich auch," sagte der Bursche, „alleweil hab' ich's gehört sagen: vom Busserlgeben wachst der Bart. Meinst, Kundl, sollt' ich das Mittel probiren!"

Probiren kann man's ja; hilft's nicht, so schad't's nicht. — Gesagt ist das nicht worden, vielleicht

gedacht. In solchen Dingen darf man das Aeußerste nie klarstellen. Authentisch ist nur das hier oben angeführte Gespräch zwischen den beiden Leutchen, welches halb im Spaß halb im Ernst am 12. Januar 1878 Abends in dem Stalle des Höllerbauern geführt wurde. Junge Bauersleute sind so viel eigen, man kennt sich bei ihnen nicht aus, sie trotzen sich und narren sich, und haben es doch unter Einem Hütel!

Des Weiteren ist von diesem 12. nur noch zu berichten, daß plötzlich die Stallthür aufging und vor dem Krankenbette der Höllerbauer stand.

„So!“ sagte er, „ist das ein Kranksein? Du legst Dir saubere Umschläge auf, Kundl! 's wird schon helfen, ei ja! und ich verhoff', daß in ein paar Tagen Dein Fuß so weit gesund sein wird, daß Du um ein Häusel weiter gehen kannst. Ich hab' Dir lang' zugeschaut, wie Du mit den Mannsbildern herumgalsterst (schäkerst), aber jetzt ist's mir zu viel. Thuts Euch nit weiter geniren, ich geh schon wieder.“

Und er ging. Die Leutchen blieben zurück und schauten sich an.

„Ich bin's Schuld,“ sagte endlich das Micherle, „so packst jetzt zusamm' und gehst in mein Häusel.“

„Was bild'st Dir denn ein?“ rief die Kundl, „so weit sind wir zwei noch lang nicht. Ich brauch' den Höllerbauer nicht und brauch' Dich nicht. Das wär'!“

Und als sie allein war, die arme Dirne mit ihrem kranken Fuß, der sie festhielt an der Stelle, wo sie seit Kind auf gelebt und nun so plötzlich fremd geworden war, da weinte sie. Nicht so sehr, weil sie fort sollte und ihr Brot wo anders suchen, als vielmehr, weil sie der Höllerbauer, ihr Ziehvater für schlecht und undankbar hielt. — Sie war's vielleicht, vielleicht auch nicht, sie war sich so viel unklar. — „An Allem Ursache ist doch diese verschwefelte Schnauzbartsalben."

In derselbigen Nacht hatte sie Fieber. Und am Morgen, als die Weidmagd kam, um die Kühe zu melken, war das Bett der Kundl leer. Leer und auch gar nicht mehr warm.

Gleich war's bekannt im ganzen Hause, die Kundl wäre durchgegangen. Der Höllerbauer zuckte die Achseln: er gehe ihr nicht nach. Sie hat sich doch nur verstellt, um nicht arbeiten zu müssen. Wer einen kranken Fuß hat, der kann nicht davonlaufen. An diesem Mädel hat man sich sauber geirrt; da hat man sie alleweil für eine Fleißige und Sittsame gehalten und jetzt ist das so Eine!

Seit vierzehn Tagen weiß kein Mensch was von der Kundl.

Eine Veränderung.

Zu Lichtmessen waren in diesem Jahre zwei Feiertage.

Am ersten, so zwischen der Lichten (in der Dämmerung) trat beim Höllerbauer der Essemeister Zenz von Rantenbach in die Stube — der Vater von der Kundel. Der wollte nun einmal nachschauen gehen, „was die Dirn macht".

„Bitt gar schön um die Nachthirbi" (Nachtherberge), war sein erstes Wort.

Der Höllerbauer saß am großen Tisch, hatte eben ein geistliches Buch zugeklappt, in welchem er heute zum Festtage so lange Erleuchtung gesucht hatte, bis es finster worden war. Auf den Gruß des Eintretenden erwiderte er mit einem unverständlichen Brummen.

Das kam dem Zenz nicht ganz richtig vor, doch trat er zum Tische und hielt dem Bauer die Hand hin. — „Seids halt alleweil fleißig im Guten," sagte er und deutete auf das Buch.

„'s wird wohl auch Noth thun," antwortete der Bauer. Dem Ankömmling wollte er aber gar nicht ins Gesicht schauen.

„Heut' behaltst mich über Nacht, Höllerbauer, gelt?" fragte der Zenz treuherzig.

„Wenn's Dir nicht auch zu schlecht ist bei mir."

„Gar nit, Bauer, bin allerweil noch so viel zufrieden gewesen mit Deinem Haus," sagte der Essemeister und setzte beklommen bei:

„Meine Dirn, wie laßt sie sich jetzt an? Bist doch zufrieden mit ihr?“

Schaute ihm der Bauer ins Gesicht: „Deine Dirn? Die Kundl? da mußt schon wo anders anfragen. In meinem Haus wirst sie nit finden.“

„Bauer?“ sagte der Andere kleinlaut, „Du schreckst mich. Wird sich doch nichts zugetragen haben?“

Der Höllerbauer stand auf und sagte: „Sollst Du richtig noch nichts wissen? Nachher muß ich Dir's gleichwohl sagen, Zenz: Vor vierzehn Tagen ist mir Deine Tochter durchgegangen.“

Der Essemeister haschte auf ihn zu: „Saggra, saggra, Höllerbauer, nu hab' ich schlecht gehört!“

„Sauber durchgegangen und bis auf die heutige Stund nicht mehr fürkommen. Kannst sie selber suchen. Wirst sie hart finden; sie lauft nur den Jungen nach.“

Noch ein paar leise Worte wurden gewechselt, da fuhr der Essemeister los: „So hast sie selber versprengt! Und hast Dich seither nicht mehr umgeschaut um das kranke Wesen. Jetzt mitten im strengen Winter! Das ist mir ein sauberer Hausvater. — Du, Bauer, Du hast Dich um mein Kind angenommen, und Dich mach' ich verantwortlich dafür!“

„Freilich, freilich,“ entgegnete der Höllerbauer, „das ist der Dank! den Wurm zu füttern, zu fatschen (wickeln) und aufzuziehen, dem Mädel die Arbeit

zu lehren und einen christlichen Unterricht zu geben bin ich gut gewesen —“

„Ein schöner christlicher Unterricht, wenn sie, wie Du sagst, den Mannsbildern nachlauft.“

„So, wie Du den Weibsbildern, vorch! Fertig bracht ist so was leicht; dazu laßt sich Keiner lang bitten. Nachher fürs Aufziehen steckt er die Brut einem Andern zu und verlangt, daß der Jung' besser soll werden als wie der Alt'!“

„Besser oder schlechter, darnach frag' ich jetzt nicht, Höllerbauer; ich frag' Dich um Eins: Wo ist mein Kind?!“

„Zenz, vergiß Dich nit!“

„Wo ist mein Kind, Bauer?“

Die Bäurin lief herbei: „Jesses, Ihr werd's doch nit raufen am heiligen Frau'ntag! Der Zenz hat nichts mehr zu suchen in dem Haus, das sag' ich!“

Was blieb dem Essemeister übrig? Davon ging er und hielt den Kopf zwischen den Händen und fluchte.

Zum Pfarrer von Lahndorf ging er und zum Gemeindevorstand. Der Erstere versprach, daß es verkündet werden solle auf der Kanzel: Die Kunigunde Pachnerin, Dienstmagd beim Höllerbauern, ist seit zwei Wochen in Verstoß. Wer sie in seinem Hause beherbergt oder sonst wie gesehen hat, der ist verpflichtet, es anzuzeigen. — Der Letztere ordnete an, daß sie gesucht werde.

Das Schleider-Micherle schoß wie sinnlos hin und her. Von ihm wollte es der Höllerbauer wissen, wo sie eigentlich wäre.

„Du Lapp, Du Lappenbauer!“ rief der Bursche aufgebracht, „wenn ich's weiß, wo sie ist, Dir sag' ich's zum letzten. Du hast mir die Liebste versprengt! Zerreißen möcht' ich Dich! Das Haus möcht' ich Dir anzünden! Zerreißen möcht' ich Dich!“

Der Zenz ging von Haus zu Haus und fragte nach seiner Tochter. Die das Lachen verhalten konnten, die verhielten es, die Anderen lachten ihm ins Gesicht. Und die gar nicht lachten, thaten ihm noch das Uebelste an, sie sagten: „Ist halt traurig mit so einem Waisel. Wenn der Schnee weggeht, wird sie wohl gefunden werden.“

„Selber bringt sich Die nicht ums Leben,“ sagten wieder Andere, „und wenn sie unterwegs erfroren wär', so müßt man sie gefunden haben. 's hat um die Zeit, wie sie fort ist, nicht geschneit.“

Was that das Micherle?

Er kaufte sich bei dem Krämer eine Zündholzschachtel, Feuerstein und Schwamm und ging damit hausiren. Wer Feuerzeug braucht?! — In wenigen Häusern fand er Käufer, in keinem sein Dirndl. Immer weiter und weiter kam er von Lahndorf weg.

Ist mir auch alles eins, wo ich bin, dachte er einmal, heim mag ich eh nimmer, und wenn ich

sie nicht find', so mag's sein, daß mich Gott verlaßt .... Hunger hab' ich schon, wie ein Wolf.

Und der Zenz ging noch einmal zum Höllerbauer, bat, daß ihm der Bauer die groben Reden vom Lichtmeßtag verzeihen möge, er sei so viel im Zorn gewesen. Der Höllerbauer sei zu der Kundl doch alleweil rechtschaffen gewesen und er möge sie nur wieder aufnehmen, wenn sie vorkäme. Das versprach der Höllerbauer auch, bemerkte aber noch, daß er des Weitern für die Dirn nicht mehr verantwortlich sein wolle. Dann ging der Zenz verzagt wieder seinem Rantenbach zu.

In einer Schenke an der Straße (ich soll den Vulgarnamen derselben gar nicht nennen) war Tanzmusik. Dem Essemeister war nicht ums Tanzen, aber ein Schluckel Wein wollte ihm gelusten, denn, wenn's zerfahren und bitterbös hergeht in einem Menschen, der Wein bleibt halt immer ein guter Tröster, wenn er nicht zu sauer ist. Aber das Glas Wein in dieser Straßenschenke that ihm nicht gut, denn es war ihm die Kellnerin nicht recht.

Mitten aus einem Knäuel von lärmenden Burschen mußte sie die Wirthin erst hervorzetern, bis sie in den Keller lief und noch tief geröthet von Tanz und Jux dem neuen Gast die Zeche brachte.

„Potztausend!“ sagte der Zenz und sah sie an, „da find' ich ja eine gute Bekannte!“

„Jesus Maria!" stieß die Kellnerin heraus, „ja na, ja — wie kommt aber jetzt der Vater daher?" Sie wurde blaß und roth. Er war nur blaß allein.

Als er sie eine Weile angeschaut hatte, murmelte er ihr zu: „Fragen thu' ich, Kundl! Geh' ein Bissel mit mir hinaus in den Hof."

„Zu weg denn?" sagte sie, „was der Vater zu fragen hat, ich kann ihm vor aller Leut' antworten." Aber sie gingen doch mitsammen in das Freie. In der Holzlege standen sie und das Mädchen weinte.

Wie sie hierher gekommen mit dem kranken Fuß? — Als sie der Höllerbauer fortgewiesen hatte, da konnte sie nicht mehr liegen bleiben unter seinem Dach. Sie lag auf dem Bett, wie der heilige Laurentius auf dem glühenden Rost. In der finsteren Nacht stand sie auf, schleppte sich zur Straße hinab und bat den ersten Fuhrmann, der daher kam, sie mitzunehmen um Gotteswillen. Dieser erste Fuhrmann war der Wirth von unserer Straßenschenke; der führte die Kundl in sein Haus und als nach einigen Tagen der wunde Fuß insoweit geheilt war, ließ sie sich als Kellnerin brauchen.

Den Wirthsleuten mochte jetzt für die Faschingszeit eine so saubere, kernfrische Kellnerin rechtschaffen gelegen kommen, wie sie's thatsächlich nach wenigen Tagen schon merkten, daß die Zahl der Gäste zu-

nahm. Und lauter Mannsleute, die länger sitzen blieben und was ausließen. Und die neue Kellnerin war nicht spröde und schenkte Jedem ein, so viel er haben wollte.

Als sie nun all Das dem Zenz theils erzählte, theils ihn errathen ließ, wurden sie von einem übermüthigen Burschen in Hemdärmeln unterbrochen. Er suchte die Kellnerin, schlang keck seinen Arm um ihr Köpfchen und rieb ihr den Schnurrbart in die Wangen.

Sie versetzte ihm mit der Hand einen Backenstreich, da brüllte er ihr ein derbes Kosewort zu und wollte noch kecker werden, bis ihn der Zenz zurückstieß.

Der Bursche begehrte auf, es kamen auch Andere aus der Zechstube. Was sich der Fremde einzumischen habe?! Es kam zu einem Handgemenge und wenn Bauern raufen, da krachen alle Balken und Pfosten und alle Knochen ringsum. Die Kundl kreischte um Hilfe. Da stand schon der Wirth, schob die Streitenden auseinander, ging den Essemeister an: was ihn die Kellnerin angehe?

„Sie geht mit mir!“ rief er, „auf der Stell' verläßt sie den Dienst!“

„Was Du mit ihr zu schaffen hast, will ich wissen!“ drauf der Wirth.

„Das weiß schon sie selber! Dirn, Du gehst mit mir zum Höllerbauer z' Lahndorf!“

„Ist recht, ich geh', Vater," sagte sie. „Aber zum Höllerbauer bringt Ihr mich nicht mit vier Rössern hin!"

„Recht hast! g'scheit ist's!" schrien die Burschen.

„Und bei Euch bleib ich auch nicht!"

„Zum Höllerbauer gehörst hin, Du Zerggdirn (Vagabundin)!" rief der Essemeister.

„Wer mich einmal davonjagt, zu dem geh' ich nicht mehr, mein Lebtag nicht!"

„Zuweg hat er Dich denn davonjagt?"

„Das braucht Keiner zu wissen."

„Der Vater auch nicht?"

„Auf dem Platz nicht. Ich bin für mich selber —"

„Du bist eine Männerjagerin eine spottschlechte!" schrie der Zenz.

„Wer?" schrie die Kundl noch lauter, „jetzt sind wir fertig! Wenn der bluteigen' Vater selber dem Kind die Ehr' abschneidet, nachher darf man's Andern nicht übel halten! Behüt' Euch Gott allmiteinander, mich seht's nimmer!"

Sie eilte davon und in die Hinterkammer, wo ihre Kleidertruhe stand. Den Riegel stieß sie vor die Thür, daß es krachte.

Die Burschen tanzten, tranken und sangen funkelnagelneue Spottlieder auf die „Männerjagerin".

Sie blieb lange aus, und als es dem Essemeister von Rantenbach zu lang wurde, pochte er an die Thür und sagte gute Worte hinein. Als

diese nichts halfen, kam ihm wieder sein Zorn; mit einem Fußtritt stieß er die Thür auf. Die Kammer war leer, das Fenster offen. —

Das war Sonntag, am 10. Februar.

Gendarmen, die durch die Gegend gehen, haben Auftrag, auch nach einem Mädel Umfrage zu halten — es ist achtzehn Jahre alt, hat eine schlanke Gestalt, nußbraune Haare, schwarze Augen, proportionirte Nase, detto Mund; als besonderes Kennzeichen: ein flachsfarbiges Haarsträhnchen an der linken Stirnseite.

Die Gendarmen lassen sich's angelegen sein, aber bisher —?

Gar zu bedauern ist der Essemeister. Er ist ganz trostlos. Er selber, sagt er, habe sie verscheucht, ins Elend, vielleicht in den Tod gejagt.

Kundl, jetzt ist noch nicht einmal das halbe Jahr aus und eine *solche* Veränderung! — —

Eine noch größere Veränderung.

Am 3. März lief ein etwas verwahrlostes Briefchen im Lahndorfer Gemeindeamte ein, folgenden Inhaltes:

„Weil es der her Haben will zu Melden: um die Kunigunda Pachnerin sul er Sich nit weiter kümern, sie is auf Gratz gereist.“

Nichts Weiteres und auch keine **Unterschrift.**

Also mit der Dorfschönen wäre es vorbei, und mit der Stadtschönen mögen wir uns nicht einlassen. Das wird schon der feine Schulmeisters-Sohn thun. Es ist kein Verlaß auf solche Leute, mitten in der schönsten Geschichte reißen sie aus und bringen den Berichterstatter in Verlegenheit. Wäre vonnöthen, er finge an zu dichten. Ich aber bin kein Solcher! Nicht ein Jtüpfelchen mache ich, das ich nicht verbürgen kann. — Und so kommt es mir wahrlich sehr gelegen, als sie eines Tages, es war am Vorabende des Josefifestes, zu Lahndorf daher trottet.

Ein durchtriebenes Weibsbild, diese Kundl! Wie sie ihrem Vater damals aus der Schenke davongelaufen ist, das wissen wir. Da floh sie nun auf Umwegen der Reichsstraße zu; ihr Fuß schien sich durch die Schnauzbartsalbe des Schneider-Micherl gar sehr gekräftigt zu haben. In einem Hause nun, wo sie um einen Löffel warmer Suppe zusprach, soll sie ihren Steckbrief gesehen haben. Sie war gar nicht einmal erbost darüber, denn schöne Dirndln haben es immer gern, wenn man sie beschreibt. Aber, um die Nachstellungen irre zu leiten, spielte sie den Streich und schrieb, daß die Kunigunde nach Graz gezogen sei, während sie in Wahrheit gerade den entgegengesetzten Weg einschlug.

Es ging ihr aber nicht am besten und da geschah ihr ganz recht. Schon am zweiten Tage überraschte

sie der Abend mitten in einem Walde, und sie mußte froh sein, daß sie eine Kohlenbrennerhütte fand, die wohl auf das Nothdürftigste eingerichtet, doch ohne jeglichen Kohlenbrenner war.

Sie legte ihr Bündel ab, schlug die Schneeballen von den Schuhabsätzen und wollte auf dem Herde Feuer machen, um sich zu erwärmen. Holz war zur Genüge da, aber woher ein Zündhölzchen, einen Feuerstein nehmen? Vergeblich suchte sie im Finstern nach Brennzeug, dann hauchte sie sich in die Fäuste, um die erstarrenden Finger zu erwärmen und trippelte rath- und thatlos in der Klause herum. Aber das sagte sie sich: wenn's mir noch so schlecht geht und ich verhungern und verfrieren muß, zum Höllerbauer geh' ich nicht mehr zurück. Ich vergunn's ihm und dem Andern vergunn' ichs auch, wenn sie mich maustodt finden — keine gute Stund' sollen sie mehr haben!

Draußen im Schnee knarrten Schritte. Ihr erster Gedanke war, daß sie sich ganz ruhig verhalte oder gar entschlüpfe, sie war ja ein Flüchtling. Aber in ihrem trostlosen Zustande sehnte sie sich zu sehr nach einem menschlichen Wesen und selbst wenn's ein Gendarm wäre. Vielleicht ist's doch nur ein Dieb, ein Räuber — wenn er nur Feuer hat. Sie polterte also absichtlich laut herum, und als der Vorübergehende draußen hörte, es wäre Jemand in der Hütte, rief er laut:

„Braucht's Schwefelhölzel? gutes Feuerzeug!“

Der Kundl drang schon beim bloßen Wort vom Feuer ein heißer Stich ins Herz. Es ist hell wie ein Roman: sie erkannte die Stimme des Schleider-Micherle.

Sie that aber stolz. Mit verstelltem Tone verlangte sie Feuerzeug. Er wickelte ein paar Schächtelchen Schwefelhölzer hervor und sagte, daß er kein Geld dafür nehme, daß er aber bitte, über die Nacht in der Hütte bleiben zu dürfen, weil es unmöglich wäre, in der finsteren Nacht eine andere Menschenwohnung zu finden.

Da sagte die Kundl nichts darauf, sondern dachte: Zum Teixel, wenn das nit ein angespielter Handel ist!

Das Micherle hob ein Bein auf, fuhr sich mit einem Hölzchen über das Hintertheil — Feuer gab's — Licht war's.

Und er sah die Kundl vor sich stehen.

Da stand er starr und glotzte sie an, derentwillen er zum Hausirer geworden, um sie zu finden. Das Zündhölzchen mußte erst die Finger brennen, daß er wieder zu sich kam.

Und so waren sie nun beisammen. Auf dem Herde brannte bald ein prächtiges Feuer. Aber mit dem Nachtmahl sah's schlecht aus. Sie zerstreuten den Hunger auf andere Weise. Sie machten sich Vorwürfe.

„Du bist dran schuldig, daß ich jetzt da sitz’,“ sagte sie.

„Du bist davon gegangen,“ bemerkte er.

„Und Du bist mir nachgegangen,“ sagte sie.

„Weil ich’s wissen hab’ wollen, wie Dir die Bartwuchssalben angeschlagen hat.“

„Thät’st mich balbieren?“

„Ist mir nix um!“ — Uneingeweihte werden glauben, das hieße: ist mir nichts drum. Aber im Gegentheile, das Micherle wollte mit den Worten sagen: Meinetwegen, habe nichts dagegen.

Und so huben sie jetzt – nachdem die Wohnung gut geschlossen und durchwärmt war — ein Gespräch an, das meine Leser doch nicht verstünden. Zu verrathen ist nur, daß der Kundl nichts recht war, daß sie Allem widersprach, was das Micherle sagte, bis dieses sich entschloß, gar nichts mehr zu sagen, damit sie ihm nicht mehr widersprechen konnte.

Erst am anderen Morgen hub er wieder an: „Und jetzt gehen wir zusammen heiraten.“

„Auf den Bettelstab leicht?“

„Nein, auf mein Häusel.“

„Wenn Du’s alles so weißt: wer giebt uns denn zusamm?“

„Ich denk’ doch, der Pfarrer z’ Lahndorf.“

„Alser lediger bringst mich nit auf Lahndorf, darauf kannst Dich verlassen.“

„Ja, meinst, daß uns im Wald ein Vogel copuliren soll? Sonst wüßt' ich nit, wie."

Sie schlug mit der flachen Hand auf seine Lippen. Endlich einigten sie sich, daß sie zum Pfarrer in Frauenberg gehen wollten, der sei ein rechtschaffen guter Herr, thät' viel so arme Leut' zusamm'geben, leicht auch sie zwei.

Aber beim Pfarrer zu Frauenberg kamen sie schön an. Zuerst war er über alle maßen freundlich und tätschelte die Braut sogar an der Wange; aber als er die Papiere verlangte, und das Micherle ihm zur Antwort gab: Ja, mit Taufschein, Ehecontract und Ehebewilligung sei es keine Kunst zu copuliren, da brauche man nicht erst zum Frauenberger Pfarrer zu gehen — hub der geistliche Herr an, im Hause herumzuklingeln. Das Brautpaar ahnte, was das bedeutete und machte sich aus dem Staube.

Kein Zehrgeld war da. Die Schuhe waren fuchsroth geworden und fortweg klinghart gefroren. Die Zehen ließen nichts mehr von sie wissen. Es gab keinen anderen Ausweg auf der Welt, als die Heimkehr nach Lahndorf.

Die Lahndorfer sahen und redeten das unter so sonderbaren Umständen vermißte und nun wiederkehrende Paar gar seltsam an. Aber die Kundl rief ihnen aus Aerger keck ins Gesicht: „Sie sollten das Maul halten, jetzt sei der Gais gestreut." — Dieser Ausdruck will sagen: jetzt sei der Sache Ge-

nüge gethan, und die Leute meinten, das Schleider-Micherle und die Höllerbauer-Kundl seien ein Ehepaar.

An demselben Abende, nachdem das Micherl die Kundl in sein Haus geführt hatte, ging er zum Pfarrer von Lahndorf und aus Angst, daß er aus lauter Ehrfurcht und Befangenheit vielleicht nicht einmal ein einzig Wort würde hervorbringen können, wurde er so resolut und laut, daß es fast grob herauskam.

Er verlangte vom Pfarrer die Vereinigung mit der Kunigunde Pachnerin.

„Na ja,“ meinte der Pfarrer, „Zeit ist's, daß Ihr endlich einmal ans Heiraten denkt. Habt es schon eine gute Weil' getrieben!“

Das Micherle grinste.

„Sag' mir einmal, wie seid denn Ihr Zwei bekannt worden“

„Das sag' ich nur bei der Beicht, hochwürdiger Herr Pfarrer.“

„Ei, ist's denn gleich mit was Unrechtem angegangen?“

„Freilich wohl,“ lispelte der Bursche mit schalkhafter Geberde. Wir wissen genau, worin das Unrechte bestand, der Pfarrer glaubte es nur zu errathen.

Er sagte nun, wenn die Taufscheine und die Bewilligung der Eltern und der Behörde da

wären, und vor Allem die Kundl einverstanden sei, so stünde dem Ding nichts entgegen.

Voll Freude eilte das Micherle in sein Häuschen. Die Kundl schüttelte vielsagend den Kopf, als er heimkehrte.

„Nichts ist's, wenn man den Kopf beutelt," sagte sie.

„Warum ist 's nichts?" fragte er erschrocken.

„Weil ich keinen Mann mag, der Tag und Nacht nicht bei mir ist."

„Kunn't mir einfallen!"

„Der Amtsbot' ist dagewesen, hat einen Brief für Dich 'bracht. Unsereins darf nichts haben." Sie schluchzte.

Im Briefe stand wohl keine lustige Mär'. Das Micherle war vorgeladen zur Assentirung.

„Geh! da lach' ich!" rief der Bursche, „mich behalten sie nicht."

Und hierauf sie:

„Ich kann's nehmen, wie ich will, so paßt's mir nit. Mag Dich der Kaiser nit, so hab' auch ich kein' Freud' mit Dir. Und mag er Dich, so hab' ich Dich nit."

Das Micherle war durch die Vorladung ohnehin erregt, die herzlosen Worte des Mädchens machten ihn wild.

„Man kennt sich nit aus bei Euch Weibsleuten!" rief er, „ich mag gar Keine!"

Und sprang davon. Aber die Kundl erwischte ihn beim Rockkragen und schrie: „So! verlassen willst mich jetzt!“

Noch an demselben Tage kam der Höllerbauer und redete der Kundl gütig zu, nur wieder in sein Haus zurückzukehren. Was geschehen, das sei geschehen, sie, die Kundl, sei kein Engel, und er, der Höllerbauer, kein Teufel. Sie solle vergessen und er wolle auch vergessen, dann sei's wieder beim Alten.

„Beim Alten ist's nimmer!“ antwortete die Kundl.

So steht's jetzt.

Nicht Soldat und doch in den Krieg.

Noch im vorigen Capitel hatte es das Ansehen als wäre der Zwiespalt ganz unlösbar.

„Ich kann's nehmen wie ich will, so paßt's mir nit,“ hatte die Kundl gesagt; „mag ihn der Kaiser nit, so hab' auch ich kein' Freud mit ihm. Und mag er ihn, so hab' ich ihn nit.“

Der Kaiser mochte ihn aber, den Micherl, und die Kundl soll ihn doch behalten dürfen – so erfreulich kann sich's wenden, wenn der Himmel gut aufgelegt ist.

Als das Schleider-Micherle Mitte April zur Stellung ging, da nähte sie ihm einen papierenen

Buschen auf den Hut und ein feuerrothes Seidenband, das in zwei Flügeln bis auf die Achseln hinabflatterte. Keiner sonst hatte eine so große Zier, als wie das kleine Micherle, obwohl Jeder auf dem Hut etwas vom Schatz trug – auch der, welcher gar keinen hatte.

Der Baumlipper-Toni, der hatte noch keinen, weil er so viel blöd war und mächtige Angst kriegte, sobald er einem Dirndl in die Nähe kam. Er wich Jeder aus; und eine alte Muhme war, die sagte ihm immer: „Hast schon Recht, Toni, thu' Dich nur schön eingezogen halten. Kommst nachher in den Himmel wann Du stirbst." Der Toni hielt was auf den Himmel und im Grund seines Herzens hätte er eigentlich schon vor dem Sterben in den Himmel kommen mögen. Und fürs Leben gern hätte er ein Dirndl gehabt — wenn er nur mit Einer nichts reden dürft'; denn warum? Es fällt ihm nichts ein.

Jetzt aber zur Stellung kaufte er sich einen bunten Strauß mit langen Bändern und gab den anderen Burschen zu verstehen, er hätte ihn von seinem Schatz. — Und glaubte es schließlich selber und war ganz toll vor Freude darüber, daß er einen Schatz habe. Im Bewußtsein seiner doppelten Würde — als Kaiserlicher dort, als Liebhaber hier, sang er mit den Uebrigen:

„Pfiad die Goud, mei liab Dirndl,
Wos sein muaß, muaß sein:
Mei Läibn ghört in Kaisa,
Mei Herzl gbört Dein.

Und mei Herzl, däis los ih
Bluadfrisch ba Dir z'Haus.
Sist traf's leicht a Kugl,
Nun d' Liab olli aus!"

Der Baumlipper-Toni geht uns weiter nichts an — sie haben ihn behalten zum Soldaten. Die graue Montur mit dem Stecher an der Seite steht ihm einzig gut. Er hat auch schon mehr Courage. — Nu, vielleicht schreibt er einmal.

Es lockt mich, das übermüthige Treiben der Recruten zu schildern, aber als ich's in meinem „Hinterschöpp" that, da ist manche Leserin auf mich böse geworden und von wegen etlichen so tollen Burschenstreichen verscherze ich mir die Gunst der lieben Leserinnen nicht mehr.

Nur vom hellen Jauchzen will ich bemerken und vom Trutzliedersingen und von den Tropfen, die so manchem jungen Kerl im Auge hängen. — Soldatenleben! Der Russ' und der Türk! Die Engländer! und weiß Gott was alles in den Zeitungen steht! Mit Einem plumpsen wir schon zusamm' — wird nicht ausbleiben. Und nachher ist die Patschen fertig. Keiner sieht sein Heimatl wieder! — Also nur früher, so lang' wir noch da

sind, alles zusammreißen: Die Zäune, die Wegsäulen, die Wägen umstürzen, die Fenster einschlagen und was des Spaßes eben mehr ist.

Ein verfluchtes Volk, das Bauernvolk! — Aber die großen Feldherren draußen verwüsten doch auch die Vaterländer aus lauter Vaterlandsliebe?! — Ja, Bauer, das ist was Anderes — —

— 's ist schon besser, ich bin still davon. Da soll sich Jeder denken, was er will. Ich erzähle von der Assentirung: Die Gesunden und Geradegewachsenen haben sie behalten, die Anderen haben sie zurückgewiesen. Diese Anderen sollen daheim bleiben und heiraten, daß die ungerad gewachsenen Leut' nicht aussterben.

Nun?

Nun und das Schleider-Micherle?

Ja, über den haben die Herren gesagt: „Er ist nicht groß, gar nicht, daß er groß ist. Aber ein fester Knirpel. Wir wollten ihn schon brauchen! Halt ja, daß wir ihn brauchen wollten. 's ist ein Kernbursch. — Jedoch, wenn er das einzige Kind von ein Paar alten, mühseligen Leuten ist und daheim eine Wirthschaft zu besorgen hat — nachher können wir nichts machen; gar nichts, daß wir machen können. Müssen ihn auslassen, 's ist Schad!"

So kam er zurück und so hat er's daheim erzählt.

Jetzt hättet ihr die Mädchen von Lahndorf sehen und hören sollen. Zwar man sah und hörte ihnen

nichts ab von dem, was sie inwendig — ganz in der letzten Herzkammer drin — dachten. Sie dachten nämlich (aber das kommt nicht auf), sie möchten ihn haben. „Ein fester Knirpel. Wir wollten ihn schon brauchen! Halt ja, daß wir ihn brauchen wollten. 's ist ein Kernbursch'!" haben die Herren gesagt.

Das Schleider-Micherle — in dieser so glücklichen Lebenswendung — ging zu der Kundl in den Stall und sagte: „Kundl, Du hast — weißt wohl! — nie recht genau gewußt, ob Du mich magst oder nicht. Gieb Dir keine Müh' — ich schau mir um Eine, die's besser weiß."

„Hast recht," sagte sie mit derselben Stimme, mit welcher sie anderes Gleichgiltige zu sprechen gewohnt war und hantirte mit der Streugabel herum und schaute ihn gar nicht an.

„So behüt' Dich halt schön Gott, Kundl, und halt mir nichts für Uebel —"

Da fuhr sie, wild wie eine Bestie mit gezückter Stallgabel auf und schrie: „Das Luder, wo ist es denn, das Dich aufreden (abspenstig machen) will? Ich renn' ihr den Dreispitz in die Wampen!"

So roth im Gesicht wie jetzt, hatte das Micherle sie noch niemals gesehen.

„Mir scheint," sagte er zu ihr, „jetzt weißt es schon besser — meinetwegen — nu, nachher können wir's ja richtig machen. Am übernächsten Montag kann die Hochzeit sein."

„So, in der Antliswochen?! (Charwoche.) Bist denn ein Heid' worden, seit Dir die Stadtherren so schön 'than haben?"

„Siehst es, daß Dir um und um nichts recht ist. Wenn ich Dich nehm', so muß es bald sein, da schau ich auf keine Antliswochen. Das Weihfleisch (Osterfleisch), das möcht' ich schon mit meinem Weibel essen."

„Ums Weihfleisch ist mir wieder gar nichts und bis auf den weißen Sonntag wart' ich gern."

„Ist recht, so soll uns der Pfarrer am Ostertag, am Ostermontag und am weißen Sonntag vom Predigtstuhl herabwerfen (so viel, als das dreimalige Aufgebot machen). Und nachher am weißen Sonntag Nachmittag gehen wir's an."

„Am Sonntag? Meinst ich werd' Dir auf so eine Bettlerhochzeit eingehen?! Eine ordentliche Montagshochzeit muß es sein, wie's der Brauch ist! Das möcht' ich wissen!"

Sie sagte es in so entschiedenem Tone, daß er kleinlaut entgegnete: „Na ja, so wird's halt eine Montagshochzeit sein."

Als er aus dem Stalle ging, stand des Höllerbauers Oberknecht da und sah ihn an und sagte: „Micherl, Du derbarmst mir."

„Wesweg denn?"

„Du derbarmst mir bis in die Seel' hinein."

„Jetzt sag, wie Du's meinst."

„Wenn Du Die nimmst, Micherl, so hast Dein Lebtag keine gute Stund' mehr. Ich sag' Dir, Du kriegst einen Drachen!"

Ohne ein Wort zu erwidern, ging das Micherle davon. Unterwegs dachte er sich: Sein kann's eh. — Aber, ist's mir vorerst recht gewesen, so muß es mir nachher auch recht sein. —

Und am Ostersonntag — schnurgerade auf die Osterfleischkörbe herab wurden die Beiden als Brautleute verkündet.

Die alten Schleiderleute murmelten in ihre Betschnur hinein: Wenn sie halt für einander geschaffen sind — in Gottsnam'! —

Der kecke Schulmeisterssohn, der für die Feiertage aus der Stadt gekommen war, schmunzelte auf dem Kirchenchor und flüsterte zu dem nebensitzenden Wirthssohn: „So eine grasfrische Dirn da sollten sich die Lahndorfer Junggesellen nicht gleich mir nichts dir nichts wegheiraten lassen!"

„Was kannst denn machen?"

„Schauen, daß was dazwischen kommt."

— — Spitzbub!

Ein lustiger Tag.

Die Hochzeit ist verkündet.

„Ist wieder Eine weniger zum Foppen," sagen die Lahndorfer Burschen.

„Ist wieder Einer weniger zum Hänseln,“ sagen die Lahndorfer Mädchen.

„Sind wieder zwei Ehekrüppel mehr,“ sagen die Lahndorfer Burschen und Mädchen.

„Hm!“ sagt der Schulmeisterssohn. Sonst sagt er nichts, er denkt sich seinen Theil.

Am weißen Sonntag Nachmittag war's — und der weiße Sonntag war in diesem Jahre ein grüner Frühlingssonntag mit Maienhauch und Blüthenduft, in welchem man so gerne ans Lieben denkt.

Die Kundl ging den Lahnbach entlang thalaufwärts, um eine alte Schwester ihres Vaters heimzusuchen und ein golden Ringlein von ihr zu entlehnen. Arme Brautleute vermögen es nämlich nicht immer, sich die Trauringe zu kaufen; sie borgen solche von irgend einem Ehepaare aus; es handelt sich ja doch nur um das Symbol — wie der Herr Hochwürdige sagt; nach der Trauung ziehen sie die Kleinode wieder vom Finger, und ihr Leben wird auch ohne sichtbares Zeichen ein Doppelring der ewigen Treue.

Als sie so zwischen den junggrünen Weiden hinging und thatsächlich ans Lieben gedacht haben mochte, stand, wie vom Himmel niedergeblitzt, der Schulmeisterssohn da.

„Schön Dank, daß mich der Herr so erschreckt hat!“ sagte das Mädchen spöttisch.

„Ist gern geschehen," antwortete der Student. „Wo gehst denn hin, Kundl?"

„Ich geh' ein wenig aus. Und wo geht der Herr hin?"

„Ich? Nirgends. Maikäfer fangen."

„Ja, Gott sei Dank, solche Vieher giebt's heuer wieder übrigsgenug."

„Freilich. Und da steht auch so ein lieber Käfer!" Er griff an ihr Kinn. Sie schlug seine Hand mit der ihrigen hinweg, so wie man eine zudringliche Fliege abwehrt.

„Ist es denn ernst, Dirndl, daß Du morgen mit dem Schleider-Zwergel zusammenheiratest?"

„Ah na, das thun wir nur aus Spaß."

„Du glaubst es nicht, Kundl, aber mir thut's leid um Dich."

„So? Bedank' mich für die Freundschaftlichkeit."

„Kundl, Du hättest einen Bessern kriegt, als diesen Keuschlerbuben."

„Hab' aber keinen Bessern mögen."

„Wie Du Eine bist, so fein beieinander und gestellt auf und auf: wolltest nicht lieber eine Stadtfrau sein?"

„Eine Stadtfrau, das wär mir nicht zuwider!"

„Ein seidenes Kleid und ein golden Geschmeid', ein Federbettlein und ein Doctor darein."

„Kann's der Herr nicht weiter, das G'sangel?" fragte die Kundl.

„Gefällt's Dir?"

„Das ist g'wiß!"

„Schau, so kunntst mich ja gern haben. Ich mach' Dich zu einer Frau, wann Du willst."

„Ist gut gemeint. Mir ist's allzeit recht."

„Also komm'!"

Klatsch! saß ihm eine auf der Wange.

„Was glaubt denn der Herr!"

„Ich lass' mich nicht schrecken, ich hab' Dich zu gern."

„So keck sein! Da, wo allerweil Leut' zu gehen haben."

„Die Menge Maikäfer solltest Dir einmal schwärmen sehen da oben beim Apfelbaum."

„Morgen um die Zeit, heut' hab' ich nicht derweil."

„Es gilt, Kundl. Morgen auf die Nacht bei der Hochzeit, wenn die Andern alle tanzen, das Micherl torkelt schon auch mit einer Alten um — kommst Du hinter das Wirthshaus auf die Kegelbahn hinaus."

„Morgen auf die Nacht bei der Hochzeit."

„Ja, bei der Hochzeit."

„Wenn die Andern alle tanzen."

„Wohl, Dirndl."

„Hinter dem Wirthshaus auf der Kegelbahn."

„Es bleibt dabei, Schatz. Jetzt ein Küßchen."

„Morgen ist auch noch ein Tag."

Und wirklich, die Kundl hatte Recht, am anderen Morgen war auch noch ein Tag. Und was für einer! Ihr Ehren- und Hochzeitstag, wo man ihretwegen Musik machte mit den Kircheninstrumenten und Schüsse abfeuerte mit den großen Kirchenböllern, die sonst nur am Ostersonntag und am Frohnleichnamsfeste krachten. Schier vergaß sie auf das Micherle, ihren Bräutigam, so sehr fühlte sie sich als Festkönigin, im hellrothen Brautkleide, das freilich noch auffallender war, als es ein weißes hätte sein können.

Eine Genossin hatte sie noch gefragt, weswegʼ sie denn kein weißes Brautkleid und keinen grünen Kranz trage.

„Ist schon abkommen, tragen sie jetzt nimmer," war der Bescheid und schnell darauf: „Na, was es aber heuer schon viel Schwalben giebt! Alles, wo man hinschaut, ist voller Schwalben."

Und das Micherle war hergestiefelt! Es sah proper aus. — Ich komme in meinem Leben nicht zu der langen Reihe von Silberknöpfen, welche der Bräutigam über der Brust trug. Möglicherweise wäre diese kostbare Reihe sogar des Micherlʼs Eigenthum gewesen, wenn sie nicht dem Höllerbauer gehört hätte. Der schwarze „Gehrock", der sonst bei Bräutigamen bis auf die Knie hinabzugehen hat, aber auch nicht weiter, that dem Micherle ein Uebriges und langte ihm bis über die halben Waden; er

gehörte dem Spreitzgraber-Sepp. Und so war der auswendige Bräutigam der Kundl von verschiedenen Enden des Dorfes zusammengeliehen, während aber der inwendige um eilf Uhr zwanzig Minuten Mittags ihr ausschließliches Eigenthum geworden. Um diese Zeit sagten sie — das Micherle beherzt, die Kundl schämig — ihr Ja. Mit dem Bräutigam sagte auf dem Chor auch ein Anderer Ja — aber auf seine besondere gute Meinung.

Das Essen und Trinken — es war Gottlob gut und genug — sei des Weiteren übersprungen. Die Person zahlte dafür, wenn sie, wie der „Danksager" kundthat, ein „Mannleut" war, blos drei Gulden, wenn sie aber ein „Waibarz" war, aus Trutz, weil „sie eh hart d'ranzukriegen", dreihundert Kreuzer. Darauf beim Tanzen wurde es so lustig, daß eine Hochzeitsgastin bemerkte: „Will mir halt nit gefallen. Lustige Hochzeit, traurige Ehe!"

„Du Kindisch!" rief ein alter Junggeselle, „wenn's allerweil lustig wär', da thät Jeder heiraten. Daß es mit dem Lustigen anhebt, das ist ja der Köder. – Ich nicht, ich."

Wie es ums Finsterwerden geht, steht die Kundl von ihrem Platz auf. Sie denkt an die Kegelbahn. Heute geht's an alle Neune, das weiß sie. So zerrt sie den Bräutigam in einen Winkel mit und sagt: „Michel, Du kannst mir gleich einen Gefallen thun."

„Nur anschaffen.“

„Draußen auf der Kegelbahn soll sich der Student versteckt haben. Geh' mit etlichen Mannern und fang ihn. So Leut' wissen allerhand spaßige Hochzeitssprüch': möcht' einen hören.“

„Wie weißt denn Du, daß jetzt in der Kegelbahn der Student versteckt ist?“ fragt das Micherle ganz vernünftig.

„Weil er mir's selber gesagt hat und weil er mich hat kommen heißen.“

Die Männer gingen hinaus. Darauf war in der Laube der Kegelbahn ein heftiges Gepolter und dann kamen sie wieder ins Haus zurück, und das Micherle sagte: „Der merkt sich's! — Und jetzt, Kundl, denk' ich, gehen wir heim.“

Sie gingen. Und als sie daheim waren und ihre Trauringe ablegten und alles Erborgte, zog die Kundl ein weißes Sacktuch hervor, hielt es dem Manne vor die Nase und sagte: „Kennst es noch, Micherle? Von der Kirchweih her! Das wirst abbüßen, jetzt hebt die Strafzeit an.“

Armes Micherle! In einem Monat fragen wir wieder nach, wie es Dir geht.

Mit dem Kreuz nach Maria-Zell.

Am Pfingstsamstag gingen die Lahndorfer mit dem „Kreuz“ nach Maria-Zell. Mit dem Kreuz gehen

heißt, mit der Procession gehen, welcher ja das Kreuz, oft sogar die Fahne vorausgetragen wird. — „Mit einem Kreuz gehen sie aus, mit einer Fahne kommen sie heim,“ sagt ein Lahndorfer Verleumder; gut gemeint ist das kaum, Fahn' bedeutet in der Bauernsprache auch Rausch. Wir wollen nicht weiter darüber grübeln.

Bei jungverheirateten Leuten in der Lahndorfer Gegend ist es Brauch, daß sie zur schuldigen Danksagung auch eine Wallfahrt nach Maria-Zell machen, wobei — wie der Lahndorfer Verleumder wieder bemerkt – die Weiber fortweg Te deum laudamus singen thäten, die Männer aber allerweil Vaterunser beten, von wegen dem „erlöse uns von dem Uebel.“

Es war selbstverständlich, daß sich auch die Kundl mit dem Micherle der Procession anschloß. Sie hatten Beide hübsch aufgeladen, denn sie schleppten das Wirthshaus mit. Ein paar Laibe Brot und sogar feineres Backwerk, woran die Kundl tagelang mit wichtigstem Nachdrucke geschaffen hatte, trugen sie in ihren Bündeln; und wo sie durstig wurden, da drehte unser Herrgott stets sein großes Faß auf und sie tranken gutes Quellenwasser.

Allmählich mußten unsere Eheleutchen von der Procession zurückbleiben. Die Kundl merkte fürs Erste, es thäte sie der Schuh drücken; so zog sie ihn aus und ging auf der linken Seite barfuß. Fromme

Leute stecken auf Wallfahrtswegen bisweilen Sand und Glasscherben in die Schuhe, damit die Sünden ordentlich zerschunden und zerkratzt und sohin abgebüßt würden; aber die Kundl war so weltlich, daß ihr der Sand auf der Straße schon nicht taugen wollte. Das Micherle wäre am liebsten mit einem Besen vor ihr hergegangen und hätte die Steinchen aus dem Wege gekehrt; zum mindesten rieth er ihr, sie möge den Strumpf wieder anstreifen, denn er könne es nicht sehen, wie das arme Füßel leiden müßte.

Da kam er an! „So," sagte sie und blieb stehen, „auf den Strümpfen gehen! Stopfst Du sie mir, wenn sie Löcher kriegen? Strickst Du mir neue, wenn sie hin sind? Du fragst nichts darnach, Dir ist nur alleweil um's Verschwenden. Vom Hausen ist keine Red' bei Dir. Auf den Strümpfen gehen? Möcht' wissen, wo wir thäten hinkommen!"

„Ich verhoff's nach Maria-Zell."

„Du Micherl!" drohte die Kundl, „das auf die Red' aufsitzen vertreib' ich Dir – wirst es schon sehen! Wenn Du so proper bist, trag' mir meinen Binggel, ist gescheiter!"

Er nahm ihr das Bündel ab und band es zu dem seinen

Dann gings wieder eine Strecke. Die Procession war längst davon, die beiden Leutchen waren zwischen den hohen, fremden Bergen allein. Das

Micherl schlug ihr vor, daß sie sich fest in seinen Arm hinge und auf ihn stütze, er wolle sie schon schleppen.

„Ist auch Deine Schuldigkeit,“ antwortete sie schnaufend, „Ihr Mannsbilder könnt uns nur alleweil aufladen, tragen müssen wir selber. Das wird was ausgeben, wenn mich so ein Zwerg schleppt!“

Sie hing sich aber doch an seinen Arm und er schleppte die beiden Bündel und das Weib und sagte kein Wort. Ich wüßte nicht, konnte er vor Anstrengung nicht reden oder hatte ihn der „Zwerg“ verstimmt. Auf jeden Fall suchte er zu beweisen, daß es doch was ausgab, wenn er sie schleppte.

So kamen sie endlich zum Seeberg. Dem Micherle graute insgeheim, als er den Weg die steile Lehne hinangehen sah, und wirklich, als sie ein paar hundert Schritte gestiegen waren, sank die Kundl auf den Rain hin und hauchte: „Wegen meiner thu' Du, was Du willst, ich kann nicht mehr weiter.“

Er schnitt ihr ein weißes Stück Brot, er holte ihr einen Trunk Wasser.

Sie lehnte es entschieden ab und roch an einem Fläschchen Melissengeist.

„O je,“ sagte ein Vorübergehender, „die schmeckt beim Melissengeist, da weiß ich schon, wer zurück=

hält, daß sie nicht hinaufkann. Ehekrüppel, die kannst heilig tragen."

Als dieser böse Mensch vorüber war, sagte das Micherle zu seinem Weib: „Du, es ist wahr auch, ich kunnt Dich leicht ein Bissel tragen."

„Du wohl tragen, Du!" lachte sie auf. „Ein gescheiter Mann hätte mich abgeredet von der Kirchfahrt."

„Ich hab ja gesagt, Du wirst den weiten Weg nicht überkommen mögen."

„Weil Du mich gern los gehabt hättest und mit den andern gesprungen wärest und mit den Menschern umergalstert . . . Meinst, ich bin so dumm?"

„Gescheit bist schon, aber stärker bin ich. Geh', wenn Du hast ausgerastet, so reit' auf, ich trag Dich auf dem Buckel; Esel bin ich genug dazu."

Die beiden Bündel voran hängen, das Weib hinten, so schnaufte das Micherle den Seeberg hinan. Der Schweiß perlte ihm über das Angesicht; und so oft er an der Weglehne absetzte, um auszuathmen, hatte die Kundl eine bittere Bemerkung für ihn. So schritt er wieder an und murmelte: „Ist ja recht, ich geh' halt mit dem Kreuz nach Maria-Zell."

Unweit des erzherzoglichen Jagdschlosses Brandhof knarrte zum Glück ein Bauernwagen hinten nach, dessen Besitzer die Gelegenheit, sich eine Stufe

in den Himmel zu bauen, mit Freuden ergriff und die Kundl auf sein Fuhrwerk nahm. Im Ort Wegscheid hatte ein Flossenwagen Erbarmen und so kamen unsere Eheleute noch vor Abend glücklich nach Zell. Sie setzten sich vor der Kirche auf die prächtige Quaderntreppe und aßen Brot. Dabei sagte das Micherle: „Jetzt werden wir fürs erste einen Beichtstuhl suchen gehen. Und wenn ich Dich sollt' beleidigt haben, Kundl, so oder so, ich weiß es nicht — mußt mir halt verzeihen."

„Zeit ist's schon, daß Du mich einmal um Verzeihung bittest," entgegnete die Kundl mit großer Genugthuung, dabei wußte sie selbst nicht, wieso er auf solche Gedanken kommen konnte.

Bald verlor sie sich in der Menge der Wallfahrer, um ihre Andacht zu verrichten. Das Micherle ging durch eine Seitenthür in die Kirche, legte dort, wo der Tisch zum Rosenkranzweihen steht, seine Bündel ab und suchte einen Beichtstuhl. —

Was Beide beichteten, geht uns nichts an; aber verrathen darf ich, daß das Micherle eine ungleich größere Buße aufbekam als die Kundl, wofür er sein warmes „Vergeltsgott" durch das Gitter lispelte.

Als er hernach gegen den Gnadenaltar trat, kam ihm, zwischen den Knienden und Stehenden sich herbeizwängend, die Kundl entgegen: wo er die Brotbündel habe?

„Die habe ich derweil beim Weihtisch in den Winkel gestellt.“

Sie gingen zum Weihtisch, fanden aber keine Brotbündel mehr.

„Der Meßner wird sie weggenommen haben,“ sagte beruhigend das Micherle, trat ihm aber schon der kalte Schweiß aus der Stirne.

Der Meßner wurde befragt; der wußte aber nichts von den Brotbündeln.

„Das ist sauber,“ sagte die Kundl etwas vernehmlicher, als man sonst in Kirchen zu sprechen pflegt, „jetzt hat der Tollpatsch das Brot verloren!“

Das Micherle schoß hin und schoß her. Jeden ging es an, ob er nicht die zwei Brotbündel gesehen hätte. Keiner wußte Bescheid.

„Jetzt, was stellen wir an?“ rief die Kundl, „hast mich leicht nach Zell geschleppt, daß Du mich da willst verhungern lassen?“

„Sei nur still,“ flüsterte er, „ich red' gutherzige Leut' an, ich krieg' schon was.“

„Ist der Bettler schon fertig,“ darauf sie, „so weit kommt Eins, wenn man sich mit einem solchen Halbnarren einlaßt. Denkt' hab' ich mir's eh! —“

Vor Aerger und Müdigkeit sank sie auf eine Steinbank.

Die etlichen Silberzehner, die sie mithatten, waren auch in einem der Bündel gewesen. — Es

dämmerte der Abend und die Wallfahrer in der Kirche huben an, es immer lauter und bunter zu treiben; der „Lichtelumgang“ begann und der Zug schritt gerade an der Steinbank vorüber, auf welcher die Kundl saß und weinte. Die Leute glaubten, sie beweine ihre Sünden.

Das Micherle rannte draußen in den Gassen umher. In einem der letzten Häuser des Marktes fragte er an, ob er und sein Weib in der Scheune auf dem Heu schlafen dürften.

„Auf dem Heu lassen wir Niemand schlafen,“ war der Bescheid, „wenn mit dem Feuer ein Unglück geschieht, wer fragt darnach?“

„Es geschieht kein's,“ versicherte das Micherle treuherzig, „wenn wir wo schlafen, haben wir kein Feuer bei uns.“

„Wir haben gute Betten,“ sagte der Wirth.

„Wäre schon recht, Herr Vater, aber weil man auf dem Kirchfahrtweg halt gern ein Bissel bußwirken thut.“

Der Wirth ging davon, kam aber bald wieder zurück und bedeutete, es wären auch schlechte Betten zu haben.

„Was kostet eins von den wohlfeilsten?“ fragte nun das Micherle.

„Ah so, solche Bußwirker seid Ihr!“ rief der Wirth und ließ den armen Mann stehen, wo er stand. Traurig und ganz verzagt ging dieser in die

Kirche zurück. Dort war einstweilen Hilfe geworden. Die Lahndorfer hatten den Verlust der Schleiderleute bald erfahren und allsogleich gesagt: „Nein, versetzen (verlassen) thun wir sie nicht; gehören zu uns. Wir schießen zusammen.“

Und der Fahnenträger war's, der mit dem Hut in der Hand unter den Lahndorfern umherging: „Bitt' für die armen Verunglückten um eine kleine Gab'; was der gute Wille ist!“

Die Kundl meinte, sie müsse vor lauter Scham unter das Steinpflaster sinken. Sie genoß an demselben Abende keinen Bissen von dem, was man ihr so freundlich anbot und wendete dem armen Micherle bis zur Morgenfrüh den Rücken zu.

Als es dann zum Heimweg kam, vermochte sie wieder nicht Schritt zu halten; sie mußte zurückbleiben und war so verbittert, daß sie an einem Wegkreuze liegen zu bleiben und zu verhungern beschloß.

Da lief das geängstigte Micherle heran.

„Geh nur, geh Deiner Wege, Bettelmann!“ rief sie ihm zu.

„Magst sagen, was Du willst, Kundl, ich verlass' Dich nicht,“ versetzte er, „schau, da hab' ich was Geselchtes, das kräftigt Dich schon wieder. Nachher rucken wir schön langsam wieder an. Möcht' wissen wegen was wir so laufen sollen, wir kommen allerweil noch heim.“

„Was hab' ich denn daheim? Ueberall ist's mir lieber, als wie daheim. Du bist eine Letfeigen, Du bist ein Dalgert (Tropf). Ein solcher Mann! Wo ich nur meinen Verstand hab' gehabt?"

„Kunnt mir's selber nicht denken," versetzte er sanftmüthig.

„Verthut er das Brot und laßt für uns betteln. Mein Lebtag lass' ich mich z' Lahndorf nicht mehr blicken."

Ein feiner Fiakerwagen mit zwei flinken Rößlein, welcher Touristen nach Maria-Zell befördert hatte und nun leer zurückfuhr, rollte heran.

Das Micherle winkte dem Kutscher, daß er halte und rief: „Bist frei, so setzen wir uns ein. Wir fahren über Kapfenberg nach Lahndorf."

„Wie's beliebt," antwortete der Kutscher, sprang vom Bock, öffnete den Wagenschlag und mit einem Ruck saß die Kundl zwischen den Polstern. Rasch und glatt rollte die Kutsche davon und die Kundl wußte gar nicht, wie ihr geschah. Die Lahndorfer Procession glotzte nur so drein, als die vornehme Kalesche mit den Schleiderleuten an ihr vorrüberrauschte — da lugte die Kundl das Micherle von der Seite an und schmunzelte ein wenig. So gerne hätte sie ihm gestanden, wie wohl ihr's that, aber der Trotz ließ es nicht zu. Er fühlte es doch und war bei sich gar vergnügt. Jeder Ehemann sollte es so machen: wird ihm sein Kreuz zu schwer zum Tragen, so leg' er's auf den Wagen.

Nach vier Stunden waren sie in Lahndorf. Das Micherle geleitete seine Dame ins Haus und ging dann, um es mit dem Fiaker abzumachen. Auf welche Weise? Vielleicht zeigt sich's später.

Erst am Abende zog die Zeller Procession unter Glockengeläute in Lahndorf ein. — 's ist rechtschaffen schön, dachte das Micherle, aber — will ich wieder einmal nach Zell: mit dem Kreuz geh' ich nimmer.

Brennende Lieb'.

Am Dreifaltigkeits-Sonntag ging das Micherle in den Markt und zum Adlerwirth. Dort ließ er sich ein Achtel Wein geben, damit er im Gastzimmer sitzen und auf den Herrn Adlerwirth warten konnte. Als dieser erschien und den Gästen sein grünes Käppchen lüftete, stand das Micherle auf, trat so nahe als möglich zum Wirth und gestand ein, daß er noch nicht zahlen könne: „Von wegen dem, daß dem Herrn Vater sein Herr Kutscher uns von Zell hat heimgeführt.“

„Kindisch, Micherle!“ sagte der Wirth und klopfte ihm auf die Achsel, „dafür bist nichts schuldig. Ist ja recht gescheit gewesen, daß Ihr den Wagen nicht leer habt zurückfahren lassen. Na, na, zahlt sich nicht aus, mich freut's, Micherle.“

Dieses wollte aus Dankbarkeit wenigstens Hand-küssen, aber auch darauf ging der wackere Adler-

wirth nicht ein. „Will's schon noch einmal abstatten, Herr Vater, weil wir so viel froh sind gewesen."

„Was macht denn Dein jung' Weibel?"

„Mein's? Rechtschaffen gesund ist's," antwortete das Micherle und ging heim, um immer wieder neu zu erfahren, was seine Kundl für ein gesundes Kind war.

„Hat mir gar nicht einmal was geraitet (gerechnet) — fürs Heimfahren – der Herr Adlerwirth," erzählte er ihr.

„So!" antwortete sie, „raiten soll er Dir auch noch was? Ist dumm genug gewesen, daß Du mit dem dalkerten Fahren die ganze Kirchfahrt verdorben hast."

„Verdorben? Wie so denn das?"

„Gleichschauen thut's Dir, daß Du nicht einmal weißt, daß man auf dem Wallfahrtweg nicht fahren darf."

„Ist eh wahr auch," gab das Micherle zu.

Insgeheim aber fühlte die Kundl doch eine Art Dankbarkeit, daß sie von Maria-Zell so glücklich wieder zurückgekehrt war; sie wollte dafür was opfern, und als für die Hinterbliebenen der im vergangenen Winter auf dem Lahnsattel bei Frein verunglückten Holzschlägerleute die Sammlung war, spendete die Kundl auf eine gute Meinung auch ihr Scherflein. „Dieses Scherflein," sagte davon der würdige Pfarrer von der Frein, der die Gaben in

Empfang nahm, „ist zu vergleichen mit dem Pfennig der Witwe im Evangelium . . .“

Die Arbeitstage haben in der Lahndorfer Gegend zur Sommerszeit höchstens vierzehn Stunden, aber das Micherle dehnte sie auf sechzehn. War sein Schleidergütel versorgt, so ging er ins Tagwerk aus und war dann am Abend, wenn er heimkehrte, immer noch munter für allerlei kleine häusliche Arbeiten, die er der Kundl aus der Hand nahm, damit sie sich leichter geschehen lassen konnte. Sie commandirte scharf mit ihm herum, und er zeigte ihr immer sein gutmüthiges Gesicht.

Einmal hatte das Micherle schon auf den Lippen, seine junge Ehewirthin zu fragen, wie sie eigentlich im Ganzen mit ihm zufrieden sei, denn für ein einzig Lobeswörtel aus ihrem Munde hätte er gern von seinem Leben ein ganzes Jahr gegeben — und wäre es selbst ein Schaltjahr gewesen. Aber er schluckte seine Frage wieder hinab, er fand sie unbescheiden.

Im Juli begann eines Tages, entzündet von dem Brandbrennen der Feldreuter, drüben in den Mitterbergen der Wald zu brennen. Anfangs wurde dem Weitergreifen des Feuers im Gestrüppe keine Bedeutung beigelegt und als es das Gestämme ergriff, war es zu spät. Der Wald gehörte dem Adlerwirth. Es arbeiteten nun viele Leute Tag und Nacht, jedoch das Feuer griff langsam, aber unauf-

haltsam weiter und die Mitterberge waren sammt und sonders in Rauch gehüllt.

Das Schleider-Micherle sah von Lahndorf aus die Sache mit Kopfschütteln. Als es nun hörte, es wäre des Adlerwirths Wald, der im Feuer stünde, da machte er daheim, es war am Samstag den 13. Juli, früh Feierabend. — Zum „Balbierer“ wolle er gehen.

„Jetzt, das ist aber schon eine Hoffahrt auch,“ meinte die Kundl, „hast Dich nicht erst vorig Samstag balbieren (rasiren) lassen?“

„Ist halt sid Zeit wieder nachgewachsen,“ sagte er.

„Wenn's allemal wieder nachwachst, so hilft das ganze Balbieren nichts,“ versetzte die Kundl und hatte Recht. „Nur, daß Eins das Geld hinauswirft.“

„Und vom Balbierer,“ sagte das Micherle, „hab' ich nachher ein bissel wollen nachschauen gehen, wie es denn hergeht beim Waldbrand.“

„Ja freilich! nachtschlafend' Zeit in der Weiten umsteigen, das geht Dir just noch ab, nachher hast alle Untugenden beisammen.“

„Nachher ist's recht,“ meinte das Micherle gutmüthig lächelnd, „die Thür laßt mir offen, gelt?“

„Das mußt erst sehen.“

„Ist auch recht, sonst klöpfl ich halt.“

Und war fort.

Am selbigen Abend ging bei dem Schleiderhäusel ein junger Nachbar vorbei. Als er die Kundl im Garten sah, wie sie die Nelkenstämmchen an die Stöcke band, setzte er sich auf den Zaun, schmauchte seine Pfeife, sah ihr zu und schmunzelte. — Sauber ist sie immer gewesen und jetzt schon gar. Ein solches Weibel zu haben, das wär' ein Gusto! —

„Na, Kundl, wo hast denn heut' Deinen Alten?“ fragte er in den Garten.

„Was frag' ich darnach?“ war ihre Antwort.

„Hast auch recht, der ist ins Wirthshaus 'gangen. — Magst mir kein Nagerl schenken für meinen Hut?“

„Um ein Nagerl ist mir just auch noch Keiner feil,“ war ihre Entgegnung, pflückte ihm das schönste, hellste Doppelnelkchen und brachte es zum Zaun. Anstatt des Blümchens faßte er ihre Hand an, zog sie an sich und lispelte ihr schmunzelnd was ins Ohr.

„Daß Du's weißt, was sich d'rauf gehört!“ sagte sie und versetzte ihm Eines.

Der junge Nachbar taumelte vom Zaun und ging schimpfend seines Weges.

Es wurde finster; die Kundl ging zu Bette, verschloß aber früher die Hausthür. Sie blickte noch einmal zum Fenster hinaus in das von Rauch durchzogene Thal und hinüber gegen die Mitterberge, über denen stellenweise ein schwacher

Schein lag. Und zog dann die Decke über ihr Gesicht.

Erst zur Zeit des Morgengrauens klopfte es an die Thür. Sie hörte es, aber meldete sich nicht. Das Klopfen verstummte bald wieder, denn der Adlerwirth ging zum Höllerbauer und berichtete, was vorgefallen war.

Als die Kundl aufstand, hörte sie in der Kammer, wo die alten Schleiderleute schliefen, ein Gemurmel von verschiedenen fremden Stimmen; das kam ihr gleich nicht recht vor, und als die alten Leute in lautes Weinen ausbrachen, erschrak sie so sehr, daß ihr finster vor den Augen wurde.

„Michel! Michel!“ rief sie heftig und rasch nacheinander. Da trat der Adlerwirth ein, verstört und blaß.

„Dein Mann liegt in meinem Hause,“ sagte er „der Michel hat sich so viel beschädigt — beim Feuer. — Was wird er denn schuldig sein für den unglückseligen Wagen! Ich habe ihm's mehrmals gesagt, aber er will abdienen und vermeint, daß er beim Waldbrand seinen Mann stellen muß. Zehnmal mehr Wald soll hin sein, wenn nur das nicht geschehen wäre.“

Die Kundl hatte sich auf eine Bank niedergelassen und blickte den Adlerwirth starr an.

„Verzählt's nur. Ich ertrag alles,“ sagte sie ruhig.

„Zu weit vorgewagt hat er sich," berichtete der Adlerwirth. „Noch das umgehauene Dickicht hat er wollen beiseite schaffen, dieweilen auf der Höhe schon die Stämme brennen. — Ist nicht rathsam, Michel, schreit noch Einer, da schlägt ihn schon ein stürzender Ast zu Boden. Wir können kaum geschwind zu ihm hin. Laßt's mich nur liegen, ruft er noch, daß nicht Euch auch was geschieht. Mein Weib lass' ich grüßen. — Wie wir ihn herauskriegen, ist's schon hell vorbei. Er lebt nimmer."

Die Kundl war todtenblaß.

Nun wischte sie sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn und sagte leise: „Lebt nimmer."

Später sah man sie über die Felder gehen und wieder zurück und etwa, damit es nicht aussehen sollte, als ginge sie zwecklos so herum, brachte sie einen Strauß von Erdbeeren mit, den sie unter die Kinder des Dorfes vertheilte.

Dann trat eine Nachbarin zu ihr und fragte sie, weshalb sie mit den alten Vaterleuten nicht zum Michel hinabgegangen wäre?

„Ich mag ihn nicht mehr sehen, ich mag ihn nicht mehr anschauen!" rief sie und verdeckte ihr Gesicht und sprang davon.

Gegen Mittag gesellte sich eine Jugendgenossin zu ihr, die wollte gern trösten, wenn sich nur erst eine Trostbedürftigkeit zeigte.

„Aber daß Du's gar so leicht nimmst, Kundl," sagte sie, „es ist ja ein Glück, wenn Du's kannst, aber ich an Deiner Stell' müßt' mich zu todt weinen."

„Närrin, Närrin!" rief die Kundl, „wenn ich weinen kunnt! Mein Blut tropfenweis' wollt ich mir bei den Augen herausweinen. — O mein Gott im Himmel, wie mir hart ist!" —

Und nun ging sie in der Einschicht um oder verschloß sich in ihr Häuschen, während die Lahndorfer im Markte waren, um das unglückliche Schleider-Micherle mit seinen Brandwunden todt auf dem Brette liegen zu sehen und dann zu begraben. Sie hörte die Glocken klingen über den Hügeln her durch die stille, sonnige Luft. — Und als alles vorbei war, schlich sie auf Umwegen dem Kirchhofe zu; und als Alle davon waren, auch der Todtengräber mit seinem Spaten, da ging sie zum frischen Grabe und sank mit einem lauten Schrei: „Er ist für mich ins Feuer gegangen!" auf dasselbe nieder.

Und sie weinte nun und weinte so bitterlich und so wild, daß die Leute auf den umliegenden Aeckern aufhorchten und ebenfalls nasse Augen bekamen.

Es war der Schmerz der Liebe nicht allein, es war der Schmerz der Reue, und jedes harte Wort, das sie ihm gesagt, es kam jetzt in ihr Herz und

brannte heißer, als je der glühende Baum brennen konnte, der ihn erschlagen . . .

So oft, so oft, daß erst am Grabe die Lieb' ihren rauhen Mantel abwirft! Dann, Du armer Ueberlebender, weinst ihm nach unaufhörlich, und mit tausend Thränen mußt Du von seinem Andenken waschen jedes Unrecht, das Du ihm zugefügt. Wie oft mit Lust hast Du ihn kränken wollen, da er doch so sanft war und so gütig! Wie oft mit Widerwillen hast Du es gethan, es war Dir selbst nicht wohl dabei. Du hast die Kränkung sogar mit ihm gefühlt und Du hast ihm doch mit Absicht weh gethan.

Und Gott weiß, Du hast ihn geliebt, denn es giebt eine Gattung von Liebe, deren Zärtlichkeit in Härte und Trotz besteht. Vielleicht ist es die schlechteste nicht. Aber besser wäre es gewesen, Kunigunde, Du hättest es Deinem treuherzigen, dankbaren Micherle einmal, wenn auch nur ein einzigmal, wissen lassen — wie gut Du ihm warst.

Im Spätherbst, wenn die Blätter fallen, oder im Novemberschnee hoffst Du, daß er wieder lebendig wird, auf daß Du ihm Deine ganze Liebe zeigen kannst.

Hoffe es!

Letzte Kunde von der Dorfschönen.

Im August und September sind die Bauern am ärgsten. Die wilde Ueppigkeit auf den Auen, in den Wäldern, die Reife auf den Kornfeldern und Obstgärten mag daran Theil haben. Die in den Sommermonaten gewonnene verjüngte Kraft, die in der gesegneten Erntezeit aufgebesserte Nahrung, die erquicklichen, kühlen Herbsttage und die länger werdenden, lauschigen Nächte mögen Theil daran haben, daß der Bauernbursche im August und September am schlimmsten ist.

Der jungen Witwe wollen sie keine Ruhe lassen. Vielleicht geschah es aus dem christlichen Grundsatze: die Betrübten zu trösten! — jeden Abend klopften sie ans Fenster.

Die Kundl hörte es kaum, sie dachte nur an ihr Micherle und sie träumte von ihm. Und einmal, es war just am Abende des Laurenzitages, war das Micherle draußen. Ganz dasselbe Klopfen, ganz derselbe Fensterlspruch, ganz dieselbe Gestalt. Hatte sie doch in jedem Abendgebete gefleht, daß ihr Micherle nur noch einmal zurückkehren möge, sie wolle alles gutmachen und ihm lieb sein überaus. Er reckte jetzt die Hand zum Fenster herein, die Kundl faßte sie, sie war kühl und fein und zart — das war nicht Micherle's warme, rauhe Hand, das war eine Stadtherrn-Hand. Vor Schmerz und Wuth biß die Kundl

in einen der fünf Finger. Der Eigenthümer zog den Arm kreischend zurück und machte sich davon.

Ansonsten sagte sie es Jedem, der anfragte, zum Liebeln wäre sie nicht aufgelegt, eher zum Heiraten.

„Schöne Weibsbilder sollen gar nicht heiraten," belehrte sie einmal Einer, „sie sollen sein, wie die Sonnen und die Sonnen ist für Alle."

„Und die ist für Dich allein!" antwortete die Kundl, da hatte er eine Ohrfeige.

Schlagen ist grob, sagt Ihr? Schöne Weiber auf dem Dorfe, wenn sie nicht grob sind, so sind sie auch selten brav. Es kann nicht anders sein.

Für arme Weiber ist Schönheit eine schwere Sach', und die Kundl war noch schöner, seit sie blasse Wangen und feuchte Augen hatte.

Es ist erzählt worden, wie sie vor zwei Monaten mit ihrem Manne nach Maria-Zell gegangen war. Nun ist es aber in der Lahndorfer Gegend Sitte, daß auch nach einem Todesfalle die Verwandten des Verstorbenen eine Wallfahrt nach Zell machen, wozu der Lahndorfer Verleumder nichts zu bemerken hat, als daß es bei Witibern, die ihr Weib verloren, zur schuldigen Danksagung geschehe. Das, von dem lachenden „Witiber" ist ja der alte, platte Spaß, der eben zu schlecht ist, um vergessen zu werden. Der Witwer heiratet wieder, die Witwe macht es es auch so, und das ist schließlich doch immer noch die aufrichtigste Trauer um den Verlorenen. —

Zum großen Frauentage im August nahm die Kundl ihr Bündel und ihren Pilgerstab und ging gegen Maria-Zell. Was sie bei dieser Wallfahrt ausstand! An jeder Stell', wo sie vor zwei Monaten dem guten Micherle ein hartes Wort gesagt hatte, stand sie still und schluchzte, daß ihr ganzer Körper bebte. Mancher Vorübergehende fragte mit Theilnahme, was ihr fehle. Sie winkte ihn mit einer Handbewegung hinweg. Wie hatte das Micherle über den Seeberg so schwer getragen! „Mann! Mann!“ rief sie jetzt, „so hart noch lange nicht, als wie ich heute trag' am schweren Herzen!“

Als sie endlich zu jener Votivtafel kam, wo der Sohn eines im Wasser verunglückten Vaters den Vorübergehenden des Dichters Worte zuruft:

„O lieb', so lang Du lieben kannst,
O lieb', so lang Du lieben magst!
Einst kommt die Zeit, einst kommt der Tag,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst,“

da stieß sie die beiden Fäuste gegen ihre Brust und schrie: „Wahr ist's! Wahr ist's!“

Unter dem Schatten einer Esche setzte sie sich nieder und bedachte die jetzige Zeit und bedachte die vergangene. Im vorjährigen August war's, schier um solche Zeit, daß ihr im Traume fortweg zu Sinne kam, es thäte eine Veränderung mit ihr nehmen, ehevor das Jahr umgeht. Welche? das war dazumal die Frage. Heute hatte sie Antwort. —

Sie war mit dem Schleider-Micherle bekannt worden, sie war seinetwegen aus dem Dienst gegangen, sie war sogar etlich' Zeit in der Weiten umvagabundirt; das Micherle war ihr nachgelaufen — närrisch war's von ihm! Hernach hatte sie geheiratet, darauf war sie Witwe geworden. Und das alles während der kurzen Zeit, als im Gebirge das Winterkorn wächst und reift. — Wenn sie nun dort zum Bache ginge, der schneeweiß über die Steine rauscht und gleich daneben wieder so still und klar ist, und könnte alles von ihrem Herzen waschen, was sie brennt an Wehe, und könnte alles von ihrem Herzen waschen, was sie drückt an Schuld! — Sie steht im Grunde ja noch gerade so da, wie vor einem Jahre, fast so jung, so schön, so arm. — Von außen gesehen, ja; — aber was ein Herz gewinnt, verbricht und verliert in einem Jahr, das ändert ein Leben. Es ist bei uns Anderen auch so; etwa erträgt es das arme Dorfkind leichter als wir.

Kunigunde Pachner kam von der Wallfahrt gefaßt nach Hause. Und das hatte sie gelobt: sie will bei den alten Eltern des Micherle verbleiben und für sie arbeiten und sie pflegen, wie es einer Tochter ansteht.

Und wenn — was ihr täglich und täglich träumt — das Micherle doch noch einmal zu ihr kommt, und sollte es noch so klein sein, sie will es halten an ihrer Brust in heißer Lieb' und Treu,

und ihn hüten und ihm wohl thun, so lang' sie bei ihm darf verbleiben ....

So ist's recht und so wird's gut sein. — Und nun, Kunigunde Pachnerin, Gott behüte Dich! Bleib' gesund, und wenn es Dir wieder recht gut geht und Du noch einmal lustig wirst, so lass' es uns wissen.





Die Gefallene.

Wieder eine Dorfschöne. Eine ähnliche Geschichte und doch eine andere.

Am Charfreitag war's, als das frühe Morgenroth in die Kammer fiel, da stand die Heideldirn in Gottesnamen vom Bette auf. Im Gottesnamen und ein Kreuz, damit ihr kein Unglück geschieht; im Gottesnamen und ein Kreuz, weil ja heute unseres lieben Herrgotts Sterbetag ist.

Das Volkslied sagt von diesem Tage: „Die Sonnen hat einen trüben Schein, die Vöglein lassen das Singen sein.“ Die Heideldirn, als sie am Brunnen steht und sich das frische Wasser mit den hohlen Händen ins Gesicht gießt, denkt: Jetzt, das ist rar, jetzt sind die heiligen Gesanger auch nimmer wahr. Die Sonnen scheint silberhell in den Brunnen; und die Spatzen und die Finken und die Schwalben, das ist ein Jubiliren in den Lüften, als wäre anstatt Sterbtag unseres lieben Herrgotts Hochzeitstag. —

Die Heideldirn hat nämlich nichts, als närrische Gedanken im Kopf, aber dabei brave und fromme Gedanken, viel zu närrisch und viel zu brav, als daß sie bei den Leuten Anwerth gehabt hätten. Eine junge, saubere Dirn sollte sich am Feierabend nicht in einen Winkel setzen und für das wurmstichige Christusbild einen Tannenkranz flechten und dabei murmeln: „O Du meine Zeit, wie ist der Wochen Mühe lang und wie ist das arme Dienstbot verlassen! Das Beste wär', wenn sich Unsereins auf dieser Welt den Himmel kunnt verdienen. Da hätt' man was davon.“ — So hatte sie mitunter Anwandlungen, eine Heilige zu werden, doch rieth ihr Mancher gut: Eine Heilige werden, das wäre kein übler Gedanke, aber sie solle damit noch etliche Jährlein warten. Die Schönheit sei ein Geschenk Gottes, das man genießen müsse, wie man im Sommer die Kirschen pflückt, ehe sie auf den Bäumen verdorren.

Dann möge sie auch bedenken, die Größten im Himmel wären nicht die heiligen Jungfrauen, sondern die heiligen Büßerinnen, und der Herr Christus habe sich auf Erden aus den Letzteren seine Freundin ausgesucht, wenn sie — die Heideldirn — von Maria Magdalena schon was gehört habe. — Ein abgestandener Student war's, der so frevlerisch redete. Der war schon in der Kutte gesteckt, als ihm plötzlich einfiel, er hätte was vergessen in der sündigen Welt, und wieder heraussprang und nun sein

Theilchen haben wollte vom großen Honigtopf des Lebens, an dem sich so Viele tödtlich beglücken.

Auf solche Leute setzt sie nichts, die kluge Heideldirn, aber man wüßte trotzdem kaum, was geschehen könnte, wenn sie nicht im Gottesnamen schlafen ginge und im Gottesnamen aufstünde. Mögen die Vögel singen wie sie wollen, es ist doch Charfreitag, und die Heideldirn geht nach gethaner Arbeit hinaus in die Friedau zum Besuche des Calvarienberges.

Der Calvarienberg in der Friedau ist ein steiler Felshügel, in dessen Spalten Haselnuß- und Brombergestrüppe wuchert, und an dessen Hängen zwei vielfach unterbrochene steinerne Stiegen sind, die eine, um hinaufzusteigen, die andere, um in entgegengesetzter Richtung niederzugehen. Unterwegs hinan sind in steinernen Nischen die bildlichen Darstellungen der Leidensstationen, bis zum Kreuzestode auf dem Gipfel des Berges.

Die Heideldirn hörte eine Predigt und machte sich nach derselben unter den vielen Andächtigen bereit zur „Abbetung“ der Stationen. Bei der Verurtheilung durch den „feigen Pilatus“ zum Tode war noch nichts. Bei der Kreuztragung kniete ein fremdes Mannsbild neben ihr. Bei der nächsten Station fiel es ihr auf, daß das fremde Mannsbild wieder da war, es mußte gerade ein gleich langes Gebet wie sie haben, weil es allemal zu gleicher Zeit wie sie fertig wurde, von Station zu Station.

Es kann ganz dasselbe Gebet sein, der Mensch verrichtet seine Sache fleißig. Das gefällt ihr, daß dieser junge Mensch so fleißig betet; kommt selten genug vor, bei den jungen Leuten heutzutage. Ist auch sonst nicht übel, ist sogar ein sauberer Mensch. — Das ist ihre Andacht; trotz des besten Willens kann's Einen überkommen beim Beten. Sie schließt die Augen, daß sie ihn nicht mehr sieht; da möchte sie aber nur wissen, ob sich auch er so redlich Mühe giebt, um bei der Andacht zu bleiben, und die Augen zumacht. Und blickt einen Augenblick auf ihn und er blickt in demselben Augenblick auf sie — und das waren die ersten Augenblicke.

Oben, als sie vor den drei Kreuzen knien und die Heideldirn an ihre selige Mutter denkt, die noch weit frömmer gewesen war als sie, die kniend die steinernen Stufen heraufgekrochen und kniend um die drei Kreuze gerutscht war, und d'rauf noch ihren letzten Semmelkreuzer dem Heiland zu Liebe für die Armen, heißt das, die noch ärmer waren als sie selber, in den Opferstock geworfen hatte. Das war noch eine Christenheit; heutigstags ist man nur fromm, wenn's nichts kostet und nicht weh thut. Ich bin auch so Eine! — Das waren ihre Gedanken, als der fremde Mensch aufstand und der Reihe nach die drei Kreuze küßte.

Als die Heideldirn das sah, hub sie an, in ihr Handtüchlein hineinzukichern, das sie sich fest vor

den Mund hielt. Er horchte auf und sagte endlich sehr verwundert: „Mir kommt's für, da lacht mich wer aus!"

Jetzt platzte sie los, lachte so sehr, daß ihr die Thränen in die Augen kamen, eine Weile dauerte es, bis sie sagen konnte: „Und wenn Du zehnmal harb wirst auf mich und wenn ich mir die Zungen hätt' müssen herabbeißen, so kunnt Eins bei so was das Lachen nicht verhalten. Jetzt küßt er den Linken auch — den linken Schächer!" Und verfiel wieder in ihr Lachen, bis auch der fremde Mensch nichts Besseres zu thun wußte, als mitzulachen.

Und als sie sich satt gelacht hatte, war sie die Erste, die den Verweis gab: „Wir Zwei können uns auch heimgeigen lassen mit unserer Kreuzwegandacht Da ist's gescheiter, man geht in den Wald holzhacken, als so ein Gelächter da, mitten in der heiligen Sach'."

„Da hast Du Recht, Dirndl, ich geh' heim holzhacken, gehst mit?" So war seine demüthige Antwort.

Sie hatten einen und denselben Weg, wie sie ein und dasselbe Gebet gehabt hatten, sie gingen mitsammen.

„Der Herr Jesus hat am heutigen Tag so viel leiden müssen, und wir sind so fürwitzig gewesen," sagte unterwegs die Heideldirn.

„Freilich," gab er zur Antwort, „wenn wir's selber hätten leiden müssen, wären wir gewiß nicht so fürwitzig gewesen."

„Aber Du mußt einen sauberen Glauben haben, daß Du auch den Linken küssest.“

„O mein!“ sagte er, „der Mensch küßt gar oftmals was, an das er keinen rechten Glauben hat.“

„Bist denn Du ein Heid’?“ rief sie.

„Nein,“ antwortete er, „ich bin ein Bauernknecht. Ich bin dem Kieselschlaghofer sein Jungknecht, wenn Du mich schon kennen lernen willst.“

„Gott sei für!“ sagte sie, „da fürchte ich nur, daß ich Dich zu gut werd’ kennen lernen müssen. Soll ich ja doch für nächstes Jahr dem Kieselschlaghofer seine Jungmagd werden.“

„Ja, bist Du die Heideldirn?“ rief er aus.

„Kann schon sein.“

„Jesses Maron, die Heideldirn bist Du?“ schrie er und griff nach ihrer Hand, die sie aber klugerweise zurückzog. „Oh, Heideldirn, ich kenn’ Dich schon. Heißt das, halt dem Namen nach, und der Name hat mir alleweil gefallen. Nur möcht’ ich wissen, mußt denn Du so viel Kinder wiegen?“

„Kinder wiegen! Warum?“

„Weil Du die Heideldirn heißt.“

„Du bist ein rechter Lapp!“ lachte sie, „einmal irrt er sich beim Schächer und nachher wieder bei der Heideldirn. Was glaubst, warum ich Heideldirn heiße?“

„Kunt mir’s nit denken,“ sagte er und that doch, als ob er nachdächte.

„Wirst nöthig haben,“ sagte sie, „daß Du sechs Ochsen an Deine Gescheitheit spannst und sie weit und breit herumführst, bist Du auf den Namen Adelheid verfallst.“

„Adelheid heißt Du? Na, weißt, auf den Namen wär’ ich mein Lebtag nicht verfallen. Eine Prinzessin habe ich gekannt, die hat Adelheid geheißen, die hat ein goldenes Haar gehabt, aber sonst ist sie doch nicht so fein gewesen, als wie immer eine Andere.“

„Lernst denn Du beim Kieselschlaghofer die Prinzessinnen kennen?“

„Auf die Nacht bei der Spannvesper, wenn der Michel Geschichten erzählt.“

„Wenn’s auf das ankommt,“ sagte sie, „mit ein paar Prinzen bin auch ich bekannt.“

„Sind aber nicht unterhaltsam, die erzählten. Die wirklichen sind allemal besser,“ so versetzte der junge Knecht und jetzt fand die Heideldirn, hier gingen ihre Wege auseinander.

„Ist schade,“ sagte er, „werden aber schon wieder zusammengehen, wenn das neue Jahr kommt. Schau, jetzt freut’s mich doch, daß ich heute auf den Kreuzweg gegangen bin. Gelt, Heideldirn, wir Zwei werden gute Freunde sein.“

„Ich bin keines Menschen Feind,“ sprach sie und schaute über die Felder hin. Und so gingen sie auseinander.

Der junge Knecht soll auf seinem Heimweg gedacht haben: Ich habe mich bis jetzt dem Kieselschlaghofer fürs nächste Jahr nicht verheißen. Ich verheiß' mich ihm. —

Und die Heidelbirn war sehr unruhig. Sie hatte folgende unholde Gedanken: „Jetzt weiß ich's, ich gehe nicht in den Kieselschlaghof, ich schicke den Leihkauf zurück. Solche Leut' da! Die kunnten Einen auf die schönste Manier um den Himmel bringen. Wenn man sich gleich das Erstemal mit so Einem zu weit einlaßt! Was hab' ich denn zu lachen bei seiner Andacht? Was geht's denn mich an, wenn er was Unrechtes trifft? Ist mir jetzt ums Lachen? Gewiß nicht. — Um seinen Namen hätt' ich ihn fragen sollen. Wird auch einen rechten Namen haben, der, das kann ich mir denken. Ungütlich thun möchte ich ihm aber auch nicht. Mir ist es schon lang in den Sinn 'gangen: Im Kieselschlaghof wartet nichts Gutes auf mich. Im Gottesnamen, ich schick den Leihkauf zurück."

Sie that's schon in den nächsten Tagen. Der Kieselschlaghofer schalt sie arg deswegen und machte ihr's doch nach, er schickte ihr den Leihkauf wieder zu und ließ sie fragen, wie sie zu Neujahr am liebsten geholt werden wolle, mit aufgebändertem Roß und Wagen oder mit einem Gendarmen?

So sagte die Heidelbirn wieder: „Im Gottesnamen!" und erwartete unter Fleiß und Arbeit im

alten Dienst das neue Jahr. Es kam mit aufgebändertem Roß und Wagen. Das war am Sylvesterabend. Die Heideldirn hob ihr Kleiderbündel auf den grünangestrichenen Steirerwagen, setzte sich selber daneben hin, und wenn sie an Häusern und Leuten vorüberfuhren, so verhüllte sie mit der Hand das Gesicht denn sie schämte sich des fürnehmen Gefährtes, auf dem sie wie eine Prinzessin heranrollte.

Im Kieselschlaghofe angekommen, fiel ihr ein Stein vom Herzen. Der Bauer reichte ihr die Hand und sagte, sie solle nur guten Muths sein, in seinem Hause sei noch Niemand gefressen worden. Die Bäuerin und das Gesinde kamen ihr auch freundlich entgegen und der Jungknecht war nicht da. — Sie machte sich in ihrer angewiesenen Kammer zurecht, sie hing ihre Kleider in einen dazu bestimmten Kasten, sie hing die kleinen Heiligenbildchen und Rosenkranzschnüre, die sie im Laufe der Zeit als Angebinde und Angedenken erhalten hatte, theils an das Innere der Kastenthür, theils an die Wand über ihrem Bette und machte fromme Gedanken, wie solche sich zu Sylvester gern einstellen und besonders bei einem unerfahrenen Mädchen, das zum erstenmal in einem fremden Hause ist und über alle Bangniß und Gefahr hin dem Himmelreiche zutrachtet Als es zu dunkeln begann, kniete sie an ihr Bette hin und betete etliche Vaterunser auf die Meinung, daß sie in diesem Hause mit

Geduld und Fleiß ihre Pflichten erfülle und daß der heilige Schutzengel bei ihr bleibe auch im nächsten Jahr. —

Jetzt ging langsam und in ihrem Roste winselnd die kleine Kammerthür auf und zwei Männer traten herein; der Eine mit einem Rauchgefäß, das er kreuzweise hin und her schwang, so daß der Weihrauch herausströmte an die Wand, an den Kasten, an das Bett, auf daß der böse Feind im Banne sei; das war der Hausvater. Der Andere hatte ein Töpflein, aus welchem er mit einem Tannenzweige Weihwasser im Stübchen umhersprengte, mit besonderer Salbung das Bett bekreuzte; als er auch etliche Tropfen in ihr Gesicht fachte, schaute sie ihn einmal recht an und sah es im Dunkeln: Der Jungknecht war's.

Jetzt geht's gut, jetzt ist Der auch da! Sie sagte es nicht laut, sie sagte gar nichts, er auch nicht — bei der heiligen Handlung des „Rauchens“, wie solche zu den drei Weihnächten, Christabend, Sylvesterabend und Dreikönigsabend üblich ist, ziemt sich andächtiges Schweigen. Aber das Gesicht mit dem er sie jetzt anschaute, war ein gar gutmüthiges und besonderes. Die Männer verließen darauf die Kammer, um die anderen Gelasse des Hauses zu besegnen.

Also, besegnet wäre sie, die Heideldirn, nun mag's im Gottesnamen anheben, das neue Jahr.

Es hub an, am ersten Tage mit einem guten Essen, am zweiten Tage mit der Arbeit. Bei der Mahlzeit des ersten Tages sagte ein Neuer, der Jodel-Knecht: „Heut' eß ich so viel, bis ich todt bin."

„Das wär' Schad'!" entgegnete der Michel-Knecht, „ums Essen wär's Schad'."

Am nächsten Tage beim Dreschen sagte derselbe Jodel-Knecht: „Jetzt sollt Ihr sehen, jetzt arbeit' ich so lang, bis ich umfall'."

Ueber einen solchen Riesenfleiß des neuen Knechtes verwunderten sich die Anderen. Der Jodel-Knecht aber sagte: „Laßt's nur Zeit, ich werde bald umfallen," und lag auch schon im Stroh.

Die Heideldirn wußte nichts von faulen Dienstboten, sie ging still und munter zugleich an ihre Arbeit. Spinnen, Späne klieben, zuhören, wenn der alte Michel Geschichten erzählte, das war doch nicht schwer. Am Dreikönigabend kam der Jungknecht wieder mit dem Sprengreisig und nach dem Rauchen, als die Heideldirn in ihrer Kammer ein wenig die rothe Mariazeller Kerze angezündet hatte, um ihrer verstorbenen Angehörigen zu gedenken, trat der Jungknecht nochmals zur winselnden Thür herein und schrieb mit der Kreide die Zeichen der „heiligen drei Könige" auf das obere Thürbrett. —

Der Hansel — so hieß er — ist halt doch der Bravste im Haus, dachte sich die Heideldirn, wo

was Christliches hergeht, da ist er dabei. Man kann ihm nicht feind sein. —

Als im Jahreslaufe die harten Arbeiten kamen, da wurde die Heideldirn nicht geschont. Sie ist jung und stark, sie ist eines von den herrenlosen Kindern, die nur zum Hartarbeiten auf die Welt kommen, als sollten sie ihre Menschwerdung abbüßen.

Da giebt's nichts abzubüßen, im Gegentheil, da heißt's sich dafür bezahlt machen, hatte der abgestandene Student gesagt. Vielleicht, daß auch dem Jungknecht derlei einfiel, aber er wußte die Red' nicht zu setzen und so half er als Ausdruck seiner Meinungen der Heidelдirn nur bei ihrer Arbeit wo er konnte und wo es ging. Er hub ihr im Stall die Streu ein und wenn sie im Sommer das Futter für die Kühe aus der Grabenwiese heraufschaffen sollte, so kam der Hansel oft „aus Zufall“ des Weges und hub den schwerbeladenen Korb auf seinen eigenen Rücken und trug ihn den steilen Weg hinan zum Hof. Er hatte wohl auch selber seine Arbeit, der Kieselschlaghofer verstand es, seine Leute auszunutzen; aber wenn ein Mensch, und wäre er der ärmste und beladenste, einem Anderen was Liebes thun will, so findet er immer Gelegenheit dazu.

Eine Woche, bevor der „lange Hanstag“ kam, das ist der Tag Johannes des Täufers, welcher als der längste Tag des Jahres gilt, zerbrach sich die

Heideldirn den Kopf, wie sie dem Hansel einmal was Gutes thun könnte. Die Burschen der Gegend, auch solche, die lange nicht so sauber waren, nicht so herlebig und nicht so viel werth, als der Hansel, hatten auf ihren Sonntagshüten „Schildhahnfedern" — jeder an der linken Seite über dem grünen Hutband ein „Stößel" mit schwarzglänzenden, halbrundgeschweiften Federn des Auerhahns. Das war ein gar keckes Tragen und die Heideldirn wußte, daß auch der Hansel schon lange gern ein solches „Stößel" auf dem Hut trüge, weils aber drei Zwanziger kostete und er kein Wildschütz war, der sich's etwa selber erjagen konnte, so mußte er d'rauf verzichten. Drei Zwanziger hat ein Jungknecht schon, das schon! Aber die letzten drei Zwanziger giebt der vernünftige Mensch nicht für ein „Schildhahnstößel" aus.

Wenn aber Eins das „Stößel" hat und das Andere die heimliche Freud', so wird das zusammen drei letzte Zwanziger etwan wohl werth sein.

Am Morgen des langen Hanstages, als der Jungknecht früh Morgens in die Kirche gehen wollte, war sein Sonntagshut nicht da.

„Das ist schön sauber!" brummte der Bursche suchend im Haus herum. „Das ist schon wieder klein verhext heut', zuerst hat mir der Bauer meinen Feiertag abzwicken wollen und jetzt find' ich meinen Sonntagshut nicht. Mit der Zipfelmützen geh' ich

nicht, da bleib' ich lieber daheim und leg' mich zur Ehr' Gottes ins Heu."

Im Hausflur begegnete ihm die Heideldirn. Die lispelte ihm zu: „Ich kenn' Eine, die thät's wohl wissen, wo Dein Hut ist."

„Hast ihn Du versteckt? Geh, gieb ihn her! 's ist Spaß und Ernst auch, Heidel, gieb ihn her!"

Sie schlüpfte in ihre Kammer und kam bald wieder hervor, die Hände hinter dem Rücken. „Wirst mir bös sein?" hauchte sie, „wirst mich auslachen? Ein kleinwinziges Angebindel zu Deinem Namenstag."

Hups, war der Hut auf seinem Kopf und daran ein fürnehmes „Schildhahnstößel" und an der Wurzel ein brennrothes Nelklein.

Er stand eine Weile da, steif wie ein Zaunstecken, und als sie ihn schalkhaft anlugte, da wurde nach und nach sein gar gutmüthiges Gesicht munterer, als ob die Sonne aufginge, endlich rückte er den Hut, nahm sie bei der Hand, schaute in ihr zitterndes Auge und sagte leise, ganz leise: „Bist Du mein lieb's Dirndl?"

Und nach diesen Worten lief er davon, rasch, ohne alles Gepolter, und hinaus in die sonnige Morgenfrühe.

Die Heideldirn war noch ein wenig dagestanden in dem dunkelnden Vorhaus und es war ihr auf einmal angst und bang, als hätte sie eine große Dummheit gemacht.

Das war kein fromm Beten an demselbigen langen Hanstag in der Kirche. Das Schildhahnstößel, das Nelklein ... Einen solchen Namenstag wie heut' hat er noch nie gehabt, noch nie. Aber es ist kein lustiges Sitzen, weder in der Kirche, noch beim Taferntwirth! Die Heidel muß hart arbeiten daheim.

Allsogleich nach der Messe tritt er den Heimweg an. Unterwegs kommt er zum Ortsrichter von der Friedau. Den muß er was fragen.

Er ist nicht einfältig, er weiß auch mit dem Richter was zu reden, und 's ist allemal am besten, wenn man was durchsetzen will: keck anfassen.

„Du Richter, weil's mir grad einfallt, mein Vetter laßt fragen, wenn sich zwei junge Leut gern hätten, so recht gern, die zwei jungen Leut, laßt er fragen, ob sie zusammenheiraten sollten?"

„Das ist gewiß," sagte der Richter und stopfte seine Pfeife, damit man sähe, wie ein rechter Ortsrichter an zwei Dinge zugleich denken könne, „da giebt's kein besseres Mittel, als zusammenheiraten. Ist auch Gottsehr."

„Wenn die Zwei aber recht arm wären, laßt er fragen, so recht hundsarm, daß Keins nichts hätt, sie hätt' nichts und er hätt' nichts ..."

Blieb der Richter stehen, ließ den Finger in der Tabakspfeife stecken, wie er stak und grollte: „Wenn Keins nichts hat, auf was sollen sie denn

heiraten? Weißt nicht, daß das Kriegführen Geld kostet?"

„Von dem ist ja gar keine Red', vom Kriegführen."

„'s ist alles eins, mein Mensch!"

„Wenn sie halt ohne einander nicht mehr leben möchten, meint der Vetter, gar nicht mehr leben, daß Jedem vorkäm, meint er, es wär ganz elendiglich zum Verzweifeln, wenn sie nicht kunnten zusammenkommen — und der Sündhaftigkeit wegen, meint der Vetter."

„Du, jetzt muß ich Dich fragen Hans, was für ein Vetter meint denn das alles?" sagte der Richter, nahm das Pfeifenrohr in die Zähne und schaute den Burschen ganz ortsrichterisch an.

„Meiner," versetzte der Hans rasch, „der Wastel in Krumpenbach."

„Der ist ja schon bumfest verheiratet," wußte der Richter.

„Der freilich, der Wastl," stotterte der Bursche, „aber dem sein Vetter, einen Vetter hat er — vom Vetter red' ich, hab ich geredet. — So, ich bleib jetzt ein wenig hinten. Behüt Dich Gott, Richter."

Der Hansel blieb zurück, er setzte sich auf einen Baumstock, der am Wege stand. O, das ist ein trauriges Reden gewesen, mit dem Richter. Von solchen Sachen soll man überhaupt nicht reden, es gehört sich nicht. — So war er jetzt still und hörte

der Amsel zu, die im nahen Tannendickicht sang; vielleicht, daß sie so sang:

„Ja, s Feindsein is Sünd,
Und ah s Gernhabn is Sünd,
Hiazt frag ih, wer nachher
Den rechten Weg findt.

Laufst zwischn allboad,
Wia da Has üba d Hoad,
Is s a Schand, daß d a Mensch bist,
Hast ka Lust und ka Load.“

Mehr ist von diesem langen Hanstag nicht zu berichten.

Jetzt kamen die heißen Tage, es kam das Grasmähen und das Heuen, es kam der Getreideschnitt. Der Hansel und die Heidelbirn waren immer die Anspruchlosesten und Fleißigsten; sie arbeiteten oft nebeneinander und sagten nichts. Er schärfte ihr beim Mähen die Sense, beim Schneiden die Sichel, beim Heuen schoben sie nebeneinander die Heuhaufen zum Leiterwagen; an den Schnitttagen arbeiteten sie in die tiefen dunkeln Abende hinein mit dem „Aufmandeln“ der Garben, oft gar die Allerletzten auf dem Felde Da war es kein Wunder, wenn sie einmal sich ein wenig auf eine Garbe setzten und rasteten und dem Blinzeln des Sternenhimmels zusahen und dem Wispern der Heuschrecken zuhörten, bis ihnen in süßer Ruh' Hören und Sehen verging.

Zeit und Weil ist ungleich, und endlich kam wieder der Winter.

Das Heu war in den Stadln, das Getreide in den Scheunen, die Heuschrecken waren unter dem Schnee, aber der Sternenhimmel war auch in den Winternächten so hoch und still, als er in den Sommernächten gewesen. Zu diesem hohen Himmel blickte die Heideldirn bisweilen hinauf. Es war ihr oft so bang in der Brust, sie wußte nicht warum. Ein Mäuslein war in ihre Kammer gekommen, das hatte die Bänder ihrer Schürze abgebissen, daß sie nicht mehr langen wollten. Wenn sie in der Gemeinstube am Spinnrade saß und die Anderen sangen oder Geschichten erzählten, hörte sie es nicht.

Da setzte sich der Kieselschlaghofer einmal zu ihr und fragte sie: „Dirn, magst Du nicht auch singen? Ich hab' gern lustige Leut im Haus."

„Nachher wirst an mir wohl nicht viel Freud haben," war ihre traurige Antwort.

Auf das kam er einmal — es war Sonntags am Nachmittag — in ihre Kammer, sie nähte an einem Kleide.

„Kalt hast es da," sagte er, „warum gehst denn nicht hinab in die große Stuben zu den Andern?"

„Mir ist warm genug dahier," antwortete das Mädchen.

„Ich weiß nicht," sagte nun der Bauer und zögerte mit seinen Worten, „ich weiß nicht, ob sich mit Dir was reden laßt, Adelheid. Ich habe Dir sagen wollen: ich hab' an Dir ein einfaches Dienst-

bot aufgenommen, nur ein einfaches. Verstehst mich?"

Sie neigte ihr tieferröthendes Gesicht über das Nähezeug. —

„Wenn Du mich verstehst," fuhr er fort, „so hätte ich's gern gesehen, daß Du mich Lügen strafst und da auf der Stell' wo ich steh. Kannst es? Gelt, meine Dirn, Du kannst es?"

Sie neigte ihr Haupt und schwieg.

„Nachher Adelheid, nachher ist's wie ich mir denk," sagte der Bauer, dann schlug er seine flache Hand an die Wand: „Dieses Haus hat meines Vaters Vater gebaut, die Schindeln auf dem Dach sind grau geworden in Ehren!"

Jetzt verstand sie. Das Wort hat ein weiches Gewandlein an und ist doch so hart. Die Heideldirn erhob sich und sagte: „Bauer, ich geh schon."

Und breitete ihr großes Umhängtuch auf den Boden, und warf ihre Sachen hinein und machte ein Bündel. Der Bauer war davongegangen, sie schaute noch einmal in der Kammer umher, dann sagte sie: „Im Gottesnamen!" und verließ das Haus.

Draußen lag der tiefe Schnee und der Winternebel darüber. Die Heideldirn ging den nächstbesten Fußpfad entlang und in die graue Finsterniß hinein.

Als es zu dämmern begann, kehrte Hansel der Jungknecht vom Dorfe heim. Er hatte sich heute

nach der Vesper beim Tafernwirth ein wenig verweilt; es war eine Hochzeit dort, da schaute der Hansel ein Stündchen zu, er wollte lernen wie man heiratet.

„Das Heiraten ist just keine Kunst," rief ihm ein Musikant so über die Achsel zu, „aber der Ehestand ist eine".

Bei mir und der Heidel dürft's gerade umgekehrt sein, dachte sich der Jungknecht.

Als er nun in den Kieselschlaghof kam, ging er geradeswegs der wohlbekannten Kammer zu. In derselben wickelte er ein erdenes Plutzerchen aus dem Sack und stellte es auf das Wandleistlein. Wenn er Hochzeitswein trinkt, soll sie auch einen haben. — Jetzt, da sich die Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnen, sieht er, daß Manches in der Kammer nicht in Ordnung ist. Da steht die Kastenthür offen und der Kasten leer, und die Heiligenbildchen an der Wand, sie sind weg. Und das große Lebkuchenherz an der Kastenthür, das er ihr von der Kirchweih heimgebracht, es ist weg. Was ist denn das?

Jetzt hatte er nichts vergessen, er ging in das Bauernstübel.

„Bist heim?" fragte der Bauer.

„Ich muß Dich gleich geschwind um was fragen, Bauer," sagte der Hansel und man merkte den gelassenen Worten die Beklommenheit nicht an, „wo ist die Heidel hin?"

Jetzt schaute der Bauer auf: „Das fragst Du? Kaum daß Du die Nasen zur Thür hereinsteckst, nimmst es schon wahr, daß sie nicht im Haus ist? Nachher weiß ich heut' mehr als wie gestern."

Der Jungknecht hatte vom Hochzeitswein her noch eine kleine Schneid in sich und so fragte er nun nicht allzu sanftmüthig: „Wo ist die Dirn, Bauer?"

„Willst es wissen, so mußt sie frei selber suchen gehen. Ich hab ihr erzählt, daß mein Haus ein ehrliches Dach hat, das muß sie stark verdrossen haben, weil sie so eilends dem Zimmermann sein Loch gefunden hat."

„Willst Dir also jetzt einen Heiligenschein beilegen, mein lieber Kieselschlaghofer," versetzte der Knecht ganz geschmeidig, „ist aber nur von Silber. Wärest Du nicht der reiche Bauer, die Leut' thäten sich nicht blenden lassen. Heut ist Sonntag, heut bin ich mein eigener Herr und verbleib's, wie's jetzt ausschaut, auch morgen und länger. Da muß ich Dir doch einmal ein bissel die Wahrheit sagen."

„Nur heraus damit. Soll ich vielleicht Leut herrufen, daß sie was hören?"

„Ist Dein freier Willen."

„Lecker, Dich wollt' ich nicht drum fragen."

„Brauchst Dich nicht erst aufzubäumen, jetzt stehst auch so noch woltern groß vor mir da, Kieselschlaghofer," sagte der Jungknecht, der schlank

und kerzengerade vor dem breitbehäbigen Großbauer stand, „schau auf die Uhr. Jetzt ist dreiviertel vorüber, ehe die Stund schlägt, bist nicht besser wie ich und nicht besser wie die, die Du aus dem Haus gejagt hast. Besser nicht, aber schlechter!“

„Geh', laß die Dummheiten sein, Hansel, und geh' zu Deiner Jausen (Vesperbrot)“, beschwichtigte jetzt auf einmal der Bauer.

„Mein hochwerther Hausvater,“ sagte der Hansel, „um die Jausen ist mir heut gar nichts. Ist mir auch nichts drum, daß ich Dir jetzt Deine schmutzige Wäsch aushäng. Die wascht Dir kein Mensch mehr weiß, mußt schon warten, bis der Herrgott mit der Laugen kommt. Daß Du ehzeit kinderweis hergelaufen bist, das macht nichts. Daß Dich der alte Kieselschlaghofer aus Gotterbarmen aufgenommen und erzogen hat, das ist recht gewesen, daß Du es bei Zeiten mit seiner Tochter so verstanden hast, und auf solcher Straßen Haus und Hof erschlichen und nachher — nachher erst, mußt wissen — Gott gedankt für die vielen saubern Dirndln im Thal —“

„Geht's Dich was an?“

„— bis die arme Ehefrau aus Herzleid —“

„Still sei!“ schrie der Bauer mit gehobener Faust.

„Bin ja schon fertig,“ sagte der Hansel, „noch schön ist's von Dir, Bauer, daß Du's wenigstens nicht leugnest. Mehr brauch ich nicht. Leicht soll ich

Dich knieweis bitten, daß Du die Dirn wieder zurücknimmst? Da kannst lang warten. Aber ich geh' ihr nach, mein Dienst ist aus. Von der Heidel laß ich nicht."

„Bist leicht Du Schuld?" fragte der Bauer lauernd.

„Unser Herrgott weiß es, und Dich geht's nichts an."

So sind sie auseinandergegangen. Der Bursche schritt in der Dämmerung hin, da fiel ihm das Lied ein:

„Wan ih hundert Jahr leb,
Wan ih Tag und Nacht zahl,
Ih kan s nit dergwingen,
Was ih schuldig bin wordn auf amal.

In Gartn bin ih glegn,
Unta Rosan voreh,
Und hiazt wachsn durt
Dorneni Ruathan auf d Höh.

Sie wachsn durchs Thal,
Uebern Berg und über d Ebn,
Sie wachsn um mein
Bluatjungen Dirndl sein Lebn."

Draußen auf dem weiten Schneefeld, wo der Fußpfad sich allmählich verloren hatte, wo kein Zaun und kein Stock und kein Baum war rundum, sondern alles grau, oben und unten, und alles still und todt, dort setzte sich die Heideldirn in den

Schnee, dort wollte sie rasten. Sie war rasch gegangen, sie hatte sich anstrengen und ermüden wollen, um keine Gedanken aufkommen zu lassen. Denn die Gedanken, die sich heute meldeten, waren gar zu hart. Jetzt saß sie im Schnee. „Im Gottesnamen,“ sagte sie, und die Rast war süß. — Auf einmal schrak sie auf und schaute um sich. War ihr doch gewesen, als hätte sie Jemand gefragt: „Warum ist denn das, Heideldirn, warum ist denn das?“ — Sie sah aber Niemand, es war alles grau, ein finsteres Grau um sie, als wäre keine Welt mehr da, als wäre sie mitten im Nichts. — Gestorben sein? Das wäre freilich das Beste. — „Es ging eine arme Seel zu der himmlischen Thür . . .“

Jetzt rüttelte was an ihrer Achsel. Sie wachte auf, es war finstere Nacht. Neben ihr stand der Jungknecht.

„Willst erfrieren?“ rief er, „Adelheid, das ist Sünd!“

Sie wollte sich erheben, ihre Glieder waren steif; er faßte sie an der Hand, sie fühlte seine Finger nicht. Er schleppte sie über den Schnee hin, eine geraume Strecke, bis sie vor einer Flachsbrechstube standen, an welcher Fenster und Thür verweht waren.

„Da drin will ich schlafen,“ sagte das Mädchen, „geh Du heim, Hansel.“

„Ich verlaß Dich nicht. Es geht meinetwegen her.“

„Geh Du heim. Doppelt hart thät mir geschehen, littest Du auch Ich nehm's auf mich; Du bist arm genug, für Deine Gutheit viel zu arm. Beten thu für mich, sonst verlang ich nichts. Geh heim."

„Adelheid," rief der Bursche heftig aus, „meinst, daß ich ein Hundsfott bin?! Nachher renn ich meinen Schädel in die Wand hinein!"

Sie riß ihn an sich. Sie setzten sich an die beschneite Schwelle der Thür und weinten Beide. Er aber nur einen Augenblick, dann sprang er auf und sagte: „Mein Leben und was ich rathen und thaten kann, das gehört Dein Ich bin Dir alles schuldig."

Die Nacht war kalt und lang. Sie beriethen sich, sie machten Vorschläge und kamen endlich überein, daß das Unglück nicht so groß sei als es aussähe. Sie hätten sich gern, sie blieben beisammen.

Am anderen Tage gingen sie zum Pfarrer. Dem sagte der Hansel dreist, wenn sie der hochwürdige Herr nicht zusammengeben wolle, so würde die Sünde von Tag zu Tag größer. Wer nachher Schuld, das läge auf der Hand.

Der Pfarrer schlichtete die Einwände des Ortsrichters, nach wenigen Wochen war die Hochzeit. Sie war still, man kümmerte sich nicht viel drum, höchstens, daß die Leute ihre Sprichwörter sagten: „Früh Ehe, früh wehe," „Ehestand, Wehestand" und andere.

Ein Dachstüblein war gemiethet worden. Der Hansel ging zu den Holzmeistern der Umgegend und bat um Arbeit. Die Zeiten schlecht, die Arbeit rar!

„Im Gottesnamen!“ sagte die Adelheid.

Als der Sommer kam, suchte man doch Holzriesner für den Wildwassergraben; man bot gute Bezahlung. Aber die Leute ließen sich suchen, zu so harter und lebensgefährlicher Arbeit wollten sie sich nicht hergeben. Im felsigen Wildgraben das Holz abstoßen, mitten unter den fliegenden Blöcken, das war ja gerade, wie auf dem Schlachtfeld stehen, mitten unter feindlichen Kugeln. Der Hansel nahm's an, denn Weib und Kind hatten nichts zu essen. — Wie das herb ist und unschön, in die reiche Welt hinauszurufen: Weib und Kinder haben nichts zu essen! — Der Hansel rief's nicht, er wußte nicht einmal, daß es junge, gesunde Leute giebt, die sich aufs Betteln verlegen. Bauern haben keine Ahnung davon, was in der Welt geschenkt wird; sie meinen, es müsse alles mit der Hände Arbeit verdient werden, was verdient ist und sein will.

Wöchentlich einmal kam der Hansel von seiner Arbeit heim. Er war stets müde; helle Lust, wie einst, kam nicht mehr aus ihm hervor. Von den Mühen und Gefahren, mit denen er im Walde vertraut werden mußte, hatte er nichts erzählt. Sein Kindlein hatte er mit jener gelassenen Ruhe lieb, die bei den Bauern in solchen Zuständen üblich

ist. Aber wenn die Adelheid nicht zugegen war, wenn er am Wieglein des Knaben allein saß, da riß er ihn bisweilen stürmisch an seine Brust. Der Kleine schrie danklos auf, da kam die Mutter und zankte, daß denn die Männer so gar nicht anstellig seien! sie hätten zu wenig Herz, und das merke das Kind allsogleich und wolle sich dann nicht zufrieden geben.

Die junge Mutter so blaß, der junge Vater so mühevoll! und an Dir, weißes Knäblein, hebt's von Neuem an. Mit der Wassertaufe löscht man die Erbsünde nicht aus, erst die Taufe mit Zähren thut's.

An einem Herbsttage war's, als ein Nachbar in die Stube der Adelheid trat und ihr rieth, das offene Fenster zu schließen, weil die Luft ihr leicht übel thun könne. Denn in der Luft zitterten die Klänge der Kirchenglocken, und Niemand war, der es der armen Witwe sagen wollte, für wen sie läuteten.

Der Hans war verunglückt im Walde. Ein Holzblock mitten auf die Brust gestoßen. So plötzlich, wie es der treue Gott nur geben kann, ohne Schrei und Todeskampf sank er in den Frieden.

Kennt Ihr die leibliche Kraft und Zähigkeit der Bauersleute? Nun, ihre moralische ist nicht geringer. Als der herbste Schmerz vertobt hatte, legte Adelheid ihren Arm um das Kind und die Hände an-

einander und sagte — aber so leise, daß es nur Der hören konnte, den es anging — „Im Gottesnamen!"

Warum nur arme Leute die holde Sünde so schwer zu büßen haben? Sie fragte es nicht, sie duldete. Der Kieselschlaghofer kam und war gütig mit ihr und war bereit, den Knaben in sein Haus zu nehmen und ihn zu erziehen.

„Es ist hart für mich, von Dir eine Wohlthat zu nehmen," sagte sie.

„Ist es Dir leichter, sie mir zu geben?" fragte der Bauer.

„Von Herzen gern, wenn ich das könnte."

„So zieh mit Deinem Kind in mein Haus und arbeite, was Du magst und willst, und laß dem Kind gut sein, wie Du willst, und bleib bei mir, so lang Du willst, und hast Du einen besseren Ort, so gehe fort, wann Du willst."

„Du meinst mir's gut, Bauer."

„Nur mir selber Adelheid, nur mir selber. Ich ändere mich nicht, ich schau' auf meinen Vortheil und wenn ich weiß, daß ich morgen auf dem Brett liege, so such' ich heut noch einen Vortheil auf der Welt. Aber Eins möcht ich. Einen Menschen, der arm ist und auch eine Sünd hat, nur Einem möcht ich was recht Gutes thun. Ich ruch' darnach, ich hab's so viel vonnöthen. Nimmst Du's nicht an, so suche ich wen Andern."

„Je, Bauer, wenn Du Dir mit mir den Himmel willst verdienen,“ antwortete das Weib, „so will ich Dir dabei nichts in den Weg legen.“

Sie hat's angenommen, sie ist mit ihrem Kinde auf den Kieselschlaghof gezogen in die wohlbekannte Kammer, und hat mit Fleiß und Treue ihr und ihres Kindes Brot verdient.

Und als nun wieder einmal der heilige Charfreitag kam mit seinem Frühlingssonnenschein und Vogelsang, da besuchte sie den Calvarienberg in der Friedau. Und als sie unter dem hohen Kreuze kniete, da kamen vergangene Zeiten heraufgezogen mit ihrer lieblichen Lust und mit ihren blutigen Schmerzen.

Was da gewesen ist und was noch kommen wird — im Gottesnamen!





Die Zuflucht der Sünder.

Der übliche Pfingstmontagsmarkt in Seekirchen am Ellersee war zu Ende. Auf dem weiten Platz vor der zweithürmigen Kirche standen noch die Gerüste der Buden, unter welchen mehrere Knaben herumschlüpften, um allfällige Brosamen und verstreute Schätze aus dem Staube zu suchen. Das Volk hatte sich verlaufen, die Krämer saßen in den Wirthshäusern und machten Gemeinschaft mit den lustigen Gesellen und Dirnen, die unter Trinken, Jubeln, Schäkern und Poltern den Kirchtag feierten.

Vor dem Gasthause „Zum schwarzen Ochsen" auf der Holzbank saß ganz einsam und traurig ein Mädchen. Es war halb bäuerlich und halb bürgerlich gekleidet, trug über Nacken und Busen ein violettrothes Seidentuch mit Fransen und auf dem Köpfchen ein feines, flaumiges Hütchen aus Haasenhaar mit

einem über die Schulter wehenden schwarzseidenen Band. Die Hände mit den schneeweißen Aermlingspitzen lagen auf dem Schoß, und die weißen Fingerchen zerpflückten eine rosenrothe Nelke, so daß die gezähnten Blätter zerstreut auf der schwarztaffetnen Schürze lagen. Das blühende Gesichtchen war so anmuthig, daß die Vorübergehenden hinschielten und ihren Theil dachten: Was mag's da gegeben haben, daß ein solch' Dirndl allein vor der Thür sitzt und Wasser in den Augen hat?

Ja, trotz der ins Gesicht gedrückten Hutkrempe, trotz der langen Wimpern sah man's doch, sie hatte Thau in den Augen, als wäre dem heißen Tag auf einmal ein kühler Abend gefolgt.

Dieses schöne Mädchen ist die Schulmeisterstochter von der Sandau. Sie war heute früh mit ihrem Oheim, dem „Uhren-Osel," wie er genannt, über den See zum Kirchtag gefahren. Der Osel ging auf alle Jahrmärkte und war ein wunderlicher Geselle. Seine Rock-, Hosen- und Westensäcke waren voll Taschenuhren; um den Hals trug er auch noch welche hängen; um die Lenden hatte er eine Binde, da drinnen lagen Uhren; in seinem cylinderartigen Filzhut stak ein rothes Tuch, dahinter lagen Uhren; an der linken Seite hatte er eine Ledertasche hängen, da drinnen tickte, schwirrte und röchelte es, und Uhren, nichts als Uhren. Um den ganzen rothbackigen und falbhaarigen Kerl war es lebendig, und es

gab kein Fleckchen am Osel, wo nicht eine Uhr säuselte.

Wenn er dann in den Ort kam, so ließ er sich ein leeres Bierfaß auf den Marktplatz rollen, stülpte dasselbe als Tisch auf und legte auf der Bodenscheibe seine Uhren aus. Jede befestigte er mittelst der Silberkette oder der Kameelhaarschnur am Faß, denn manche Uhr geht so gut, daß sie im Gewirr des Kirchtags leicht davongehen könnte, wenn sie nicht wie ein Kettenhund sichergestellt wäre. Der Osel verkaufte Uhren, kaufte Uhren, vertauschte Uhren und tauschte Uhren ein: alte und neue, silberne, goldene, pakfongene, blecherne, Spindeluhren, Ankeruhren, Cylinderuhren, Repetiruhren und Chronometer. Der Osel war eigentlich ein gelernter Glaser, durch den Handel von Uhrengläsern war er auf die Uhren selber verfallen, verstand sie auch zu behandeln, zu curiren, zu versilbern — und lebte davon.

Heute, am Pfingstmontag zu Seekirchen, mochte er ein gutes Geschäft gemacht haben, denn er war jetzt so tief ins Wirthshaus gerathen, daß Schulmeisters Luischen rathlos war, wie sie den Oheim herauskriegen sollte. Er hatte nämlich heute auf dem Jahrmarkt eine gute alte Bekannte gefunden, die Eierliesel aus dem Asank herüber, die mit Eiern, Küchlein und Anderem handelte und heilsame Wurzeln und Kräuter feilgeboten hatte. Vor Jahren waren die Beiden, der Osel und die Liesel, auf eine

Weile „mit einander gegangen," wie die Leute sagen, und heute nun saßen sie nebeneinander, und der Osel ließ ihr Glühwein und Kaffee auftragen, und die Liesel saß mit bauschigem Kleid auf der breiten Bank und machte ein breites, strahlendes Gesicht, machte Späße gleich einem Mann und sang mit dem Osel allerlei kecke Liedchen, wie sie deren voreinst miteinander gesungen. Ihr Kopftuch war längst in den Nacken gerutscht, und ihre röthlichen Haare waren nach und nach ein wenig arg verwirrt worden.

Jetzt hatte sich der Osel einen Augenblick von seiner Trauten losgerissen, kam vor das Haus und sagte zum Mädchen auf der Bank: „Aber geh', Luise, sei gescheit und geh' mit hinein. Was wirst da eine Weil sitzen, daß Dich die Leut' angaffen, drinnen ist's so lustig."

„Ich will heim," schluchzte das Mädchen.

„Schau, ich geh' ja bald mit," versetzte der Osel mit etwas unsicherer Stimme, „sei jetzt nicht kindisch und komm' in die Stube. Ich hab' just noch eine Flasche wärmen lassen, auf die müssen wir warten, nachher geht's um so lustiger über den See."

Aber er mußte unverrichteter Sache wieder in die Wirthsstube; Luise blieb auf der Bank sitzen und weinte vor Aerger. Wehmüthig schaute sie dann zwischen die Häuser hinaus auf den weiten, glatten See, sah jenseits das Thal und die Waldberge von

der Sandau, sah über die Waldhöhen her die senkrechte Felswand des Helm blauen, an dessen Fuß das heimatliche Dorf lag. Es war ihr so fremd, so beklommen heute in Seekirchen; sie sehnte sich wie selten noch ins stille Schulhaus der Sandau, von dem sie an diesem Morgen so heiter fortgegangen war. Der Kahn harrte nun am Landungsplatz, aber allein konnte sie die Fahrt über den See nicht wagen; sie war seeunkundig und erinnerte sich an manches Unglück, das sich auf dem Ellersee zugetragen.

Auf ein Umgehen des Wassers durch den Ellerwald konnte des allzu großen, stundenlangen Umweges halber nicht gedacht werden.

Jetzt kamen etliche angeheiterte Bursche daher und wollten mit dem Mädchen anbinden. Luise drückte sich wie eine zitternde Taube an die Wand und entkam den tollen Gesellen nur mit Mühe, indem sie ins Haus flüchtete. In der Zechstube fand sie Andere, aber der Oheim war nicht da, der war mit der Eierliesel sachte verschwunden; die Wirthin vermuthete, die Liesel würde sich auf den Heimweg gemacht, der Osel jedoch dürfte sich in die Strohscheune verkrochen haben; sie hätte eben seine Uhren, die er heute seltsamerweise aus den Augen gelassen, in Sicherheit gebracht. Sie glaube, bei dem Osel könne heute an eine Ueberfahrt nicht mehr gedacht werden.

Jetzt knüpfte Luise ihr seidenes Halstuch fester, drückte ihr Hütchen auf das Haupt, band es mit den Schleifen unter dem Kinn fest und ging gegen den See hinab. Sie war entschlossen, die Ueberfahrt allein zu unternehmen.

Als sie aus dem Orte trat, begegnete ihr der Bachruck Julian aus der Sandau. Er lüftete vor ihr ein wenig seinen Hut, sie dankte mit einem stummen Kopfnicken, dann war er vorüber. Sie stellte sich hinter eine Pappel und blickte ihm nach. An den hätte sie eigentlich was auszurichten. Aber sein Gruß war so fremd und ernsthaft gewesen, und er war doch Einer aus ihrer Sandau — dort ein Dorfkind wie sie. Freilich, so war er immer, schon als sie miteinander in der Schulstube saßen, der lustigste und flinkste unter den Jungen, aber der trotzigste gegen die Mädchen. Andere thaten dem Töchterlein des Schulmeisters schön, vielleicht weil sie die Sittsamste, Fleißigste und Hübscheste war, vielleicht auch, um sich bei dem gestrengen Herrn Schulmeister in Gunst zu setzen. Der Julian verschmähte sie. Die Namen der Anderen hat sie vergessen, den seinen weiß sie noch. Freilich ist der auch ganz besonders aufgefrischt worden. Im vorigen Herbst, am Kirchweihsonntag, ist der Seemüller todt in der Eller gefunden worden. Mehrere, die mit ihm im Wirthshause tollerweise gestritten hatten und spät Abends mit ihm fortgegangen waren, wurden ein=

gezogen, darunter auch der Julian, der an jenem Festtage einmal ein wenig gezecht, sich aber weiter nicht in die Sache gemischt hatte. Es war kaum glaublich, daß der heitere, sonst so sanfte und gemüthliche achtzehnjährige Bursche an einem Verbrechen betheiligt sein konnte; aber er brachte die unbeholfenste Vertheidigung vor, weil er selbst nicht recht wußte, wo er, vom Weine überlistet, die Nacht zugebracht hatte; man hielt ihn zurück, und erst jetzt, vor einigen Wochen, kam er heim. Sein Gesicht war nicht mehr so frisch als sonst, sein Blick war ernst und fast betrübt, und er schloß sich nicht an seine ehemaligen Kameraden, sondern ging seines Weges allein. Seine Mutter, die Bachruckwitwe genannt, eine Häuslerin in der Sandau, war während seiner Haft gestorben.

Ist wohl ein armer Bursch! dachte sich Luise und ging vollends zum See hinab.

Da sollte nun in den Schlamm gestiegen werden, um den Kahn loszubinden; es sollte das Wasser aus dem kleinen Fahrzeuge geschöpft werden und es sollte mit kundigen Ruderschlägen auf die weite Fläche hinausgehen. Der See ist über eine Stunde breit, und was in seinen Tiefen ist, das weiß man nicht. Luise stand da und blickte zagend um sich. Auf einmal kam Julian geradeswegs auf sie zu und sagte: „Wenn ich von Schulzeiten wegen noch Du sagen darf, Luise Ebner, willst Du allein fahren?“

„Das will ich auch,“ antwortete das Mädchen; „mein Oheim ist da, aber der soll meinetwegen im Wirthshaus bleiben.“

„Ich rathe Dir, daß Du auf ihn warten sollst; Du kennst das Wasser nicht, und es kann heut' noch ein Gewitter geben.“

Das Mädchen blickte ins Weite hinaus, und ohne den Julian anzusehen, fragte es zögernd: „Willst Du heute nicht mehr in die Sandau hinüber?“

„Ich gehe durch den Ellerwald, weil ich nicht fahren kann.“

„Kannst Du nicht rudern?“ fragte sie und schaute ihn jetzt an, wie er in seinem schmucken Feiertagsgewand und mit seinem blassen, aber offenen Angesicht vor ihr stand. Er konnte noch nicht neunzehn Jahre sein, aber er war so schlank und ernsthaft und hatte nichts Knabenhaftes mehr.

„Rudern, das schon,“ antwortete er, „aber es hilft mir nichts, ich habe kein Schiff.“

„So fahre mit mir,“ sagte sie.

„Wäre Dir meine Gesellschaft gut, Luise Ebner?“

„Warum sollte mir Deine Gesellschaft nicht gut sein?“ fragte sie.

„Ich meine nur, weil ich eingesperrt gewesen bin,“ versetzte er nicht ohne Bitterkeit.

„Sie haben Dich ja wieder ausgelassen, und ich hab's nie geglaubt, was man Dir nachgesagt hat,

und jetzt sollt' man Dir's ja um so besser meinen, weil Du unschuldig hast leiden müssen."

„Ich hab' das verhofft, und kannst mir's nicht glauben, Luise, wie lustig ich von der Stadt in die Sandau zurückgegangen bin. Aber da hat mich Keiner mehr angeschaut, meine besten Freunde von ehemals haben sich mit einer halben Ansprache: wie so, daß ich wieder da wär'? an mir vorbeigeduckt. Der ist im Arrest gesessen, heißt's, wenn er auch wieder los ist, etwas muß doch dran gewesen sein. Es ist am besten, mit so einem Menschen macht man nicht viel. Was hilft mir dieses Papier!" er zog ein Blatt aus der Tasche; „wenn Du es lesen willst."

„„Sichergestellt, daß der Seemüller in jener Nacht verunglückt und Niemandem eine Schuld zur Last gelegt werden kann, wird Julian Bachruck aus der Haft entlassen."" Und das ist für alles!" Er zerballte das Papier in seiner Faust und warf es in das Wasser.

„Geh', Julian, gräm' Dich nicht drüber," sagte das Mädchen und legte die Hand auf seine geballte Faust, „Du stehst auf so was nicht an, auf der Leut' Reden stehst auch nicht an. Wenn der Mensch nur selber weiß, daß er brav ist, hat meine Mutter gern gesagt, so braucht er's von anderen Leuten nicht zu hören. Nun, wenn Du so gut bist und mit mir fahrst . . ."

Sie machten den Kahn flott, stiegen ein und stießen ab. Sanft glitt das Fahrzeug hinaus auf die glatte Fläche, und eine linde Luft strich an die Wangen der beiden jungen Menschen, die, erst kaum aus den Kinderjahren getreten, so still und ernst sich auf dem Schiffchen gegenübersaßen.

„Ist mir schon die Sandau nicht lieb, so ist mir heute doch der Weg dahin lieb,“ sagte Julian.

„Hättest Du unser Dorf nicht mehr gern?“ fragte das Mädchen.

„Nur daß ich morgen beim Standwirth in Arbeit einsteh', weil er in der Hinterleuten Holz schlagen läßt, sonst habe ich seit meiner Mutter Tod in der Sandau nichts mehr zu suchen. — Meinen Augapfel wollt' ich dafür geben, wenn —“

Der Bursche brach ab und schlug mit dem Ruder ins Wasser, daß es hoch aufspritzte.

„Wenn was wäre?“ fragte Luise.

„Wenn sie meine Unschuld noch erlebt hätt',“ murmelte er.

„Die habe ich ihr ja gesagt,“ versetzte die Schulmeisterstochter.

„Wem?“

„Du sprichst doch von Deiner Mutter?“

„Hast Du mit ihr geredet?“

„Sie war nicht alleweil so stolz gegen mich wie ihr Sohn, und so bin ich in ihrer Krankheit gern bei ihr gesessen und hab' ihr's gesagt, daß Du ganz

gewiß unschuldig bist, und es könnt' gar nicht anders sein. So thäte sie es wohl auch selber glauben, und so fest wie an Gott im Himmel, hat sie oft gesagt; aber gefreut hat sie's doch allemal, wenn ich davon gesprochen hab'."

„Jesus Maria!" rief der Bursche, ließ das Ruder los und schlug seine Hände zusammen. Bald ergriff er es wieder und holte weit aus, daß der Kahn rasch dahinglitt. Seine Wangen waren roth, seine Lippen waren roth, seine großen blauen Augen schimmerten in der hellsten Jugend.

„Und ist's mir so weit recht, daß wir heute zusammengekommen sind," sagte endlich das Mädchen wieder, „so kann ich Dir's ausrichten, was sie für Dich gesagt hat. Aber hau' nicht so stark in den See, es spritzt mir das Wasser ins Gesicht."

Er ruhte aus und schaute sie an. Und sie erzählte von seiner Mutter. „Du kennst ihn, Luise, hatte die kranke Frau gesagt, bist doch mit ihm in der Schule gewesen. So richte ihm aus, daß er sich nicht mit dem Gedanken peinigen sollt', ich hätt's geglaubt oder wäre gar daran gestorben. Ich kenne mein Kind. Kann ich es auf dieser Welt nicht mehr sehen, so ist mein letztes Gebet, daß seine Unschuld möcht' an den Tag kommen. — Daß Du's weißt, Julian, was Du für eine Mutter gehabt hast."

Er fiel ihr an die Brust, zwei Thränen rieselten auf ihr rothseidenes Tuch, dann wendete er sich

weg und sagte: „Mußt mir's nicht verdenken, Luise, das ist mir schon lange nicht passirt, daß ich wie ein Kind . . . aber das letzte Mutterwort, wenn man das hört! . . . Ich dank' Dir's, Luise, ich dank' Dir's, Du bist mein einziger Freund auf der Welt."

„Ist ja gern geschehen; achte doch auf die Stange, der Kahn dreht sich wie nicht gescheit um und um, wir tanzen da ohne Geigen und kommen nicht weiter. Schau einmal auf den Helm hin, Julian, dort hinten im Gebirg' steigt ein Wetter auf."

Das Gewölk, das hinter dem Gebirge aufstieg, war so finsterblau, daß davor die hohen Wände des Helm wie in Silber schimmerten.

„Das kommt heute noch heraus," sagte Julian, „es ist so viel heiß gewesen den ganzen Tag." Und jetzt noch, wo sich der Himmel überzog, standen ihm die Tropfen auf der Stirn.

„Es geht auch gar kein Lüftel," meinte das Mädchen; „jetzt lange einmal ins Wasser, wie das warm ist!"

„Und wie die Fische nach Luft schnappen," versetzte Julian, um was zu sagen, „schau, da — dort. Mir geht's auch nicht besser, 's ist mir ganz wunderlich — so hart und leicht — so heiß ist mir, daß ich in den See hinab möchte."

„Das thut die Seeluft," sagte sie, „wir wollen aber doch machen, daß wir hinüberkommen. Kannst

mir's gar nicht glauben, Julian, was ich für Angst habe."

„In einer Viertelstunde sind wir auf trockenem Land," sagte er.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Wetter — vor ganz was Anderem."

Auf dieses Wort schwieg er eine Weile, dann versetzte er: „Was soll Dir denn geschehen, wenn ich bei Dir bin? Ich führe Dich heim."

„Das Heim, das fürchte ich," sagte das Mädchen; „so arg es mich noch vor einer Stund' in die Sandau gezogen hat, so arg schiebt's mich jetzt davon hinweg. Es ist gerad', als ob mir ein eiskalter Wind entgegenginge, der mich weiter in den See hinein, anstatt dem Land zu trägt."

Das rasche Hingleiten des Kahnes und das sichtliche Wachsen und Herannahen der Sträuche am Ufer bewies das Gegentheil von dem, was sie sagte.

„Was wird mein Vater sagen, wenn ich ohne Oheim heimkomme?" bemerkte Luise zaghaft.

„Bist Du zu seinem Hüter aufgestellt worden?"

„Ich glaube gerade das Gegentheil."

„So geht's Dich nicht an und sollte nur er nicht ohne Dich heimkommen."

„Das schon, aber mein Vater ist so viel streng, und wenn er hört, daß ich dem Oheim so davongelaufen bin ... Thät' ich nur den Herrn Pfarrer

antreffen, der redet mir allemal das Wort, wenn mein Vater gar zu hart ist."

„Ja, der Sandauer Pfarrer ist ein guter alter Herr, ist, wie ich gehört hab', auch meiner Mutter beigestanden und hat sie mit schönen Ehren begraben, gleichwohl er gewußt, daß er keinen Groschen dafür kriegen wird. Das ist schon was, an so einem Herrn."

„Alle Tage bete ich," sagte das Mädchen, „daß er noch lange leben soll. Meine Mutter ist vorzeit verstorben, mein Vater . . . Nein, ich will nicht schlecht sein und meinen Vater was nachsagen; er hat halt auch allerlei Hartes erlebt und kann nicht dafür, daß er so herb ist — thut ihm selber weh. Nun, vielleicht schläft er schon heute, bis ich heimkomme."

„Schau!" sagte Julian und wies gegen den Bergwald hinan, wo sich auf einmal die Baumwipfel zu biegen begannen; plötzlich fuhr es auch in die Weidenbüsche des nahen Ufers, da wurde der See lebendig. Der junge Mann kämpfte mit aller Kraft gegen die vom Ufer heranfahrenden Wellen, die zischend an das kleine Fahrzeug schlugen und dasselbe seeeinwärts zu treiben begannen.

„Leg' Dich auf den Boden, Luise!" rief Julian und arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung, ohne auf die Fragen und Klagen des Mädchens

auch nur eine Silbe zu entgegnen. Sein Hut war dahingeflogen, der Wind wühlte in seinen nußbraunen Haaren und warf sie über die Stirn und Augen hinab. — Ein augenblickliches Aufzucken des Sturmes, eine Rückwelle, und der Kahn schoß hin auf den Ufersand.

„So," sagte Julian, als sie auf den Rasen hingeschleudert dasaßen und er sich Seewasser und Schweiß aus dem Gesicht wischte, „da wären wir."

„O meine liebe himmlische Mutter Maria in der heiligen Grotten!" rief Luise mit gefalteten Händen, „den heutigen Pfingstmontag vergesse ich mein Lebtag nicht."

„Es ist noch gut ausgegangen," meinte der Bursche, „wir hätten über und über naß werden können."

„Das sind wir ja schon!" lachte das Mädchen aus ihrem Weinen hervor, „jetzt möcht' ich nur wissen, wie es mir allein ergangen wär' auf dem See, wenn mir mein Gott keinen Schutzengel geschickt hätte!"

Julian blickte ihr auf dieses Wort ganz seltsam in die Augen. Was war das für ein kindlicher, treuer, warmer Blick! Ein so schönes Wort war wohl in seinem Leben nicht zu ihm gesagt worden. Und ihr war wohl, daß sie es gesagt hatte; so wohl that ihr's, daß sie dem armen Burschen gut war.

Noch band er rasch den Kahn an einen Weidenstrunk, dann machten sie sich eilig auf, um im grünen

Thale zu Fuß das noch eine Stunde ferne Sandau zu erreichen. An beiden Seiten standen die finsteren, rauschenden Waldberge, aber den Helm sahen sie nicht mehr, der war bereits in die schweren, grollenden Nebel gehüllt, und über die Sandau entlud sich das Gewitter.

„Halte Dich nur an mich," sagte Julian, und den Arm um das Mädchen gelegt, zog er es rasch mit sich fort, „wir müssen noch die Heuhütte dort erlangen."

„Mein Gott, sie wird versperrt sein," sagte Luise.

„Ich glaube nicht; im Frühjahr ist ja kein Heu drin."

Das Wetter wogte schwer heran, der Wind schlug den Eilenden schon große Tropfen ins Angesicht, auf dem Boden hüpften Eiskörner — da erreichten sie die mitten auf den Wiesen stehende Bretterhütte.

Das Thor wich einem leichten Ruck, die dunkle Scheune war mehr als zur Hälfte mit Heu gefüllt. Kaum daß sie unter Dach waren, schmetterte ein Donnerschlag und die Fluth brach los. Auf dem Dache knatterte das Eis, unter der Wand brach das Wasser herein und zwang die Unterstehenden, auf der Heuschichte trockenen Platz zu suchen.

„Schon gar ein ungestümer Abend," sagte Luise, „ein rechtes Glück, daß ich nicht allein bin."

„Du wirst naß, Luise, wenn Du nicht noch weiter herauf steigst,“ sagte Julian.

„Wo bist denn? Reiche mir die Hand, es ist ja schier finster.“

Der Hagel verstummte bald, aber das Rauschen des Regens währte lang. Die Düsterniß des Gewitters ging in die Abenddämmerung über, durch die Fugen der Bretterwand strich kühle Luft. Das Mädchen fieberte. —

Als sie aus der Hütte traten, um endlich der Sandau zuzugehen, standen auf Wegen und Wiesen die Tümpel. Die Eller rauschte laut, aber in der Luft war es gar still und kühl, und am Himmel funkelten Sterne.

Julian und Luise gingen schweigsam nebeneinander her. Er wollte sie bis zum Schulhause begleiten, aber als sie an das Lindenkreuz kamen, wo das Dorf anfing, blieb das Mädchen stehen und sagte: „Es ist besser, Julian, wir gehen nicht mit einander durchs Dorf.“

„So will ich da zurückbleiben,“ sagte er. „Behüt' Dich Gott, Luise.“

„Behüt' Dich Gott,“ sagte sie leise. Weiter hatte sie kein Dankeswort, daß er sie über den See geführt. Rasch ging sie zwischen den Häusern hin, leise schlich sie in das Schulhaus und in ihr Stübchen. Der Vater schlief.

* * *

Nachdem Luise stundenlang in ihrem Bette gelegen war, wenig geschlafen, aber viel geträumt hatte, klopfte es an ihr Fensterchen. Es schien schon die Morgenröthe herein. Draußen stand ein Mann und fragte zischelnd, ob sie drinnen wäre? Der Oheim war's.

Sie hatte sich gestern vorgenommen, ihm's recht entgelten zu lassen, aber seitdem war ihr der Zorn vergangen. Sie erzählte ihm durch das Fenster, daß sie spät Abends nach Hause gekommen sei und der Vater schon geschlafen habe.

„So könntest mir wohl einen Gefallen thun, Luise," bat er, „schau, ich hab auf diesem vermaledeiten Kirchtag ohnehin Malheur gehabt, und sollt' ich mich von Deinem Vater auch noch heruntermachen lassen wie ein Zigeunerbub'! Geh', sei gescheit, Dirndl, und sag', wir wären hübsch mit einander heimkommen — wenn er Dich fragt."

„Wenn Du ihn anlügen willst! ich thu's nicht," sagte das Mädchen; „fragt er nicht, so werd' ich still sein, und sonst kann ich nicht helfen."

„Der Kuckuck soll das ganze Seekirchen holen!" knirschte der Osel, „weißt Du, daß mir meine Uhren gestohlen worden sind?"

„Wo denn?"

„Beim Schwarzen Ochsenwirth. Alle sind hin bis auf eine, die Repetiruhr, die ich schlafen mitgenommen hab' und die halbe Nacht repetirt hat — mag meinetwegen auch beim Teufel sein."

„Hast Du die Wirthin gefragt?“

„Was geht mich die Wirthin an, leicht will sie mir die Zech' zwiefach aufrechnen, wo ich in ihrem Haus das Malheur hab' gehabt.“

„Du bist ein Lapp, Oheim, Deine Uhren hat die Wirthin aufgehoben.“

„Ist das wahr, Mädel? ist's gewiß wahr? So will ich Dir aber einmal einen Schmatz auf Dein Göschel geben!“

„Geh' und laß mich in Frieden, Deinen Schmatz brauch' ich nicht“.

Der Oheim torkelte beglückt davon — wohl dem Ochsenwirth von Seekirchen zu.

Luise fand sich mit ihrem Vater zum Frühstück ein. Er war mürrisch wie gewöhnlich und fragte weder nach dem Gottesdienste von Seekirchen, noch nach dem Jahrmarkt, noch nach der Heimfahrt im Wettersturm. So schwieg auch sie, und der Tag nahm seinen Gang wie gewöhnlich. Und es vergingen die Wochen.

Bisweilen, wenn Luise im Garten das Gemüse pflegte und die Blumen zügelte, die Nelken und die Reseden und den Rosmarin, kam der alte Herr Pfarrer, setzte sich auf das Bänklein und schaute ihr zu. Er, dem der Garten dieser Welt von jeher eine Sandwüste sein mußte, mochte sich freuen im Anschauen des siebzehnjährigen, der Jungfrau entgegenblühenden Kindes. Vielleicht mochte er sich in

ihrem Anblicke erinnern an flüchtige Träume vergangener Zeiten. Und oft, wenn er das treuherzige, so offen und vertrauend in das Leben blickende Waisenkind betrachtete, das zarte, holde Wesen mit dem liebevollen, opferfreudigen Gemüth, da wollte ihn fast Bangigkeit beschleichen. Einmal trat er zu ihr hin, legte seine Hand auf ihr dunkellockiges Köpfchen und sagte: „Luise!"

Mehr sagte er nicht. Er, der Schriftkundige und Prediger, fand nicht das rechte Wort, um das arglose, kindliche Wesen zu mahnen, zu warnen. Zart ist das jungfräuliche Herz . . .

Am besten, man schweigt und wacht und betet.

Zur Zeit, als die rosenrothen Doppelnelken sich zu entfalten begannen, stand Luise oft bewegungslos am Gartenzaune und blickte hinaus auf die Wiesen und Waldberge und in den Duft, der über dem Ellersee lag. Sie war schweigsam und suchte keine Genossin mehr, die mit ihr an Feierabenden die Kränze für den Hochaltar flocht und Marienlieder sang. Sie wand die Kränze allein und flocht mehr Blumen und Rosen hinein als sonst. Manches Marienlied hub sie an zu singen, kam aber mit keinem eigentlich zu Ende. Ihre Stimme war nicht mehr zum Singen; so versuchte sie es mit dem Beten, denn ihr war zu Muth, als sei etwas oder stünde bevor, um dessen Abwendung sie Tag und Nacht

auf den Knien liegen sollte. Sie wußte nicht, was es war.

Einmal saß an der Schwelle des Schulhauses ein junges, abgehärmtes Weib mit einem in Lappen gehüllten Kinde auf dem Schoß.

Kam der Schulmeister heraus und fragte, was sie da mache?

Sie wollt' bitten um einen Schluck Milch.

„Da müßt Ihr in eine Meierei gehen und nicht ins Schulhaus, wo man selber kargen muß.“

Ob sie nicht ein wenig rasten dürfe?

„Seit wann ist das Schulhaus eine Raststation für liederliche Dirnen?“ fragte er scharf, „das wär' mir ein sauberes Beispiel für die Jugend! Ja, anfangs, wenn das jung' Dirndl laufen kann, da lauft sie auf der Weid' dem lieben Vieh nach und Gott weiß, wem sonst, und wachst auf, wie der Baum im Wald, nur nicht so hoch, und hat für die Schul keine Zeit. Kehr' die Hand um, trägt sie Schand' um; nachher beim Betteln mögen sie die Schulhausthür schon finden. Hinweg da!“

„Ich gehe ja schon,“ versetzte das Weib, sich aufraffend, „wollt Ihr mir die kleine Labniß versagen für meinen armen Wurm, so behaltet auch die harte Red'.“

„Ja freilich,“ spottete der alte Schulmeister giftig, „man wird sich bei Euresgleichen wohl höflich bedanken müssen für die Ehr' des Besuches, versteht

sich, und recht schön bitten, daß Ihr doch ja bald wieder mit einem neuen Balg vorsprecht, und vielleicht die kleinen Dirndln aus der Schulstube rufen und ihnen sagen: da seht, so weit könnt Ihr's auch einmal bringen, wenn Ihr fleißig seid!"

Da wendete sich die Bettlerin um und sagte: „Wißt Ihr denn, Ihr hochmüthiger Mann, welche Wege die Kinder, denen Ihr heute aus Büchern die Tugenden lehrt, treten werden? Ist gleichwohl die Mutter von diesem Wurm nicht in Eurer Schulstube gesessen, so ist die Frage, ob nicht etwa sein Vater drinn saß?"

„Und wär's an meinem eigenen Kind," rief der Mann, „mit Sünd' und Schmach hab' ich keine Barmherzigkeit!"

Und schlug hinter dem armen Weibe die Thür zu.

Luise hatte den Auftritt gehört. Am liebsten wäre sie der dahinwankenden Bettlerin nachgelaufen, hätte sie um Verzeihung gebeten für die Kränkung, hätte sie in ihre Kammer geführt, hätte sie und das kleine Wesen gelabt. Aber sie dachte an den Zorn des Vaters und that es nicht. Noch lange zitterten ihr die Glieder, als wäre ihr selbst das Leid zugefügt worden. Dann kniete sie hin vor ein Marienbild und that ein Gebet.

Das Gebet gab ihr keinen Frieden. Sie ging in den Garten und schaute empor zu den hohen Wänden des Helm, die über den Waldhöhen nieder-

blauten. Dort oben ist die heilige Grotte. Fromme Menschen tragen aus dem Thal Steine hinauf, daß zu Ehren der göttlichen Jungfrau dereinst eine Kirche erbaut werden könne, wo ihr Bildniß steht in der Felswand. So will auch sie den Stein hinauftragen, der seit Wochen auf ihrem Herzen liegt. Sie ahnt kaum, wer ihn hingelegt, weiß nicht, was er bedeutet.

Noch wenige Tage vergingen, dann wußte sie es.

Jenem armen Weibe hatte sie Milch für ihr Kind zugetragen, und bei jenem Weibe war sie zu einer Erkenntniß gekommen.

„Wir sind ja Blutsverwandte," sagte die Bettlerin, „ich bin das Weib Deines Oheims."

„Ist denn der Osel verheiratet?" fragte Luise.

„Vor einem Jahr zu dieser Zeit bin ich auch so gewesen wie Du," sagte das Weib anstatt der Antwort, dann erzählte sie, wie es anders geworden. Luise unterbrach sie mit einem Schrei und eilte davon. — Die Nacht darauf hat sie geweint; aber als die Sonne aufging, war sie gefaßt.

Sie wußte, was sie wollte.

Aber sie konnte es nicht thun, ohne den Vater noch einmal zu sehen. Als sie ihm das Frühstück in die Stube trug, schnarrte er sie an, warum sie nicht ausgeschlafen habe? Es fielen ihm ihre gerötheten Augen und ihre blassen Wangen auf.

„Aus Sorg' und Kummer," spottete er, „wie es schon geht, wenn man sich um allerlei Leute kümmert, die sich selber vergessen, wenn man den Vater bestiehlt, um ihre junge Brut zu atzen. Aber das ist unsere neumodische Nächstenlieb', brave Leut' läßt man verderben und mit dem Gesindel hat man Erbarmen und muntert es zu allen Schlechtigkeiten auf. Geh', geh' mir, Du bist auch so Eine!"

Luise schwieg und blickte dem alten, finsteren Mann ins Gesicht. Heute that ihr sein hartes Wort nicht weh, heute hätte ihr seine Güte und Freundlichkeit weh gethan. So kam es ihr nicht schwer an. Als er in die lärmende Schulstube getreten war, band sie ein ganz kleines Bündel, schaute noch einmal rings um sich, biß sich die Unterlippe blutig, damit ein äußerer Schmerz den inneren dämpfen sollte, und ging durch den blühenden Garten davon.

Im Pfarrhof wollte sie zusprechen, zu den Füßen des guten, alten Herrn wollte sie weinen und dann weiter gehen. Nun sie aber den Priester vor dem Hause unter den Apfelbäumen langsam hinschreiten sah, im langen Talar und mit dem grauen entblößten Haupte, und in einem Büchlein lesend — der stille sonnige Tag über der Friedensgestalt, da blieb Luise stehen. Ihr fehlte der Muth, ihm jetzt vor Augen zu treten, sein liebes, mildes Antlitz war ihr ein Gericht. Sie wendete sich rasch, schlug sich in den nahen Schachen und ging hinter dem-

selben querfeldein der Bergschlucht zu. Wohin? sie wußte es nicht und sie fragte nicht. Allerwärts im Thale war das heitere Regen des ländlichen Lebens. Auf den Wiesen funkelten die Sensen der Mähder, über die Kornfelder wehte es wellig dahin, auf den Matten trieben sich behaglich die schellenden Heerden und jodelnden Hirten umher.

Luise wich Allem aus und eilte der blaudämmernden Schlucht zu. Da rauschte ihr schon von weitem das Wasser entgegen. Es kam aus den höheren Gebirgen herab, es hatte wuchtige Steinblöcke mit sich gewälzt, zwischen denen es nun weiter schoß. Diesem Wasser entlang zog sich ein Weg, diesen Weg wandelte Luise. Am Ufer blühte die schaukelnde Enziane und war betropft von dem Wasserstaube. — Ist es wahr? das soll ja die Blume sein, die zu zittern beginnt, wenn ihr ein Mensch in die Nähe kommt. Ist's ein Wunder, daß der Mensch, der sich kennt, vor sich selber bebt?

Das Mädchen stieg rasch den steinigen Weg empor bis zur Stelle, wo sich die Schluchten theilen und der Weg sich zweigt. Das Wasser brauste links aus einer felsigen Klamm, ein armseliger Fußsteig wand sich an seinen Hängen hin. Rechts hinein in die Schatten eines finsteren Waldes ging der Fahrweg. Dieser trug die Spuren von geschleiften Baumblöcken; führte er doch hinein in die Hinterleuten, wo der Standwirth von der Sandau Holz schlagen

ließ. Luise wählte nicht diesen Weg, sie wählte den armseligen Fußsteig, und so begann für sie nun ein beschwerliches Wandern an Felswänden und Steinriffen hinan, hier im kühlen Hauch der schattigen Schlucht, im nassen Gestein und Buschwerk, dort an sonnigen Hängen, über heiße Platten und zwischen verblühten Alpenrosensträuchern. Endlich verließ der Fußsteig die Schlucht und wendete sich steil hinan, bald war das Rauschen des Wassers nicht mehr zu hören, die Aussicht weitete sich über die Waldberge hin, dort und da strebte felsiges Gebirge empor aus dem weiten Rund, und durch die Thalenge herein glitzerte der Ellersee. Luise setzte sich erschöpft auf einen bemoosten Stein, und da war es so still ringsum und nichts hörte das Mädchen, als das Pochen des Blutes in ihren Schläfen.

Dort, weit jenseits der Schlucht, über den blauenden Wäldern, stieg eine leichte Rauchsäule auf und verschwamm im Firmament. Das Feuer von Holzarbeitern. Dort ist die Hinterleuten, dort arbeitet Julian im Holzschlag. Sie hat ihn seit dem Pfingstmontag nicht mehr gesehen. Sie will ihn nicht mehr sehen, er soll nichts wissen, und auf sein Jugendleben soll die Sonne scheinen, so wie sie dort auf seinen Wald scheint.

Als sie so ins sonnige Blau blickte, da wollten ihr fast die Augen vergehen. Sie wendete sich rasch und hub wieder an, aufwärts zu steigen. Sie kam

auf einen mit Wachholdersträuchern bewachsenen Bergsattel. Das heimelte sie an, denn sie erinnerte sich an die Sage, daß der Wachholderstrauch der heiligen Jungfrau Maria zugehöre. Als die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde nach Aegypten floh, da wurde sie verfolgt von den Landsknechten des Königs Herodes. Die Haide war kahl, und nur Steine lagen umher; nichts war da, hinter das sich die Fliehenden verbergen konnten, als jener graue verachtete Strauch — der Wachholder. Hinter diesen barg sich die liebe Mutter Gottes mit dem Jesulein, die Landsknechte ritten vorüber und die Fliehenden waren gerettet. Maria legte ihre weiße Hand an den Strauch und sagte: „Von nun an, Wachholder, sollst du mein lieber Baum sein. Du sollst grünen das ganze Jahr wie die Cedern auf dem Libanon, deine Beeren sollen blau sein wie die Augen meines göttlichen Kindes, sie sollen als Schutzmittel dienen gegen böse Seuchen, und dein Holz soll heilig sein."

Darum wählen die Bildschnitzer so gern das feine, harte Wachholderholz, wenn sie Heiligenbilder verfertigen wollen; auch das Frauenbild in der Grotte auf dem Helmberge soll aus dem Holze des Wachholders geschnitzt sein.

Luise streckte ihre Hand aus, pflückte zwischen den stechenden Nadeln etliche blaue Beeren und aß sie. Dabei dachte sie sich einen Wunsch und that ein Gebet zu Der, die sich mit dem Kinde hinter dem

Wachholderstrauch vor den Nachstellungen der Menschen verborgen hatte.

Zwischen den Sträuchern vereinigten sich hier mehrere, aus verschiedenen Thälern heraufführende Fußwege; so war der Pfad, der sich quer gegen das kahle Gestein hinanschlängelte, gut ausgetreten. Luise wußte nicht, wohin er führte; da oben konnten wohl keine Menschen wohnen, wüstes Gewände starrte ihr entgegen.

Sie stieg bergan — nur aufwärts, aufwärts war ihr Sinn, als wollte sie einem Abgrunde, in den sie gefallen, wieder entkommen. Der Himmel, der über den scharfen sonnigen Felsen lag, war so blau und tief und unermeßlich.

Endlich verließ der Pfad das grüne Gefilde, bog um einen Riff und war im steilen Gewände. Das Mädchen schwindelte schon, als es sah, wie es da an der fast senkrechten Wand den schmalen, unebenen Steig hinansteigen sollte. In der blauenden Tiefe, ganz schreckbar tief unten, lag die Sandau mit ihrem blinkenden Steinhäuflein, dem Dorfe. Alle Berge, die von unten aus so hoch anzusehen waren, standen niedrig da, daß man weit über sie hinaus andere Berge und Thäler sah, von denen das Mädchen bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Und über all das erhob sich gewaltig hoch das Felsengebirge, auf dem Luise stand. In der Sandau lag jetzt die heiße Mittagssonne, und auf dem schneeweißen

Faden, der sich durch das Grüne schlängelte, wehte der Straßenstaub. Hier oben strich eine kühle, reine Luft, die wie Balsam auf das betrübte Gemüth Luisens wirkte.

Nachdem sie hier eine Weile gerastet und in das Thal geschaut hatte, und auch auf den Ellersee hinaus, an dessen Ufer Seekirchen mit seinen zwei Thürmen lag — der unglückselige Ort — schritt sie rasch und entschlossen am Gewände hin. Sie will achten auf ihre Schritte, aber wenn sie ausgleitet und in die Tiefe stürzt, aus der die blauenden Wipfel der Tannen heraufschauen, so wird es auch das Beste sein. Sie legt ihr Leben in Gottes Hand — er kann die Seele rein waschen mit dem Wasser ihrer Augen, mit ihren Blutstropfen, aber er muß sie nehmen, denn sie will bei ihm sein.

Plötzlich stand Luise still. Der ebene Raum hatte sich etwas geweitet, war aber hier von wuchtigen Felsblöcken begrenzt und aller Ausweg nach links und rechts abgeschnitten. Der Pfad ging in die finstere Höhlung eines Felsens hinein. Die alten Märchen von Räubern und Räuberhöhlen standen auf in der jungen, erregten Phantasie. Wer sonst sollte diese Steige treten, wer in diesen unzugänglichen Hochöden wohnen als Uebelthäter und Sünder, die sich vor den Menschen zu scheuen haben? — Da das Mädchen eine Weile in die Höhle gestarrt hatte, sah es auf dem Grunde derselben etwas schimmern.

Es war ein röthlicher Schein. Sonst blieb alles ruhig und still, nichts regte sich, selbst Luise war vor Rathlosigkeit wie eine Steinsäule.

Endlich faßte sie sich insofern, daß sie theils nach einem Ausweg spähend, theils aus Neugierde, einige Schritte nach vorwärts that. Jetzt sah sie es. In einer Nische der Höhle brannte eine rothe Ampel, und hinter derselben stand ein Muttergottesbild. Es war das Bildniß der „Mutter in der Grotten," welches Luise oftmals in kleinen Abbildungen gesehen hatte. Jetzt erst wußte sie, daß dieser hohe Berg der Helm war, den sie täglich von ihrem Kammerfensterchen aus geschaut hatte. Wie unendlich anders und mannigfaltiger ist hier oben die Felsenwelt, als sie sich nach unten hin — in Gestalt eines Helmes — zeigt. Und nun stand sie vor der „Mutter in der Grotten", zu der sie in den schlaflosen Nächten geweint hatte. Jetzt kniete sie hin auf den breiten Stein, der vor dem kleinen Altare lag, und hub an zu beten. Aber die Worte starben ihr im Munde und die Gedanken (Beter denken mit dem Herzen) starben ihr im Herzen. Was sollte sie beten? Sie hob die Hände auf und sagte laut: „Ich habe Dich so lange gesucht in meiner Angst, und jetzt bin ich bei Dir und jetzt weiß ich nicht, was ich will. Ich kann den Leuten nicht mehr vor Augen treten, und ich möcht' mich in die Erde graben vor lauter Elend, und ich möcht' weinen vor Freuden,

und mein Herz, das will mir zerspringen vor lauter Bangsein. Ich weiß nicht, wie mir zu helfen ist, und dennoch bitte ich Dich bei meinem Leben und Sterben, o Jungfrau Maria, hilf mir!“

Wie das Licht der Ampel jetzt so auf sie fiel, da war ihr Angesicht wie mit Purpur übergossen. Helle Thränen rieselten ihr über die Wangen und ihre großen Augen schauten in wilder Angst und heißer Zuversicht zu dem Bilde auf. Dieses ruhte in seiner Felsennische — kein roh geschnitztes Stück Holz mehr, sondern beseelt von dem Glauben der Beterin, war sein Gesicht zum Antlitz einer gütigen Gottheit geworden — des ewigen Rathschlusses sichtbare Gestalt.

Als Luise ihr Auge senkte, fiel es auf den Steinsockel des Bildnisses und sah die Worte, die heute noch dort stehen: „Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!“ Hell rief sie's nach, denn das, das war ihr Gebet, nun war ihr plötzlich klar, als was sie hier kniete — nicht als Kranke, nicht als Unglückliche, nicht als Verführte, Verfolgte, Verstoßene, Verlorene — sondern als Sünderin und Büßerin. — Jetzt war ihr fast leicht, jetzt war sie hier daheim, sie gehörte nirgends hin als hierher, in die Zuflucht der Sünder.

Ein alter Mann weckte das Mädchen aus seinem stillen träumenden Weinen. Ein alter, hinfälliger, weißbärtiger Mann, in einen langen Lodenhabit gehüllt,

ähnlich den Einsiedlergestalten der alten Legenden. Er hatte die Beterin lange beobachtet, es war ihm darob fast angst und bang geworden; dieses junge, schöne Weib betete so ganz anders, als es sonst die Wallfahrer zu thun pflegten, die ihr Anliegen und Gelübde stets nach dem hölzernen Rosenkranz abthaten. Endlich legt er seine Hand ganz leicht auf ihre Achsel, daß sie emporfuhr.

„Es ist mir unlieb, daß ich Deine Andacht zerrissen habe," sagte er nun und seine Worte schienen sich im langen Barte schier zu verwickeln, daß sie undeutlich klangen, „aber ich glaube, Dirn', Du bist allein heroben und hast keinen Führer. Und desweg' muß ich Dir sagen, daß Du Dich eilends aufmachen sollst, wenn Du vor dem Gewitter noch bis zur Halterhütte auf die Gemeineben hinabkommen willst."

„Ich will nicht hinab," antwortete sie gefaßt.

„So, wo willst denn hin?" fragte der Greis.

„Ich will hinauf, da hinauf will ich," sagte sie und deutete mit der Hand die Felswand hinan.

„Magst wohl, magst wohl," versetzte er, „kommst aber nicht weit. Da oben ist der Berg bald aus und geht nach allen Seiten zu Thal. Und in einer Stunde ist das Wetter da."

„So will ich bei der Mutter Gottes dableiben, bis es vorbei ist."

„Ist kein schlechter Vorsatz. Aber das Wetter wird heut' nicht aus; es fallen die Nebel ein und

es regnet und blitzt die halbe Nacht lang; mein lieb' Dirndl, da möchte Dich beim alten Einsiedler auf dem Helm doch die Zeit gereuen."

„Mich gereut keine Zeit mehr," sagte Luise, „ich will da vor der Mutter Gottes schlafen."

Der Alte blickte sie eine Weile von der Seite an und sagte endlich: „Du bist eine ganz besondere Wallfahrerin; an Dir kenn' ich mich nicht recht aus. Von wo bist denn her?"

„Von der Sandau herauf."

„So, so, da werden wir leicht gar noch bekannt mit einander, ich komme bisweilen hinab. Bist etwa die —"

„Ich bin des Schulmeisters Kind," sagte sie leise, als wäre das kein gutes Geständniß.

„Nein," versetzte der Alte rasch, „nein, das wäre! Die Luise bist?" – Hierauf murmelte er allerlei in den Bart, das nicht verstanden werden konnte. Dann sagte er zum Mädchen: „Schau, ist recht brav von Dir, daß Du auch in Deinen jungen Jahren auf die Mutter Gottes nicht vergißt. Weibeln in ihren alten Jahren kommen genug herauf, aber Deinesgleichen nicht gar viel, es müßten denn lustige Burschen mit sein, die ins Speikstechen ausgehen; da mag's wohl sein, daß sie im Vorbeigehen vor der Heiligkeit ein paar kurze Vaterunserlein beten, bis sie sich ausgeschnauft haben. Ja, ja Dirndl, die Sünder suchen ihre Zuflucht ganz wo anders als

in der heiligen Grotten, gleichwohl man dieses Felsenloch die Zuflucht heißt. Von Dir hab' ich mir ja immer gedacht, Du gehörest zur Mutter Gottes — schon Verwandtschafts halber . . . Na, so lass' ich Dich heute nicht mehr fort." Er deutete gegen die haushohen Felsblöcke. „Da hinten drüben — man braucht nur durch diese Spalte hinauszugehen — steht meine Klausen. Sie hat zwei Stuben, und eine davon überlasse ich Dir; ist soweit alles rein, und ein Dirndl wie Du," setzte der Alte schalkhaft bei, „wird ein Einsiedlerbett wohl gewohnt sein. Morgen haben wir wieder schön, da steigst langsam hinab."

Luise ging willenlos auf den Vorschlag des Greises ein. Sie war so erschöpft und seelenmüde. Von der Spitze des Berges fuhren kalte Nebel nieder, in den Felsenriffen pfiff der Wind, ein gellender Blitzschlag entsiegte die Fluthen, die jetzt aus der finsteren Luft und von den Felsen niedergossen.

In der Grotte zitterte das rothe Flämmchen, in der Klause zitterte das Mädchenherz, das in seiner Angst und Verlassenheit dem freundlichen Greise vertraute, sie wolle in ihrem Leben nicht mehr hinabsteigen in die Sandau, sie sei auf den Berg gegangen, ohne zu wissen wohin, sie habe vor, sich irgendwo zwischen den Steinen hinzulegen und zu warten, bis sie sterbe.

Da verging dem alten Mann das Lächeln, das er sonst gern spielen ließ zwischen den weißen Locken seines Haares und Bartes. Er merkte, daß hier was Seltsames dahinterstecken müsse, erfuhr aber nicht mehr, als daß der Schulmeister ein harter Vater sei, daß die Leute von der Sandau schadenfroh, spottsüchtig und unduldsam wären und daß es eine Schande und ein Elend ist auf dieser Welt.

„Und was macht der Herr Pfarrer?" fragte der Einsiedler, es schien, als hätte er diese Frage nur aufgeworfen, um sie auf einen weniger traurigen Gegenstand zu bringen.

„Der Herr Pfarrer, ja," antwortete das Mädchen, „das ist noch der Einzige, dem ich recht vertraue, und dennoch — zu allermeist seinetwegen bin ich fort."

Der Alte ergriff die Hand des Mädchens und sagte: „So weißt Du es also. Nun verstehe ich Dich, nun begreife ich, daß Du aus dem Schulhause davongegangen bist, daß Du den harten Mann nicht länger mehr um Dich haben willst. Hast Du denn mit Deinem Vater nicht darüber gesprochen?"

„Lieber sterben!" schluchzte das Mädchen, „es ist eine Schmach, die ich nicht ertragen kann."

„Du denkst zu hart, mein Kind, die Schuld ist nicht an Dir."

„So gut wie an ihm," rief sie, „ich will gar nichts von mir abwälzen! Er ist ein weltfremder

Mensch gewesen, ich hätt' können anders gegen ihn sein, mein Zutrauen hat ihn verleitet, und so ist es geschehen."

Da stutzte der Greis und merkte, es wäre nicht eine und dieselbe Sache, von der sie sprachen. Aber Menschen, die in dieser Welt so alt geworden, wie der Einsiedler auf dem Helm, sind schlau; bald wußte er es, was sie meinte, aber ihr blieb es ein Geheimniß, was er wußte.

„Du armes Dirndl," sagte er, „was soll ich jetzt mit Dir anfangen? Ein Anderer an meiner Stelle wollte sich vielleicht auf den Mann Gottes hinausspielen und sagen: Zuerst leichtsinnig sein und nachher davonlaufen, das ist keine Art. Allsogleich gehst heim zu Deinem Vater und ißt die Suppen aus, die Du Dir eingebrockt hast. — Kind, so rede ich zu Dir nicht. Ich bin besser mit Dir bekannt, als Du vermeinen wirst. Wie Du noch so ein klein Wesen warst, bin ich Küster gewesen unten in der Sandau und Knecht im Pfarrhof. Da ist die Schulmeisterin — dazumal schon nimmer jung — öfters mit Dir in unseren Baumgarten herübergekommen, und ich hab' mich auf Kinderlocken besser verstanden, als man das einem Pfarrersknecht zutrauen möcht'. Freilich hätt' ich nicht gedacht, daß Du einstmal so, wie Du heut' vor mir stehst, hier oben bei der heiligen Grotten vor mir stehen solltest. Wie es heute angestellt ist, wird's das Beste sein, Luise,

Du bleibst bei mir heroben. Bleibst verborgen und versorgt, so gut es sein kann, und ich will Dich hüten wie der Drache einen versunkenen Schatz. Du bist ja ein versunkener Schatz, leicht kommt noch der Rechte, der Dich kann heben."

Er hätte es eigentlich gern gewußt, wer den Schatz versenkt hatte und allein ihn heben konnte — hat's aber nicht erfahren.

* * *

So blieb Luise, das Kind aus dem Schulhause zu Sandau, in der Klause des Einsiedlers auf dem Helm. Der alte Mann freute sich, daß er auf seiner einsamen Höhe eine Seele gefunden hatte, und er murmelte einmal so für sich hin: „Das hätte ich damals nicht gedacht, wie ich Dich im kleinen Korb von so weit hergeschleppt hab', daß ich mir einen Augentrost für meine alten Tage heimtrag'."

„Was meint Ihr, Josef?" fragte das Mädchen, indem es an einem Genzianenkranze flocht für das Frauenbild.

„Ei, nichts," versetzte der Alte und rieb sich die Stirn, ‚ich hab' schon wieder geträumt."

„Ihr müßt Euch jetzt meinetwegen so abmühen," sagte sie, „daß Ihr so viel Nahrungsmittel auftreibt, und ich wäre mit weniger auch zufrieden."

„Du mußt Dich jetzt recht ans Essen halten," versetzte der Alte, „und mir macht's ja nur Freude.

Du weißt doch, daß den frommen Einsiedlern die Raben das Brot vom Himmel bringen? Es müßte denn ein junges Einsiedlerpaar sein, solches freilich hätte sich auf der Welt umzuschauen, daß es zu was kommt. Mein Vorfahre, der die Klausen mit den zwei Stuben erbaut, hat's so gehalten, und unter seiner Zweisiedlerei ist die Mutter von der heiligen Grotten gerade so gnadenreich gewesen als sonst, und sind mit der Zeit um fünf gesunde Buben mehr ins Thal gegangen, als heraufgekommen sind. Aber das Pfarramt in der Sandau ist anderer Meinung worden und hat gesagt, in eine richtige Einsiedelei wären von jeher mehr Personen hineingegangen, als wie herausgekommen, weil sie drinnen verstorben. Wird auch recht haben. Und wie ich, der alte Knecht, meiner Arbeit nimmer vor sein mag, werde ich auf den Berg geschickt; da hab' ich die heilige Grotten zu hüten und bekomme dafür meinen Lebensunterhalt. Ist mir auch lieber, als im Armenhaus sein, und da heroben in der frischen Luft bin ich rechtschaffen gesund. Ueber meine Einsiedlerkutten hast schon gelacht, gelt? Ich selber auch. Ist eben des Ansehens halber und weil die Leute der Kutten lieber was schenken als dem alten Knecht Josef. In diesem Einsiedlerhabit hätte weit mehr Frömmigkeit Platz, als jetzt drinnen steckt; für das Gnadenbild in der Grotten schier zu wenig, aber für einen Menschen, dem ich beistehen kann, reicht sie gerade noch aus.

Desweg' nur wohlgemuth, mein Dirndl, und laß es Dir bei mir gut sein."

Luise war gern thätig, sie goß Oel in das Aemplein des Bildnisses, schmückte den Altar mit Blumen und betete. Gern ließ sie die heilige Marienmythe an sich vorüberziehen und suchte nach einem Anker, an dem sie sich halten oder rechtfertigen konnte. Und jene zagenden Seelen, die sich nicht heranwagen zu dem ernsten, dornengekrönten Antlitz Christi, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten: jene Seelen finden Halt und Frieden bei der Mutter. Dieser süße, mailiche Marienkultus ist die wahre, begnadende und göttliche Seele des Katholicismus, die ihm die Herzen der Millionen sichert.

So fand auch das Mädchen aus der Sandau hier Trost, hatte es in seinem kindlichen Herzen ja doch Aehnlichkeit mit der liebe- und schmerzenreichen Mutter und Jungfrau . . . Wenn Wallfahrer heraufkamen, zog sie sich in ihre Kammer zurück, schloß sich ein und Niemand ahnte, wen der alte Josef in seiner Klause beherbergte.

Einmal an einem herbstlichen Samstagnachmittag, als der Alte fortgegangen war, um für den Winter Kräuter zu sammeln, das Mädchen auf dem Bänklein vor der Klause saß und sinnend hinabschaute ins tiefe Thal, wo schon die letzten Felder in gelber Reife standen, wo die Leute nun aber bereits die

Sonntagsruhe begannen und vielleicht der Kirche zugingen, um der Vesper beizuwohnen, da kam eine tiefe Wehmuth über sie. Sie dachte an ihre eigenen fröhlichen Feierabende im Dorf — in Kindeszeit. Jetzt war diese Kindeszeit vorbei, ganz plötzlich abgeschnitten, und sie blickte aus ihrem wüsten Gestein hinab ins grüne Thal, wie in eine schöne, versunkene Welt. — In solchen Stunden der Schwermuth pflegte sie von dem freien Plätzchen durch die Felsspalte hinaus in die Grotte zu treten und Zuflucht zu suchen bei der himmlischen Mutter der Gnaden.

Als sie es auch jetzt thun wollte, war es, daß sie mitten auf ihrem kurzen Wege innehielt. Sie sah in der Dämmerung der Höhle, wie vor dem Bildniß ein Mann kniete. Die Ellbogen auf den Stein gestützt barg er das Haupt in seine Hände, aber seine Hände schienen zu zittern. Der Ampelschein fiel auf sein blondes Haar. — Durch die Nerven des Mädchens zuckte ein heißer Stich; sie sah, wer es war. Es war Julian.

Lange kniete er in der gleichen Stellung; er schien nicht zu beten, er schluchzte und seine Hände zitterten und sein Haupt bebte und seine Brust bebte von dem tiefen, schweren Schluchzen . . .

Luise wollte vergehen, sie hatte in ihrem Leben keinen Menschen noch so erschütternd weinen sehen als diesen lieben, armen Burschen. Sie wollte schon

zu ihm eilen und ihn fragen, warum er denn so bitterlich weine? — Aber sie hielt sich, es darf nicht sein!

Sie sollen sich nicht mehr sehen, das ist für ihn das Beste und für sie das Härteste — so will sie büßen. Ein Dämon wollte sie fassen und zu ihm hinreißen, sie stieß ihn von sich, sprang in ihre Zelle und ließ ihren Thränen freien Lauf. — War es ihr Schmerz, daß er litt? ihre Freude, daß sie ihn wiedersah? — Was mag ihm widerfahren sein? Haben sie noch einmal seine Ehre geschlagen? Oder weint er um sie, die in Verlust gerathen, seine verlorene Freundin? — Das soll er nicht, er soll nicht weinen, sie thut es für ihn, er soll nur Eins von ihr wissen — daß sie lebt.

Als sie hierauf in die Grotte trat, war er fort. Sie lief hinaus, sie sah ihn nicht mehr, seine Gestalt war schon hinter den Felsriffen verschwunden. Sie eilte zum Altar. Der Stein war noch naß von seinen Thränen, sie umfing ihn, sie küßte ihn mit Gluth, ihr Lebensglück wollte sie saugen aus diesem Stein.

Es war ein Stein.

Als der alte Josef zurückkam, fand er das Mädchen hingestreckt in der Grotte. Er hub es auf und brachte es zu sich, und er sagte:

„Ich sehe es schon, Luise, ich darf Dich nicht mehr allein lassen.“

Es vergingen schöne, klare Herbsttage. Das Mädchen blieb betrübt. Der Ausblick war überaus rein, und das freie Auge sah die fernsten Berge schimmern, auf denen das ewige Eis liegt. Die Ortschaften, Kirchen und Schlösser lagen so freundlich weiß in den Thälern und auf waldigen Hügeln. Manchesmal trug der Luftzug den Ton einer Kirchenglocke herauf, der abgerissen von seinem klingenden Liede einsam zu dieser Höhe stieg, vielleicht ein Büßer, dessen Jauchzen auf dem Kirchthurme ein wenig zu weltlich gewesen. Der Ellersee lag wie ein reiner Spiegel zwischen seinen Waldbergen, manches weiße Pünktlein glitt darauf hin und her. Luise blickte hinab und war betrübt.

In der Sandau war es Frieden geworden auf den Feldern. Die Früchte waren eingeheimst und die Stoppelflächen lagen fahl zwischen den frischgrünen Wiesen. Auf den Wiesen mußte noch Spätmahd stehen, aber es kamen keine Mähder. Manche herbstliche Arbeit, die sonst um diese Zeit stets in Angriff genommen zu werden pflegte, lag unverrichtet da, hingegen wurden dort und da an Waldsäumen und Feldrainen Feuer angemacht, deren Zweck der alte-Josef nicht verstand. Bisweilen bewegte sich vom Dorfe gegen die Stelle, wo zwischen Matten der kleine Friedhof lag, ein schwarzes Kettlein hin. Das war ein Leichenzug. Und diese Kettlein wiederholten sich öfter und öfter, schließlich waren sie jeden

Tag zu sehen; und da sagte der alte Josef: „Luise, es schaut aus, als ob ein großes Sterben ins Land gekommen wäre.“

Am Tage der Heiligen Gottes war's in früher Morgenstunde zu sehen, wie vom Dorfe Sandau sich ein großer Menschenzug über die bereiften Auen hin bewegte, nicht dem Friedhofe zu, sondern gegen die Schlucht. Und am frühen Mittage war's, daß in den Felsen ein eintöniges Surren wiederhallte, und bald darauf sah der Josef am Gewände die betende Schaar herankommen gegen die heilige Grotte.

Eine Bittprocession zur Mutter in der Höhlen um Abwendung der bösen Seuche. Unter den Leuten war auch der Uhren-Osel, wie immer über und über voll Sackuhren, mit denen er Geschäfte machen wollte. Aber die Leute wollten heute nicht darauf eingehen, sie dachten an jenen Uhrenmann, der in seiner mageren Hand die ablaufende Sanduhr hält — und sie beteten. Und sie weinten. Viele hatten ihre Liebsten schon hinausgetragen in die kühle Erden, Viele hatten sie noch in ihren Häusern liegen auf dem Brette ausgestreckt oder auf dem Leidenslager wimmernd. Unter den Todten waren auch der Schulmeister von Sandau und der Pfarrer. Letzterer starb, wie die Leute dem alten Josef erzählten, nicht an der Seuche, sondern an einem monatelangen Siechthum, welches nach einem Fall

auf das Kirchenpflaster seinen Anfang genommen hatte

Diese letzte Nachricht machte den alten Einsiedler sehr nachdenklich. Er zweifelte nicht, daß das Verschwinden Luisens die Ursache seines Siechthums gewesen. Er fragte dann, ob sich sonst nichts Neues in Sandau zugetragen habe. Man erinnerte sich an nichts Besonderes. Daß sich im Sommer die schöne Schulmeisterstochter in den Ellersee gestürzt habe, würde er wohl gehört haben? — Er habe es nicht gehört, entgegnete der Alte, und glaube es auch nicht. — Es sei aber so. — Ob sie denn ihren Leichnam gefunden? — Den hätten sie; er sei schon halb verwest gewesen. — Was man sage, daß die Ursache wäre? — Das wisse Gott. Das Mädchen sei einige Zeit früher trübsinnig gewesen, so sei es wohl in der Irre geschehen. Sei auch christlich bestattet worden.

Dem Mädchen verschwieg der Alte diese Aussagen, verschwieg ihm auch den Tod des Pfarrers; der des Schulmeisters traf sie tiefer, als er gedacht.

„Wenn er auch herb war,“ klagte sie, „er hat viel gelitten, er hat's nicht schlecht gemeint, und mein Vater ist er doch gewesen.“

„Er hat nicht als Vater an Dir gehandelt,“ warf der alte Josef ein. Von diesem Augenblicke an klagte Luise nicht mehr, aber sie war trauriger als je.

Nun kamen die Novembernebel und verhüllten den Blick ins Thal. Es kamen die Winterstürme und umbrausten die Wände des Helm, und die letzten Wallfahrer, die aus dem Thale kamen, erzählten, daß die Seuche durch die Fürbitte der Mutter von der heiligen Grotten im Verlöschen sei. Dann stiegen die letzten der Wallfahrer hinab. Luise wand noch einen Kranz von den immergrünen Wachholderzweigen um das Marienbild. Der alte Josef verrammelte den Eingang zur Grotte mit den dafür bereiteten Brettern. Dann zogen sie sich in ihre wohlverwahrte und mit Lebensmitteln versehene Klause zurück, und der Alte sagte: „Im Gottes Namen, jetzt thun wir unseren Winterschlaf.“

Und draußen tanzten die Flocken, wehte der Schneestaub, daß es finster war mitten im Tage. Dann wieder waren Zeiten, wo der Sonnenschein lag über der weiten, weißen Winterlandschaft, und dann kamen wieder die wochenlangen Nebel und Gestöber, und es kamen an das Fenster der Klause die Raben, aber nicht, um Brot zu bringen, sondern um Brot zu heischen. Josef theilte den schwarzen, struppigen Vögeln von seinem Vorrath. Einer dieser Vögel wurde besonders zutraulich, kam jeden Tag mehrmals um Speckschwarten, auch Brotkrumen waren ihm recht, er wurde von Tag zu Tag beleibter, und am Weihnachtsfeste schnitt ihm der Josef den Kopf ab und machte aus dem Rabenleib ein gebratenes Huhn.

Der Alte litt zwar in den vielen freien Stunden bisweilen ein wenig an der Gicht, blieb aber immer guter Dinge. „Ist schon recht,“ sagte er, „alleweil beten mag der Mensch nicht, zur Abwechslung mit Geduldigkeit ein bissel Gliederreißen leiden, soll auch verdienstlich sein.“

Luise war schweigsam und in sich gekehrt; sie nähte an Kleidungsstücken, dann ließ sie ihre Hand oft sinken und träumte, bis ihr die Augen naß wurden, dann schreckte sie plötzlich auf, arbeitete mit Emsigkeit und sang ein Lied dabei. Ihre zarte Gestalt war scheinbar kräftiger, aber ihr Angesicht war blaß geworden. Gegen Ende des Monats Februar, zur Zeit als unten in der Sandau und in Seekirchen und in allen Dörfern die übermüthige Faschingslust herrschte, brach der alte Josef auf dem ebenen Plätzchen vor der Grotte mit Stemmeisen und Schaufel eine Grube in den steinigen Boden. Als die Grube so tief war, daß er in ihr stehend nicht mehr über den Rand hinaus das weite beschneite Bergrund sehen konnte, kletterte er hervor, ging in die Klause, trug keuchend eine mit weißem Tuch verhüllte Gestalt heraus und legte sie in das Felsengrab. — Es war die todte Luise. Ihr Leben verlosch zur Stunde, als ein neues anfing.

Der alte Josef saß am Grabe, starrte hinab und sprach mit der Todten, mit Gott und mit sich selber.

„Zweimal, Du liebes, armes Wesen, bist Du mir, dem fremden Knecht, in die Arme gelegt worden, einmal als neugebornes Kind, das anderemal als sterbendes Weib. Warum es so sein muß auf dieser Erden! Du bist gut und brav gewesen, Luise, und es ist doch so traurig gekommen. Mit Deiner Jugend, mit Deiner Unschuld und mit Deinem Herzleid bist Du gestanden zwischen zwei Sünden: die eine hat Dir das Leben gegeben, die andere hat es Dir gekostet. Du bist heraufgekommen zur heiligen Grotten, wo die Zuflucht der Sünder ist und das Heil der Sterbenden. Hier bei der lieben Mutter Gottes magst Du rasten. Ruhe in Frieden! Am jüngsten Tage, wenn die Felsen brechen und wir Alle auferstehen, verhoff' ich, daß ich Dir in dem, was Du mir heute zurückläßt, ein glücklicheres Wesen, als Du selber warst, werd' vorführen können; dann, Luise, nimm auch Deinen Theil an den ewigen Freuden."

So sann und so murmelte der alte Josef, dann nahm er die Schaufel zur Hand und die Steine klangen, bis das Grab geschlossen war. Der helle Schrei des kleinen Kindes rief den Einsiedler in die Klause.

* * *

Der Mai war gekommen. Auf den Höhen des Helm grünten wieder die Wachholder in neuen

Trieben, und aus den Felsspalten wucherten die Büsche der Alpenrosen und wiegten neue Knospen.

Da stieg eines Tages ein ganz junger Mann den steilen Hang hinauf und schleppte auf der Achsel einen großen Stein, wie es sonst Büßer thaten.

Der Einsiedler sah es und murmelte: „Ihr jungen Leute wißt mit Eurer Kraft nicht, wohin. Unsereiner ist froh, wenn er leerer Hand heraufkommt."

Der junge Mann legte den Stein vor das Muttergottesbild und kniete darauf hin.

Nach dem Gebete wollte er wieder davongehen, setzte sich aber erschöpft auf das Bänklein neben der Grotte.

Der Alte, der ein schlummerndes Knäblein in seinen Armen hielt, das er nicht mehr zu verbergen Ursache hatte, trat zu ihm und sagte: „Ich glaube schon, daß Du müd' geworden bist. Ich habe den schweren Stein wohl gesehen."

Der Bursche sagte vor sich hin: „Den Ihr nicht seht, der ist noch schwerer."

„Es muß ja der Weg herauf noch elend sein," bemerkte der Alte.

„Ich bin nicht der Mensch, der sich schöne Wege aussuchen kann," versetzte der junge Mann.

„Ich sollt' Dich kennen," sagte jetzt der Einsiedler, „bist Du nicht der Holzknecht Julian?"

„Wird wohl sein."

„Und ist jetztund im Wald wieder so wenig Arbeit? Ich meine nur, weil Du im hellen Werktag Zeit hast, im Sonntagsgewand zur heiligen Grotten heraufzusteigen."

„Seit wann zählt der Einsiedler den Pfingstmontag zu den Werktagen?" fragte der Julian.

„Heute der Pfingstmontag!" rief der Alte, „wirst Dich wohl irren, Holzknecht. Der war vor einem Jahr an diesem Tag, heuer sind Pfingsten um zwei Wochen später." Dabei schaute er dem jungen Mann etwas scharf ins Gesicht.

„So," murmelte der Bursche, „wird wohl sein. Ihr könnt die Pfingsten hin und her schieben. Bei mir ist's anders, mein Pfingstsonntag steht fest wie der jüngste Tag. Ich zähl' nach dem Mond."

„Was sagst?"

„Alter, ich möcht' Euch jetzt um einen Schluck Wasser bitten."

„Recht gern," sagte der Alte, „aber in meiner Hütte ist mir der Brunnen abgestanden, ich muß das Wasser da vom Kar heraufholen. Ich bin gleich wieder da, nur mußt Du so gut sein und mir dieweilen diesen kleinen Menschen da halten. Er schläft und ich mag ihn nicht gern auf den feuchten Boden legen."

„Ihr habt ein kleines Kind hier?" fragte jetzt der aufblickende Bursche.

„Ja," sagte der Alte, „es wird so was sein. Es kommen halt auch kleinwinzige Wallfahrer herauf

zur Mutter in der Grotten. Nun laß einmal sehen, ob der Holzknecht Julian so was im Arm halten kann. So. — Du, das wär' nichts, liegt der Kopf zu niedrig, thät ihm das Blut ins Hirn rinnen. Jetzt, das ist wieder zu hoch, kippt er zusammen, hat noch kein so starkes Rückgrat als wir großen Leut', mußt wissen, der Kleine ist erst drei Monate alt. Das Tuch schön zusammenhalten, so, jetzt hast ihn recht, das thut's."

Der Julian hielt das Kind auf dem Schoß, der alte Josef ging um Wasser.

Als er nach einer kleinen Weile mit seinem Steinkruge zurückkam, blieb er jählings stehen und schaute den Burschen an. — Was der dieweil für rothe Wangen bekommen hat! Und seine Augen! die glänzenden Augen, die er hat! und wie er das Kind anschaut! Meiner Tag hab' ich noch keinen Holzknecht gesehen, der ein Wickelkind so anschaut! Wenn's nur keinen bösen Blick kriegt! Bigott, 's ist schon wach. Jetzt schaut er's wieder an. Jetzt rinnt ihm Wasser über die Wangen. Na, was die Holzknechte heutzutag' für absonderliche Leut' sind! — „Ei schau," rief er laut, „mein neues Kindsmädel ist nicht viel nutz. Mir ist der Kleine um die Zeit nie munter worden. Da hast Dein Wasser und jetzt gieb wieder her."

Da hob der Julian sein feuchtes Auge und sagte: „Es geschieht ihm nichts bei mir. Ich kann's

Euch nicht sagen, Alter, wie mir ums Herz ist. Meine Mutter hat ein Kind gehabt, das hat schier so ausgesehen als wie dieses. Mein jüngstes Brüderlein ist uns aber jungheit gestorben und jetzt mein' ich, ich thät's da auf dem Arm halten. Es schaut mich auch just so an. Wem gehört's denn zu? wo sind seine Eltern?

„Ja," sagte der alte Einsiedler, „sein Vater möcht' schwer zu finden sein. Hingegen seine Mutter, die ist nicht weit von Dir, Die hast unter Deinen Füßen."

„Wie meint Ihr das?"

„Sie schläft unter diesem Sand, auf dem wir stehen. Ich verschweige es nicht: die Leute haben ihr bös mitgespielt unten im Thal, da ist sie heraufgestiegen zur Mutter in der Höhlen, schon im vorigen Sommer, und in diesem Winter ist sie heroben gestorben."

„Von wem redet Ihr?" fragte Julian.

„Ob Du sie gekannt hast, weiß ich nicht, aber gehört hast Du sicher von ihr. Man sagt ja, sie hätte sich in den See gestürzt."

„Wer?"

„Sie, die Mutter von diesem Kind, wie die Leut' sagen: die Schulmeisterstochter von der Sandau."

„Luise!"

„Hast sie doch gekannt," sagte der Alte; aber das Wort erstarb ihm vor Schreck, denn der Holz-

hauer war aufgesprungen und that, als wollte er das Kind von sich schleudern. Der Einsiedler haschte nach seinem Kleinod, da riß es der Bursche wieder an sich und drückte es so fest an seine Brust, daß es aufschrie.

„Ich habe es ja nimmer geglaubt," sagte Julian, und seine Stimme war seltsam zu hören, „daß sie in das Wasser ging. Sonst wäre ich nachgegangen. — Laßt mir das Kind, Alter, laßt es mir, ich trage es zu seinem Vater."

„Wie mir scheinen will," entgegnete der Alte — „wie mir scheinen will, hättest Du es nicht weit zu tragen. — Mein lieber Julian, jetzt kenn' ich mich aus! Aber das Kind lasse ich nicht. Ich habe einmal ein mir anvertrautes Kind aus der Hand gegeben, ich thue es nimmer. Ich habe es allzutraurig wieder zurückbekommen."

Der Alte nahm den Kleinen mit entschiedenem Ernste zu sich.

„Er ist mein!" rief Julian, aber sein Ruf war weich, flehend.

„Das hättest Du früher sagen sollen."

„Bei der lieben Frau in der Grotten, ich habe nichts davon gewußt. Ich habe Luise nicht mehr gesehen, sie ist ja geflohen. Ich habe mir allerhand gedacht, aber ich habe nichts gewußt. Jesus, und wenn ich jetzt denk', daß sie etwa meinetwegen hat sterben müssen!"

„Wohl, wohl, mein lieber Holzknecht,“ sagte der Alte.

„Und sie hat mich verachtet!“

„Das nicht, so viel ich weiß,“ beruhigte der Einsiedler; „Weiber sind in dieser Sach' ja wie unser lieber Heiland, sie beten für ihren Kreuziger. Ich hab' niemals erfahren, wen es angeht, aber ihr Weinen und Beten für ihn, das habe ich wohl gehört, und in ihrem Sterben ist noch ein Lieben gewesen, übergroß, häufig groß genug für das Kind und seinen Vater.“

Jetzt brach Julian nieder auf den Sand und weinte laut und erschütternd, so daß ihn der Alte aufzurichten suchte und nun sprach:

„Weil Du's bist, so habe ich Dir's mittheilen müssen. Dein Kind wirst auch noch haben können, ich werde nicht ewig leben. Josef heißt es, wie ich, habe es selber getauft; schau, wie es Dich jetzt anlacht! Sei auch ein Kind, Julian, und denke, es lache Dich die Mutter an. Weine Dich nur aus, das ist gut. Dann kannst den kleinen Josef herzen, so viel Du willst, aber nicht zu stark; denk', was dem Großen wohl thut, kann dem Kleinen weh thun. Das Beste ist, Du gehst mit in die Klausen; schau, mich gefreut's, daß Du ein Ehrlicher bist und ein Herz hast.“

Als in der Klause der erste große Sturm des Gemüthes vorüber war und sich beide Männer gegen-

seitig Mancherlei erzählt hatten, fragte der alte Einsiedler: „Du hast es wohl Niemand gesagt?"

„Einem hab' ich's gesagt," versetzte der Bursche, „dem Sandauer Pfarrer hab' ich alles gebeichtet."

„Da bist Du zum Rechten gekommen," meinte der Alte, „hat er Dich absolvirt?"

„Das weiß ich nicht. Es war ein Beichten, das ich meiner Tag' nicht mehr vergesse. Der Pfarrer hört mich ruhig an, dann schaut er mir durch das Gitter ins Gesicht, steht auf und geht davon. Und wie er am Altar vorbeigeht und sich verbeugen will, stürzt er auf das Steinpflaster, und sie müssen ihn auf sein Zimmer tragen. Er ist die Zeit viel krank gewesen und ist auch schon gestorben. Wenn meine Sünd' Ursach' sollt' sein —! Was setzt er sich aber in den Beichtstuhl? Von mir wird er's nicht das erstemal gehört haben."

„So mußt nicht reden, Julian," sagte der alte Josef; „Du hast ihren Namen genannt, sie ist schon in Verlust gewesen — da ist's kein Wunder, daß sich's der Pfarrer zu Herzen genommen hat. Ich will Dir was erzählen, leicht verstehst es dann besser. — Du schaust mich an und denkst, was kann denn der Alte wissen, der nie mehr von seinem Berge kommt. Aber der weiß doch was; ist ja nicht immer auf dem Berg gewesen. Ich, von der Mutterseite dem Pfarrer in der Sandau ein weitläufiger Vetter, bin lange Jahre der Meierei vorgestanden, die zum Pfarrhof gehört.

Der Herr Pfarrer, dazumal ein lustiger Mann in den besten Jahren; die Haushälterin, ein rührsames, hübsches Weibsbild; hinter dem Gartenzaun der neuangestellte Schulmeister, der etlicher hundert Gulden wegen eine betagte Schulmeisterswitwe geheiratet hatte — das sind so meine Bekannten gewesen und haben mich wie einen Vertrauten gehalten. Der Schulmeister hat dazumal schon öfters so was Verdrießliches gehabt, und die Wirthshausbrüder haben ihn gern gehänselt, ob denn das vom Orgelspielen und Ministriren thät' kommen, daß die Herren Schulmeister so viel Gottessegen und kleine Buben hätten? Der Sandauer Schulmeister hat aber gar keinen gehabt und hat sich auch weiter keine Hoffnung gezeigt. Und ein Mann, der zur Plag' so viel mit fremden Kindern umthun muß, möcht' zu Lohn doch auch ein eigenes haben. Und die Schulmeisterin gar! wie die Weiber schon sind, nur gleich alleweil was Herziges möchten sie haben. Zur selbigen Zeit, mußt wissen, ist unsere Haushälterin einmal auf etliche Wochen zu einer Verwandten in die Stadt gereist, und wie sie zurückkommt, wird den Schulmeisterleuten redlich gerathen, sie sollten sich doch ein armes Waisenkindlein ins Haus nehmen, das wäre doppelter Gottessegen. Wo man die Waisenkinder bekäme? — Darum keine Sorg', in der Stadt ist alles zu haben. Du weißt, wie ein Schulmeister in der Sandau bestallt ist; arm genug, und da hilft

der gute Pfarrer aus der Noth — später schon gar, und so darf der geistliche Herr schon auch seinen Rath geben. Nach ein paar Unterredungen hin und her sind die Schulmeistersleute einverstanden, und ich werde in die Stadt geschickt, thue, was mir von meinem Herrn aufgetragen ist, und bringe ins Schulhaus ein Findelkind — ein etliche Wochen altes Dirndl heim. Das ist die Luise gewesen, und jetzt Julian, magst es verstehen, weswegʼ Du mit Deiner Beichtʼ den alten Herrn aus dem Beichtstuhl geschreckt hast."

Julian blickte fragend in das graubärtige Antlitz des alten Josef. Dieser schaute so drein und sagt endlich: „Verstehst es nicht? dann istʼs so auch gut. Merke Dir nur, daß die Luise bis zu ihrem Versterben ein Kind gewesen ist. Und thue nicht auf sie vergessen."

* * *

Es war lange nicht aufgekommen, warum der sonst so heiter geartete junge Holzhauer Julian wieder still und in sich gekehrt worden. Böse Herzen waren geneigt, diesen Umstand trotz der absoluten Beweise seiner Unschuld so auszulegen, daß der Tod des Seemüllers doch noch mit einem Häkchen an ihm hänge. Dann meinten sie auch, er sei ein Betbruder geworden, weil er fast an jedem Sonnabend hinaufstieg zur heiligen Grotten, selbst manchmal

zur Winterszeit, trotz aller Mühsal und Gefahr. Keinen Stein schleppte er mehr mit sich, wohl aber verschiedenerlei Lebensmittel, die er von seinem Arbeitslohne angeschafft hatte.

So ging es sieben Jahre lang; die Leute wußten was oder wußten nichts, sie kümmerten sich nicht weiter nach den besonderen Wegen des sonst wieder beliebt gewordenen, gutmüthigen und fleißigen Burschen. Da war es einmal, daß Julian zur Frühjahrszeit mehrere Tage lang nicht vom Berge zurückkam. Endlich stieg er herab und führte an seiner Hand einen schönen Knaben.

Er führte ihn durch das grüne Thal der Sandau gegen den See. Als sie an einer alten Heuscheune vorüberkamen, die mitten in den Wiesen stand, sagte der kleine Josef:

„Vater, was ist da drinnen?"

Julian zog das Kind rascher mit sich fort.

Sie schaukelten zur Lust des Knaben über den See, sie landeten in Seekirchen, sie schritten durch den Marktflecken hinan gegen das Schulhaus.

Dort beginnt der kleine Josef seinen Weltlauf — den Anzeichen nach scheint er ein ganzer Mann zu werden.

Alljährlich einmal fährt er mit dem Holzknecht Julian über den See, dem Helm zu, der blau und hoch hinter den Waldbergen aufragt. Sie steigen auf den Berg, beten in der nun verwahrlosten Grotte

und beten vor der zerfallenden Einsiedlerklause auf dem kleinen Sandplatz, wo hoch über den Wohnstätten der Menschen, auf gewaltigem Katafalk des Felsengebirges - nebeneinander zwei treue Herzen ruhen.





Die Unrechte.

Was doch die Schönhoferin für ein gutes Leutel ist! Wunderselten findet man eine angesehene Großbäuerin, die sich auch zu den armen Leuten herabläßt. Die Kobelhütte ist ein armseliges Menschennestlein; die Schönhoferin steht nicht lange davor; sie drückt die klappernde Thürklinkel nieder und bückt sich — nicht als wolle sich der Reichthum einmal vor der Armuth verneigen, sondern daß sie sich an dem niedrigen Pfosten nicht den Kopf anrenne, den Kopf mit dem schwarzen Seidentuch und dem glattgekämmten glänzenden Haar.

Für die Kobelhütterin ist's ein heißer Schreck; sie schießt im Stübelein herum, in der Absicht, mit ihrer Schürze von den Geräthen Staub und kleine Kinder wegzufegen. Allerlei junger, schreiender, polternder Gottessegen ist da, eine Zucht jeglichen

Alters. Die Kleineren huschen angstvoll der Mutter zu, schier wie watschelnde Küchlein, wenn der Geier schreit.

Aber die Schönhoferin ist ja kein Geier, und sie sagt es selbst:

„Ihr Närrlein, was zappelt Ihr denn so? Ich bin ja kein Geier nicht!“

„Die thut Euch nichts,“ beruhigt auch die Mutter. „das ist die brave und ehrenwerthe Schönhoferin. — Wenn die Schönhoferin ein Eichtl wollt' niedersitzen, es ist halt überall so viel wild.“

Die Bäuerin wählt sich einen recht breiten Stuhl, und wie sie so dasitzt in ihrem bunten bauschigen Kleid — oben das kleine, muntere Köpflein, unten die volle Entfaltung der Röcke, wie ein rauschendes Dreieck — da ist es gerade, als wäre die lebendige Mutter von Maria-Zell herniedergestiegen aus ihrem goldenen Gezelt und eingekehrt in die Kobelhütte.

Der Schönhoferin taugt die Ehrfurcht, mit der sie hier betrachtet wird; sie genießt dieselbe mit freundlicher Würde, dann fängt sie allmählich an, Gnaden auszutheilen in Gestalt von Semmeln und Aepfeln, die sie in einem weißen Armkörblein mit sich gebracht hat. Die Kinder wollen allsogleich scharf über die seltsamen Erscheinungen herfallen, aber die Mutter hält sie zurück:

„Erst schön bitten, nachher angreifen!“

Und „bitten", die Händchen zusammenschlagen und falten können sie ganz artig, — es sind eben armer Leute Kinder. Aber was darauf kommt, das Angreifen und in den Mundstecken, das können sie noch besser; und was dann ist, um das mögen sie Kinder reicher Leute wohl beneiden: der gute Appetit.

„Bist ein sauberes Dirndl, Du!" sagte nun die Großbäuerin zu einem etwa siebenjährigen Mädchen, dessen langes, goldfarbiges Haar an beiden Seiten des Gesichtchens ziemlich regellos niederhing, so daß die rothen Wänglein und flachsblüthblauen Aeuglein nur verstohlen dazwischen hervorlugten.

Die Kleine machte sich bei dem Spinnrocken der Mutter zu thun, damit sie der fremden Frau nicht ins Gesicht schauen müsse. Die Bäuerin ging zu ihr, faßte das sich etwas sträubende Händchen und sagte also:

„Ein sauberes Dirndl bist! Wie thust denn heißen?"

Die Kleine schämte sich aber, und erst bei der dritten Wiederholung der Frage gestand sie mit gesenktem Köpfchen, daß sie Agerl (Agathe) heiße.

„Wie viel hast ihrer denn?" fragte die Bäuerin das arme Weib.

„O, du liebe Zeit," antwortete dieses, „mehr als genug. Mit Kindern ist der liebe Herrgott so viel freigebig."

„Muß Eins halt die Schürze nicht immer aufhalten, wenn er sie vom Himmel wirft,“ meinte die Bäuerin; „leicht fallen sie nachher Anderen in den Schoß, die mehr Mittel haben zum Atzen.“

„Gut wär's schon,“ versetzte die Kobelhütterin kleinlaut und dachte bei sich: Ist auch eine rare Red' das, für so ein Weib.

„Willst mir eins lassen?“ fragte jetzt die Schönhoferin.

„An fremden Kindern ist halt nicht viel Unterhaltlichkeit,“ antwortete die Kobelhütterin. „Ich bin die rechte Mutter und muß mich oft rechtschaffen zusammennehmen, daß mir die Geduld nicht ausgeht.“

„Mein Gott, die Kinder! Das freilich, daß Eins Geduld haben muß mit ihnen. Aber 's ist doch eine Freud'!“

So die Großbäuerin.

„Die Schönhoferin hat halt ein gutes Herz,“ sagte das arme Weib.

„Ich hab' ja selber ein Dirndl, und thut's mir oft weh, daß mein Töchterl kein Gespiel hat. Und gleich daß ich Dein Agerl da mitnehm', wenn Du mir's giebst.“

„Geben?“ rief die Kobelhütterin, „leicht freilich, daß ich's der Schönhoferin geben wollt'!“ Dachte aber bei sich: Just mein liebstes Kind! Hätte sie das neunjährige oder das zweijährige oder ein anderes

hergeben sollen, so wäre es eben auch ihr Liebstes gewesen, — o Mutterherz!

„Geh', Agerl, aber jetzt küß' geschwind der Schönhoferin die Hand. Das ist Deine Mutter worden. Dir ist Dein Brot in den Honigtopf gefallen."

Das Agerl schaute so drein; es ging ihr fast zu Sinn, als geschähe jetzt etwas Bedeutsames über ihrem kleinen Haupte.

Die Großbäuerin schlug gleich einen mütterlichen Ton an. Das arme Weib machte ein frohes Gesicht und die bitteren Thränen, die sie zurückpreßte, rannen inwendig auf ihr Herz hinab. Sie sollte es gewohnt sein; mußte sie doch alle Jahre Eins hingeben und noch froh sein, wenn sie einen guten Platz dafür fand.

Ein Einziges ist ihr gestorben. Das war noch ein ganz anderer Schmerz, als sie über das wachsweiße Gesichtlein mit dem Blumenkranz den kleinen Sargdeckel zunagelten. Das war noch ein ganz anderer Schmerz, aber er ist sachte vergangen, wie weißer Alpenschnee im Hochsommer. Jene Kinder jedoch, die sie zu fremden Leuten gegeben hat, machen ihr Sorgen und Schmerzen noch jeglichen Tag. Kleine Kinder, kleines Kreuz; große Kinder, großes Kreuz! So ist ihr ergebenes Wort.

Nun, auch dieser Tag ist vorbei. Und als des Abends der Kobelhütter von seinem Tagewerk heimkam, that's ihm wohl leid, daß sein Agerl weg

war, — aber nun hat wieder ein Neues Platz, damit tröstete er sich.

Die reiche Bäuerin hatte das Agerl mit sich geführt, lockend mit Aepfeln und Lebkuchen. Für das Kind war aber nun die schönste Zeit vorbei. Als Gespielin für das bluteigene Töchterlein taugte es nicht, das wies sich bald.

Das Agerl wollt' immer was rücken, heben, machen, brechen, war ein fortwährender Unfried' mit Händen und Füßen. Das Haustöchterlein hatte gern Ruhe und freute sich nur, wenn sie bunte Schleifen oder Papierstücke an ihr Leiblein hängen konnte. Das ist doch ein unschuldiges Vergnügen, und man verdirbt sich dabei die Gesundheit nicht. Das Agerl, wenn es schon gar so rührsam ist, soll was Nützliches schaffen! Sie mußte zum Gesinde, sie mußte in den Stall, sie mußte arbeiten. Denn, offen gesagt, und die Schönhöferin sagte es selbst: „Zum Füttern und zur Kurzweil hat sie das Wesen nicht aufgenommen, sondern zum Arbeiten. Der Mensch muß arbeiten, und je früher er anfängt, desto besser. Und der Mensch muß sich abhärten und einen Puff gewohnt werden, das ist ihm gesund."

Für das eigene Kind gelten diese weisen Regeln freilich nicht. Warum es manche Mütter nur mit fremden Kindern so gut meinen!

Das Agerl hatte wenige Schuhe zertreten, denn es hatte selten welche an den Füßen getragen, und

die Strümpfe von Menschenhaut haben den Vortheil, daß die Löcher, die bisweilen in dieselben gerissen werden, selber wieder zuwachsen. Zur Winterszeit ist sie in Holzschuhen herumgeklöppelt. Das Harte war sie bald gewohnt, — war doch alles steinhart, was um sie stand und lebte, auch das Gesinde, und mit der Bäuerin kam sie gar nicht mehr zusammen. Sie wußte aber durchzuschlüpfen, daß sie nicht gar zu arg anstieß. Flink und fleißig war sie, still und anstellig. Keins hatte sie im Grunde ungern, aber es muß in jedem Hof Eins sein, an dem sich die Anderen den Zorn auslassen können. Und dazu sind solche „Zuchtkinder" (angenommene Kinder), wie das Agerl eins war, wohl zu brauchen.

Sie hatte aber irgendwo einen vergrabenen Schatz. Sie wird größer und runder, und hat immer ihren vergrabenen Schatz. Wenn ich nicht einmal geguckt hätte, so könnte ich's nicht erzählen, aber — im Lodenjöpplein, so in der hügeligen Gegend des rothen Busentuches herum, hat sie einen Silbergulden eingenäht. Einen wahrhaftigen, hellen Silbergulden — kein Mensch weiß davon. Sie hat ihn von ihrer alten Pathin; sie trägt ihn immer bei sich, bei Tag und bei Nacht, – kein Mensch weiß davon.

Das ist ein Glück, wenn man im reichen Hof eine arme Magd vorstellt und hat seinen besonderen heimlichen Schatz!

Auf den „lieben Gesund“ hält sie auch, und wenn ihr was aufgedeckt ist, so schaut sie rechtschaffen zum Essen. Sie ist ein Weib, aber sie muß es zu Kraft bringen, daß sie es mit den Mannsleuten aufnehmen kann. Muß sie doch mit den Knechten gehen hinaus in den Wald, in die Holzarbeit, muß hacken, sägen, von der rothen Morgenfrüh bis in den späten Abendthau. Sie darf dem Waidbuben nichts nachgeben, sei es im Holzschneiden oder im Fingerhäckeln, im Asthacken oder im Ringen. Und wenn die Bäume fallen, und wenn der Waidbub fällt — ein wenig hin aufs weiche Moos zur Rast, — die Magd muß auf ihren zwei Füßen stehen. So weit muß sie's bringen mit ihrer Kraft.

Jede bringt's nicht so weit. Es ist bisweilen Eine, die hat sehr kluge Gedanken. Schau, denkt sie, wenn sich die abgerindeten Bäume so bequem hinlegen aufs Moos und der schlanke Knecht auch so bequem hinlegt, so muß sich Eins doch einbilden, der Herrgott hab 's Moos zum Rasten erschaffen. Denkt sich's und bleibt nicht stehen.

Aber sitzen kann sie hernach bleiben, und das ist das Gefährliche.

Das Agerl macht überhaupt allmählich die Erfahrung, mit den Mannsleuten wär's auszukommen, die werden alle Tage brüderlicher. Sie erzählt's der Mutter, wenn sie an Sonntagen zu ihr geht, aber

die Mutter sagt: „Dirndl, trau nit, und schau zum Beten!"

Das erstemal hat sie auf dieses Mutterwort gefragt, was denn da für eine Gefahr dahinter wäre? Die Mutter hat darauf just keine Antwort gegeben, doch hat sie in ihrem Herzen Gott gedankt, daß ihr Töchterlein noch so kindisch fragen kann. Das zweitemal, wie wieder vom Beten die Rede gewesen, hat das Agerl die Frage freilich nicht mehr wiederholt.

Die Haustochter der Schönhoferin hieß Amalia. Das ist ein wunderschöner Name; Agerl das ist ein häßlicher Name! Bei den zwei Mädchen selbst wäre es gerade umgekehrt, sagten die Leute. Die Amalia war fürnehm im Gewand und war fürnehm in den Geberden, und sie sagte mit ihrer Glockenstimme, das Agerl wär' „a dumme Trine und hätte kotzengrobe Händ'". Glockenstimmig rief sie's, denn es giebt auch schrillende Glocken. Aber ihre feinen, weißen Händchen, die waren doch schön, und wenn sie bisweilen die kleine Handkanne nahm, um Blumen zu begießen, oder wenn sie einmal ein Scheitlein Holz vom Boden aufzuheben hatte, so streifte sie erst schützend die weichen Handschühlein an die zwei zarten Herrlichkeiten. Die Schönhoferin schaute ihre reifende Tochter mit glückseligen Augen an.

„Es ist schon wer in sie verliebt!" sagte der Schönhofer einmal.

„Warum nicht gar!“ rief die Bäuerin in höchsten Freuden.

„Ja,“ versetze der Bauer, „bis über die Ohren in sie verliebt.“

„Wer ist es denn?“ fragte sie.

„Du bist es,“ sagte er.

Das war ein harter Schlag. Der Bauer setzte bei: „Es wird uns auch nichts Anderes übrig bleiben, als uns selbst in die Amalia zu verlieben, denn die Burschen gaffen alle dem Agerl nach.“

„Sagen wir Gott sei Dank!“ schrie sie; „unser Kind steht auf einen dummen Burschen, wie sie hier herum wachsen, nicht an. Sind ja lauter Krüppel in der Gegend, lauter Klötze. Dieses liebe Kind zu beleidigen!“ schluchzte sie.

„Hat ihr denn wer was Böses gethan?“ fragte der Vater.

„Sich nicht in sie zu verlieben!“ wimmerte die Bäuerin, und da mußte der Schönhofer denn doch auflachen. Auffallend ist's allerdings, das von der Amalia. Sie ist die einzige Tochter des Großbauern, sie ist zwanzig Jahre alt; sie hat, wie dargethan, die Hände glatt wie Elfenbein, und Ringe daran, sie hat einen weißen Hals und ein gülden Kettlein herum, dreimal herumgeschlungen, und hat an den Ohren schwere Gehänge, und hat Rosenöl im Haar.

„Du tappige Dirn!“ schreit die Bäuerin — das geht das Agerl an — „Du trag' Deinen geflickten

Kittel, ist gut genug für Dich; geh' barfuß, ist gut genug für Dich! Und sei mir nicht so eitel mit dem Haarkämmen; bind' das alte blaue Tüchel um den Kopf, ist gut genug; zieh's sauber über das Gesicht herab, daß das freche Gaffen einmal ein End' nimmt."

Sie that's, die Dirn, aber ihre Schönheit war nicht umzubringen, und das Barfußgehen war nachgerade gefährlich, denn die munteren Verfolger gingen den Spuren ihrer Füßlein nach.

„Versteck' Dich in den hintersten Stallwinkel!" rief die Bäuerin, „daß Dich Niemand sieht; es ist eine Schmach, wie Du ausschaust. Der muß scharfe Augen haben, der Dich anschauen will, gleichwohl Du Dir einbildest, Du wärest die Schönste im Lande. Die Hoffärtigste vielleicht, das trifft zu. Geh', Hoffart, ich weiß Dir einen passenden Schmuck: nimm Deines Vaters Bettelsack auf den Buckel!"

Da denkt sich das Agerl: Na, heut' ist die Bäuerin wieder einmal mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen! — Und verrichtet flink ihre Arbeit und jodelt dabei. Wenn das Agerl jodelt, da wird die Amalia allemal ganz gelb im Gesicht; sie kann „so einen dummen Uebermuth" nicht leiden. —

Jetzt kam einmal der Sylvester Ladenstam in den Schönhof. Der Sylvester war ein junger Mann, der erst vor Kurzem von seinem Vater den Ladenstamhof überkommen hatte.

Die Schönhoferin raunte ihrer Tochter zu, sie solle sich recht zusammennehmen.

Der Sylvester ging so ein paarmal ums Haus herum; dann trat er zur Thür hinein, um am Küchenfeuer seine Pfeife anzuzünden.

„Ist das Euer Töchterl, Schönhoferin?“ fragte er, auf die emsig den Fußboden scheuernde junge Magd hindeutend.

„Nein, Gott sei Dank!“ antwortete die Bäuerin rasch, „Das wär' nicht übel, wenn ich so einen Patschen hätt'. Eine Zuchtdirn ist's, ein ungeschicktes Ding und so viel dumm. Zu Tod' thät ich mich schämen mit so einem Kind. Aus Barmherzigkeit, daß man das Bettelkind aufnimmt — man meint, daß man sich mit so einem Wesen einen Stufen in den Himmel bauen möcht' — ja, was nicht noch! Die Höll' könnt' man sich anärgern! Aber laß Dich doch nieder, Ladenstamer. Du Malerl! Dirndl!“ — rief sie — „Amalia, geh', bring' dem Ladenstamer einen Stuhl.“

Der Sylvester schaute das „Malerl“ gar nicht an. Er machte sich gleich wieder davon, und wie er zur Thür hinaus wollte, kauerte an derselben just das Agerl, unter lustigem Getriller die Schwelle scheuernd.

„Ueber ein solches Zaunstiegerl bin ich auch noch nicht gestiegen,“ lächelte der stramme Bursche und setzte seinen Fuß über sie hinweg. Dann sich

noch ein wenig umwendend, leise: „Meine Mauth zahl' ich nächstmal."

*
* *

„Amalia," sagte eines Tages der Schönhofer zu seiner Tochter, „ich will Dir einen guten Rath geben. An den Werktagen gehe nicht im Feiertagsgewand um, und wenn ein Fremder da ist, so mach Dir was zu schaffen. Man hat ein Wohlgefallen an solchen Sachen."

„Vielleicht gar Fußboden scheuern!" versetzte die Tochter bissig.

„Jetzt hab' ich Dich gekränkt, Malerl," sagte der Vater und wollte sie streicheln; sie lief erbost davon.

Und das Agerl, was sie thun mochte oder lassen, immer blieben die Burschen bei ihr stehen und schauten ihr ernsthaft zu oder sagten ihr ein schalkhaftes Wort. Die junge Magd ließ sich aber nicht viel darauf ein; sie habe jetzt nicht Zeit für Narrheiten, sagte sie und arbeitete.

Eines Sommerabends war's, da stiegen zwei Männer vom Berg herab in das Thal und gingen hin gegen das Dorf. Der Eine war der alte Drauder, ein scharfeckiges, verschmitztes Männlein; bei dem meldete sich schon die Glatze an, und es war immer noch kein Schnurrbart gewachsen; der Andere war ein junger Mann, bei dem die Oberlippe sich

hübsch zu beschatten begann, und das war der Sylvester Ladenstam.

Sie führten ein Gespräch, das den Alten noch und den Jungen schon anheimelte. Sie sprachen von den Weibsleuten.

„Ja," sagte der Drauder, der als der Aeltere den Vernünftigeren abgeben wollte, „'s ist nicht anders. Hast eine Wirthschaft, wirst es nicht dermachen mögen, wirst heiraten müssen."

„Heiraten wird auch kein Unglück sein," sagte der Bursche.

„Probir's," versetzte der Drauder, „thu's grad einmal probiren."

„Probiren könnt' ich's."

„Probiren kannst; aber wenn's Dir nicht taugt, zurück kannst nimmer. Mußt aushalten wie der Ochs im Joch. 's ist nicht anders."

„So nehm' ich Eine, die mir gefällt, und mit der man gern zusammengeweden (zusammengespannt) ist."

„Trau' Du den Weibsleuten nicht, mein lieber Festl!" meinte der alte Drauder und zog die fahlen Augenbrauen in die Höhe. „Den jungen schon gar nicht. Da spielt was Anderes mit, was Dich unter kriegt, mein lieber Festel! Es ist nicht anders. Es wird Dir immer einmal bei Einer vorkommen: just Die möcht' ich haben, Die könnt' mir taugen. Vor einer Solchen lauf' davon, soweit der Himmel blau

ist, sag' ich Dir! Wirst einen Viehhandel abschließen, wenn Du merkst, daß Du einen Rausch hast?"

„Der Narr werd' ich nicht sein," antwortete der Bursche.

„Und wirst Eine heiraten, wenn Du weißt, daß Du so vernarrt bist in sie, daß Dir der Verstand stehen bleibt? Wär' grad' so dumm! Festl, Du hast Haus und Hof, die Zeit ist für den Bauer jetzt schlecht, die Steuern sind groß — Du brauchst Eine, die Geld hat."

„Und daß ich sie auch gern haben könnt'," wendete der Sylvester ein.

„Wir reden jetzt vom Heiraten und nicht vom Gernhaben, mein Freund," sagte der Drauder. „Paß' auf, Festl, ich gebe Dir einen guten Rath: heiraten sollst eine Reiche, — gern haben kannst, welche Du willst."

So sprachen sie. Dann kamen sie ins Dorf, wo gerade zur Vesper geläutet wurde. Am Eingange des Dorfes stand der stattliche Schönhof; auf der nahen Wiese mähte das Agerl Futter. Sie hatte dabei das Röcklein ein wenig aufgebunden, daß es bei der Arbeit nicht hinderlich war.

„Zum Exempel die!" sagte Sylvester zum Begleiter.

„Heiraten?"

„Wollt' ich meinen."

„Zum Exempel!" dehnte der Alte und hob seinen kleinen Kopf, „willst Du zum Exempel heiraten?

Zum Exempel für Andere, ja, das trifft zu. Für Dich selber ist's ein anderer Fall. Für den Mann selber ist das Heiraten vergleichsweise wie das jüngste Gericht: kannst selig sein, kannst verdammt sein! Und im Voraus kannst es nicht wissen. Da giebt es kein Exempel. Die Schönheit vergeht, und alleweil sind sich zwei verliebte Leute auch nicht unterhaltsam, und nachher thun sie sich viel mehr Uebel an, als wie ein Paar, das nie so arg ineinander verliebt ist gewesen. Geh' Du auf Numero Sicher mein lieber Festl, und nimm Eine, die Geld hat! — Gehst mit zum Löwenwirth?"

„Ich soll doch in die Vesper, weil sie just geläutet haben," meinte der Bursche.

„O Narr! Wenn Einer allemal wollt' in die Kirche gehen, so oft sie läuten! Das Wirthshaus feilt sich nicht mit Glocken aus."

„Ist zusammengespielt! Die Kirchenglocken läuten auch fürs Wirthshaus, und das Wirthshaus zieht der Kirche die Leut' herbei. Geh' nur voraus, Drauder, ich werde schon nachkommen."

Der Alte bog seithin, der Bursche ging die Dorfgasse entlang, und da kam aus dem Schönhofe just die Amalia hervorgegangen. Sie trug ein himmelblaues, bauschiges Kleid nach städtischem Schnitt und Geschmeide und einen weißen Strohhut mit bunten Kunstblumen, trotzdem alle Gärten ringsum in hellen Maien blühten.

Der Sylvester grüßte sie artig; sie dankte etwas fürnehm, aber doch mit vieler Huld. Der Schönhofer wollte eben seiner Tochter nachgehen, um sie zu begleiten. Als er jedoch sah, wer sich zu ihr gesellt hatte, schoß er wieder still in sein Haus zurück und rieth seinem Weibe, sie solle doch einmal zum Fenster hinausschauen. Und als sie es Beide thaten und das junge Paar auf der Gasse hinschreiten sahen, daß Mancher stehen blieb und ihm nachblickte, da lächelten sie.

In den ersten Augenblicken waren die beiden jungen Leute ganz wortlos nebeneinander hingegangen. Endlich sagte der Bursche:

„Geht Sie auch in die Kirchen?"

„Ja," antwortete sie bescheiden und schlug die Augen auf das Gebetbuch nieder. Sie hatte die Geschichte vom Doctor Faust gelesen; das Gretchen soll es auch so gemacht haben.

Nach einem Weilchen, als sie so fast im Gleichschritt nebeneinander hingingen, sagte der Bursche: „Es thut schon wieder stauben."

„Ist auch wahr," versetzte sie, ließ aber das lange Kleid hinter sich herwischen.

Er blinzelte sie ein wenig von der Seite an. Wenn die mein Weib wäre, dachte er bei sich, zu schämen brauchte man sich gerade nicht mit ihr.

Dann gelangten sie zum Kirchenthor.

„Ich wünsch' gute Andacht," sagte der Bursche.

„Auch so viel," gab sie zurück, dann begab sich Jedes an seinen gewohnten Platz.

Der Sylvester verspürte keine rechte Andacht. Nach dem Gottesdienst ging er ins Wirthshaus und blieb dort bei lustigen Gesellen sitzen bis in die Nacht hinein.

Es wurden Lieder über die Weibsleute gesungen, Preislieder und Spottlieder, und dem Sylvester wurde gerathen, er solle sich doch bald nach Einer umsehen, denn die Schönen verblühten, und die Reifen fielen ab.

Als sie sich zerstreuten und der junge Ladenstam am Schönhofe vorbei kam, der so recht breit, aber ganz still in der finsteren Nacht dalag, verlor er den Weg.

Er gerieth in den Hof hinein und tastete sich an den Wänden und Thüren hin; zum Glück war er die letzte Zeit her oft im Hause gewesen und fand sich zurecht.

Er hätte sich allerdings nicht zurecht gefunden, wenn im Hintergebäude aus einem Fensterlein nicht Lichtschein gedrungen wäre. Da drinnen saß Agerl in leichtem Gewand, spät noch damit beschäftigt, ihre Werktagskleider auszubessern. Jetzt stand sie auf und ging zur Thür hinaus, um den wieder hergestellten Rock in den Kasten zu hängen, der im Vorhause stand. Die äußere Thür wich, kaum daß Sylvester seine Hand an die Klinke legte;

fast erschrocken war er, als er sah, er stehe vor dem Agerl.

Sie war kaum erschrocken, sondern sagte, das sei nicht der Weg ins Haus.

Sie rathe ihm, seine Füße allsogleich wieder hinauszutragen.

„Mit meinen Füßen habe ich heute nichts zu commandiren, Dirndl," versetzte der Bursche flüsternd und ihr munter ins Gesicht blickend, „die tragen mich hin, wohin sie selber wollen — es sind Freiersfüße."

Freiersfüße wird kein Mägdlein vom Schlage des Agerl abweisen, schon gar, wenn ein so prächtiger herzlieber Bursch darauf steht.

Heimlich gefallen hat er ihr schon lange, der Sylvester Ladenstam. Aber so ist es ja, der Bursch begehrt's oft, ehe er noch weiß, was er will. Das Dirndl muß still sein, auch wenn sie Einen kennt, den sie gern möchte. Sie geht aus, sie geht heim, sie wacht auf, sie schläft ein — sie darf's nicht verrathen, welchen sie meint. Und sieht sie ihn da oder dort, sie muß die Augen niederschlagen und schweigen, muß warten, bis er selber kommt, zu fragen. Und selten, wie selten kommt er! Aber weil ihr bange wird, es könnt' der Rechte ganz ausbleiben, so mag sie wohl den Unrechten nehmen. Oft ein Unglück für Zwei. Um so größer das Glück, wo es zutrifft und keine Falschheit dabei ist.

Als der Sylvester aus der Thür trat und an der Wand hinschlich, faßte ihn ein Mann am Arm: „Gauch, was suchst Du bei Nacht in meinem Haus?“

Nach der ersten Ueberraschung antwortete der Bursche: „Ich bin kein Gauch!“

„Na, wahrlich nicht,“ sagte der Schönhofer, der es war, „Du bist der junge Ladenstam. Schalk! Schalk! ich glaube gar, Du willst Eine begrüßen!“

Der Bursche antwortete: „Ich will's nicht leugnen!“

„Mich betrügst Du nicht, mein Freund,“ sagte der Großbauer, „ich habe Eure Sach' schon lang durchschaut. Das Heimlichthun aber laß bleiben, komme beim helllichten Tag, und Du sollst mir als Tochtermann willkommen sein.“

Als Tochtermann — gut, dachte sich der Sylvester, wenn wir auf diesem Wege sind, und schon so weit voran — mir ist die reiche Schönhofertochter schon recht.

Am anderen Tag sagte er zum Drauder: „Kannst eine Freude haben mit mir, ich mache Dir Ehr'!“

„Wieso, wieso?“

„Wärst mein Vormund, so könnt' ich Dir nicht aufs Haar schärfer folgen. Hast aber recht, 's ist ganz gescheit so.'

Und war sehr mit sich zufrieden und versuchte, ob sich sein Schnurrbärtchen schon aufdrehen ließe.

Drei Tage später stand die Sache so, daß der Sylvester und die Amalia unter dem blühenden Fliederbusch beisammensaßen und der Bursche fragte: „Bist heut' fertig mit dem Ueberlegen?"

„Ich habe noch gar nicht angefangen," antwortete sie; „ich hab' nichts weiter zu überlegen, mir ist's gleich recht gewesen."

„Und hast mir's gestern noch nicht gesagt!"

„Ja, weil meine Mutter meint, so eine Bedenkzeit wäre der Brauch."

Sie häkelten die Finger ineinander, und er sagte: „Gereuen wird's Dich gewiß nicht."

„Ich gefreu' mich schon," gestand sie.

„Und ich auch schon auf ein braves Weib, das im Hause munter schafft," bemerkte der Bursche nicht ohne Absicht.

„Wir werden leben wie die Tauben," sagte sie hierauf.

„Mit meinem Vater wirst Du auch gern Geduld haben," sagte er.

„Auf Deinen Vater gefreu' ich mich auch; er thut immer so lustige Späße machen. Und will ich auf Alle eine recht gute Frau sein. Schön wird's werden — wollt' nur die Hochzeit schon vorbei sein!"

„In acht Tagen!" sagte der Sylvester.

„Eine kleine Drangabe könntest Du mir wohl geben," scherzte sie und hielt ihm ihre Lippen hin.

Er drückte ihr blinzelnd die Hand und ging davon, denn es gab nun viel zu thun.

Als er an der Streuhütte vorbeikam, sah er drinnen das Agerl mit Reisighacken beschäftigt. Er wand sich zwischen den duftenden Reisigschichten durch, um ihr den Arm um den Hals zu legen und ihr einen Kuß zu geben.

„So!“ sagte sie und stieß ihn mit der Hand zurück, „die Eine heiraten und mit der Anderen Kurzweil treiben! Geh' Sylvester, Du bist schlecht.“

Sie sagte nicht mehr, und es war ihm auch das so ziemlich genug. Eigentlich war's ihm was Neues, daß der junge, allerwärts angesehene Sylvester Ladenstam „schlecht“ sei. Wegen ein wenig liebeln, scherzen und herzen schlecht sein? Was doch die Weibsbilder alles aufbringen wollen! Als er aber über den Steg ging und mitten auf demselben stehen blieb und hinabblickte in die klare, tiefe Lansach, da dachte er nicht ans Wasser, da kam es ihm schier selber vor, bei seiner Liebelei sei ein wenig Falschheit dabei gewesen, ein wenig viel Falschheit, eigentlich eine ganz niederträchtige Falschheit . . .

Dann schritt er vollends über den Steg. Und acht Tage später führte er über denselben Steg die reiche Großbauerntochter heim.

Der Schönhofer und sein Weib standen auf dem Söller ihres Hauses und blickten dem jungen Ehepaare nach.

„Das ist zuletzt noch verwunderlich schnell gegangen," meinte der Alte.

„Verwunderlich, das glaube ich, daß der gleich angebissen hat," sagte das Weib; „aber mir geht halt alleweil zu Sinn, sie hätte einen Besseren bekommen, als einen Mittelhofbauern!"

„Meinst, daß er Geld hofft?" fragte er sie.

„Angespielt hat er just nicht drauf."

„Weil er glaubt, die Sach' ist ihm ohnehin gewiß. Ich denke, wenn er gesehen hätte, was im Schönhofer Grundbuch intabulirt steht, er hätte die Mali noch in der letzten Stunde sitzen lassen."

„Je nun, wenn der mit dem lieben Kind allein nicht zufrieden ist, dann geschieht ihm ganz recht, wenn er sonst nichts kriegt."

„Wenn er's ihr nur nicht entgelten läßt!"

„Gott geb's! Ich bin froh, daß es vorbei ist."

Dieses Gespräch haben die zwei Eheleute auf ihrem Söller geführt, während der Sylvester mit seiner noch hochzeitlichen Frau stolz des Weges ging und auf jeden Gruß mit der Miene eines reichen Großbauern dankte.

* * *

Wenn zwei Leute zusammenheiraten, so müssen die Uebrigen, die schon geheiratet haben oder es erst thun wollen, etwas Schlimmes sagen. Und weil sie diesmal nichts Anderes wußten, so sagten sie:

„Der junge Ladenstam hat eine Dummheit gemacht.“ Und das war auch das Allerschlimmste, was sie hätten sagen können.

Die Gesind-Personen auf dem Ladenstamhofe, die der jungen Hausfrau nicht zu Gesichte standen, wurden sofort entlassen. Besonders unter dem jüngeren Weibervolke räumte sie stark auf und bald auch unter dem älteren, wenn sich irgend eine erfahrene Magd verleiten ließ, zu sagen, das und das wäre früher anders gewesen und nicht schlechter, als jetzt. Die Hausfrau sollte ganz nach Belieben schaffen können, ohne daß Jemand da war, der ihr die Schritte und Tritte nachzählte; sie soll gleich anfangs wissen, daß sie die Herrin ist, und ihre Umsicht, Sorgfalt, Sparsamkeit, ihren Fleiß und Arbeitseifer frei walten lassen können.

Gleich nach der Hochzeit ließ es sich auch recht gut an. Da hielt das junge Ehepaar etliche Feiertage und ließ sich nichts abgehen an Essen und Trinken.

Amalia fand den Ehestand überaus fein und ließ ihren Eltern sagen, einen besseren Mann, als den Sylvester, hätte sie nicht kriegen können.

Endlich war doch davon die Rede, daß die Beiden ihr Werktagsgewand würden anziehen müssen. Werktagsgewand? Die Amalia war ja im Werktagsgewand; sie war nicht gesonnen, sich wie ein Dienstbot' zu tragen.

„Aber in dem langen Kleide wird das Kornschneiden nicht gut gehen," meinte der Sylvester.

„Ja so, das Kornschneiden! Ei, Männlein, da will ich mich schon schürzen; ich freue mich recht darauf, und wollen wir auch Eins plaudern dabei."

So sagte sie. Das Plaudern war ihre liebste Sach', und sie fand die Lieb' und Treu' des Ehemannes darin, daß er ihr allzeit plaudern half. Indeß, beim Kornschneiden kam's nicht dazu. Das fing an und zog sich hin Stunde um Stunde und von einem halben Tage auf den anderen. Die Amalia griff just nicht ungeschickt an, sie war in ihrem Anfassen rasch und scharf und gab anfangs für jede Bewegung und Muskelspannung mehr Kraft hin, als eigentlich dazu gehörte; auch wollte sie dem Gesinde zeigen, wie flink von nun an müsse gearbeitet werden. Aber am zweiten halben Tage fand sie, es thäte ihr das Kreuz weh.

„Das ist nur zuerst so," meinte der alte Ladenstam, der Vater des Sylvester, der trotz seiner achtundsechzig Jahre noch mitthat; das Heimsen des überreifen Korns war zu dringend. „Das Kreuzweh," sagte er, „das thut sich bald, Schwiegertochter! Der Mensch wird alles gewohnt!"

An demselben Tage hielt sie noch aus. Am nächsten Morgen, da wieder ein so schöner, heißer und langer Schnitttag zu werden schien, da blieb

die junge Bäuerin im Bett und beklagte sich über Stechen in der Brust.

So war der Anfang und so ging's fort. Sie war nicht launisch und nicht einmal rechthaberisch, da sie merkte, was ihr Andere nicht recht machten, das müsse sie selber thun. Müßig war sie auch nicht; sie nähte oder nestelte an ihren Kleidern, glättete hier, faltete dort, that hier ein Band weg, dort eins an oder zertrennte wohl auch das ganze Röcklein und nähte es wieder zusammen. Dabei war sie gar haushälterisch, so daß sie z. B. für die Wäsche die Stärke selber machte, wozu sie freilich an Kartoffeln einen größeren Werth verthat, als die Stärke beim Kaufmann an Geld gekostet hätte. Auch ihr und sein Bett hielt sie in musterhafter Ordnung, wobei sie stets versicherte, es sei ihr nichts so verhaßt, als Schlamperei. Die „Schlamperei" in Stube und Küche schob sie dem Gesinde zu. Und wo draußen irgendwelche Arbeit war, wie sie andere Bäuerinnen verrichten helfen, oder wo sonst die Wirthschaft eine kleine Beschwerde brachte, eine kleine Anstrengung und Hingabe erheischte, da kam das Stechen in der Brust, und sie blieb zu Bette.

Der alte Ladenstam schlug den Arzt vor. Stechen in der Brust sei kein Spaß, und es müsse festgestellt werden, wie tief das Uebel sitze.

Aber das junge Weib sagte, vom Mediciniren halte sie nichts, und wozu das Geld hinauswerfen?

Wenn sie sich schön „auslosen“ (ausruhen) könne, dann werde es wohl von selbst wieder gut.

Ein solch einsichtvolles und sparsames Weib ist nur zu loben, fand der Sylvester, und da sagte der alte Ladenstam zum jungen: „Lob' Du's, ich hab' nicht Zeit dazu.“

Weil es nun aber beständig so fort ging und die Amalia in ihrem weichen Nestlein hockte, während sonst das ganze Haus auf dem Felde war, so trat eines Tages der alte Ladenstam höflich in ihre Stube.

„Muß mich schon ein Eichtl anfragen, wie es Dir geht, Schwiegertochter,“ war seine Anrede. „Verhoff's, doch nicht letz (schlecht). Ausschauen thust nicht schlecht; 's ist eine helle Freude, wenn man Deine apfelrothen Wänglein anschaut.“

„Apfelrothe Wänglein?“ versetzte sie mit dumpfer, stumpfer und kurzathmiger Stimme. „Ja, das glaub' ich, mein lieber Vater. Kein Mensch glaubt's mir, was ich just voreh für eine Fieberhitz' hab' gehabt.“

„Luftschnappen thust woltern stark,“ sagte der Alte und untersuchte die Kranke nach seinem Erkennen. Sie seufzte dabei.

„Wie sich das weist,“ meinte nun der alte Ladenstam, „so wär's gar nicht weit davon, daß man auch ein geweihtes Kerzenlicht anzünden müßt'. Das Luftschöpfen ist rein wie bei einer

Sterbenden. Gottlob, daß sich der Puls besser zeigt; der geht ganz wie bei einem gesunden Menschen."

„Nachher," schnaufte die Kranke matt, „nachher kommt's ja gerad' heraus, als ob mir's der Vater gar nicht glauben wollt', daß ich krank bin?"

„Hast Recht, Tochter grad' so kommt's heraus," versetzte der Alte. „Und wird's Dich auch nicht kränken, wann ich Dir sag', meine liebe Mali: brav ist's nicht, wie Du's treibst. Brav ist's nicht! Um im Himmelbett den ganzen lieben Tag auf die Nacht warten oder breit hersitzen und ein schönes Gewand anhaben, — dazu hättest müssen eine Herrenfrau werden. Du bist freien Willens eine Bäuerin worden, und die Bauersleute müssen arbeiten, wartet auch für die Weiber alle Tag ein g'nöthiges Geschäft. Willst nicht arbeiten und die Wirthschaft mit besorgen, wie Du's auch in aller Nachbarschaft sehen kannst, daß es die Bäuerinnen machen, — gefreut Dich das nicht, willst es nicht, kannst es nicht, so ist mein Sylvester mit Dir angeschmiert. Da kann er fleißig sein und arbeiten, wie er will; 's ist umsonst, Du hilfst ihm ab, statt auf. Die Hausfrau hat den Vorrathskammerschlüssel in der Hand und hat den Bettelstab in der Hand. Das, mit dem Du jetzt anhebst, ist schon der Bettelstab, meine liebe Amalia, und das hab' ich Dir in Güten sagen wollen."

Nach solchem Vorwurf war das Weib aus dem Bett gesprungen. Sie kleidete sich zitternd und weinend an, sie wankte hinaus zu den Arbeitern auf das Feld.

Der Sylvester war darüber hoch verwundert, aber die Amalia rief: „Gieb sie her, die Sichel gieb her! Ich will schneiden. Ich will Niemand an den Bettelstab bringen. Ich will schneiden, bis ich hinfall'."

Was das heißen solle? fragte der junge Bauer.

„Nicht einmal das niedrigste Dienstbot' jagt man aus dem Bett, wenn es in der Fieberhitz' liegt. Und mich, mich! — Jetzt seh' ich's, wie ich in diesem Haus in Ehren steh', jetzt weiß ich, zuweg Du mich hast geheiratet: Daß Du eine unverlohnte Dienstmagd hast!"

Und hub nach diesem Ausspruch bitterlich an zu weinen. Der Sylvester sprang ihr bei und führte sie begütigend zum Hause zurück. Und als er wieder — und ohne sie — auf das Feld kam, da beschied er seinen Vater mit sich in den nahen Holzschachen. Dort sagte er die zornigen Worte: „Wenn Ihr Euch noch ein einzigmal zwischen mich und mein Weib mischt, dann sind wir fertig!"

„So?" antwortete der alte Mann scheinbar gelassen. „Fertig sind wir, der Sohn mit dem Vater, — fertig, meinst? Ist brav von Dir, daß Du Dich um Dein Weib annimmst. Das gehört sich; das

Andere gehört sich nicht, sollst es aber nicht das zweitemal sagen müssen."

Jetzt freilich wollte der Sylvester beschwichtigen. Der Alte hörte nicht darauf, sondern fuhr fort: „Dein Weibel, das liegt jetzt wieder im Bett. Ist aber, so weit ich's versteh', keine gefährliche Krankheit. Ich will sie nicht nennen. Probir's, lad' sie zu einer Lustbarkeit ins Dorf, gleich wird sie frisch und gesund sein."

„Ich brauch' Eueren guten Rath nicht!" rief der junge Bauer, drehte sich und ging querfeldein seinen Arbeitern zu.

„Wir sind fertig und er braucht meinen Rath nicht," — diese Worte murmelte der Alte dem davoneilenden Burschen nach. „Ihr jungen Leut', bei Euch gefällts mir nimmer. Jetzt bin ich fünfundvierzig Jahr auf dem Ladenstamhof gesessen, — heut' ist's der letzte Tag. Ich geh' in ein anderes Haus; dort thun die Leut' fleißig hausen, dort werden meine Enkelein zur Arbeitsamkeit angehalten, dort findet meine Sach' einen besseren Platz, als da."

Er hat keine Sichel mehr in die Hand genommen, hat noch an demselbigen Tag den Ladenstamhof geräumt, hat sein Gewand und Bettzeug in einem Buckelkorb mit sich getragen, und ganz unten am Boden, in einen alten Lappen gewickelt, seine zwei Sparcassenbüchlein — und ist schwerfällig wegshin

gegangen, hinaus gegen den hügeligen Niedergau zu seiner verheirateten Tochter.

Als das geschehen war, sah der Sylvester sein Weib mit anderen Augen an. Er hatte es seinem Vater nicht gestattet, sich „in die Ehe einzumischen". Nun war der Alte fort, hatte das anzuhoffende Geld mit sich genommen — das war Einmischung genug. Es hatte seine Folgen.

Die Amalia zeigte nun aber, daß ihr bitter Unrecht geschehen sei. Sie arbeitete stark im Hause umher. Sie machte viel Geräusch, aber schlichtete wenig.

Bald war sie freilich der häuslichen Arbeit satt; ihre zarte Natur — wie sie sagte — konnte die Anstrengung nicht ertragen und sie mußte sich wieder ins Bett legen.

Jetzt fing dem Sylvester an angst und bang zu werden. Die Wirthschaft schlotterte; im Dienstpersonal wurde es lax und locker; mancher Nachbar schüttelte bedenklich seinen Kopf.

Gern sah es die Amalia, wenn sich ihr Mann an ihr Lager setzte, ihre weiße Hand streichelte und mit ihr plauderte. Sie liebte von Frauenkleidern zu sprechen, wie man sie trug, und wer sie trug, von kleinen Vorfällen und Familienangelegenheiten in den Nachbarhäusern, von Dienstbotenzank. Dazu wußte nun der Sylvester blutwenig zu sagen. Er hätte mit seinem Weibe viel lieber von ihrem eigenen

Hauswesen, von Vieh und Feld geplaudert, aber das langweilte sie, und so sagte sie einmal, ihre Natur sei dafür nicht geschaffen.

* * *

Und das Agerl?

Ja, freilich, das war in himmlischen Freuden gewesen, als es sah, wie sie der junge, hübsche Mann, dem sie heimlich nachgelugt und nachgeträumt, so plötzlich auserwählt hatte. Als es dann vorbei war mit diesem Traum und nichts übrig geblieben, als sein falsches Lächeln, wie der Rauch vom Flintenschuß, da hatte sie sich ausgeweint und dann gelacht. Wenn's auch nicht lange gedauert, gern hat er sie ja doch gehabt, das war ihr Trost, und arme Dienstmägde müssen bescheiden sein.

Eines Tages, es war schon im Herbste, als das Agerl draußen im Walde die gefällten dünnem Holzstämme abhackte, um daraus für das nächste Frühjahr Zaunstangen zu machen, und als sie bei ihrer Arbeit ganz allein war, weil die Knechte drüben von der Wiese einen Felsblock wegzuschaffen hatten, der in der vorigen Nacht vom Bergabhange niedergefahren war, und als das Agerl wie ein einschichtiger Baumspecht hackte und hackte, da kam aus dem nahen Dickicht, durch den der Fußsteig führte, ein Mann hervor, der hatte einen martialischen Schnurrbart und guthmüthige Augen. Er war noch

nicht dreißig, aber er stützte sich auf einen Stock, er hatte ein krummes Bein — nicht etwa vom Kriege her, obwohl er Soldat gewesen, sondern von der ehrlichen Berufsarbeit. Er war Dachdecker, und bei dem Bau des Armenhauses im Niedergau vom Dach gefallen.

„Nun Agerl,“ redete er die rüstige Holzschlägerin an, „die Bäume sind leicht von Holz?“

„Ja,“ antwortete das Mädchen, ohne sich umzusehen, „wenn sie von Butter wären, thät' ich sie mit den Zähnen abbeißen,“ und arbeitete weiter.

„Dirndl, schau doch ein wenig auf zu mir,“ sagte er und trat näher an sie hin.

„Brauch' Dich nur mit dem Rücken anzuschauen, so kenne ich Dich.“

„So nenn' mich. Es taugt mir, wenn Du meinen Namen sagst.“

„Du bist ein Mannsbild. Und die Mannsbilder die kenn' ich.“

„Wär' mir lieb, Du thätest sie noch nicht kennen, die Mannsbilder,“ erwiderte der Dachdecker, „denn ich möchte Dich gern heiraten.“

Jetzt schaute sie aber doch auf, und jetzt sah sie, daß der Michel vor ihr stand, ein guter Bekannter von ihrem Vater.

„Heiraten?“ rief sie und stemmte den Hackenstiel auf den Baumstrunk, „ja, das ist mir schon recht.“

Er wollte sie vor Freuden umarmen.

„Erst nachher," sagte sie und schob ihn mit beiden Händen von sich, „erst nachher. Zuerst thun wir redlich zusammen heiraten, ist gescheiter."

Das war das Wichtigste, was die Beiden an diesem Tage miteinander sprachen.

Nach zwei Wochen luden sie ihre Bekannten und Verwandten zu ihrer Hochzeit. Auch der angesehene Ladenstamer wurde demüthig eingeladen, daß er mit seiner Ehefrau sich einfinde und dem Brautpaar die Ehre erweise. War die Braut doch schier ein wenig Milchschwester der Amalia, da die Milch, die sie tranken, viele Jahre lang aus demselben Stalle gewesen. Der Sylvester fand auch gar kein Bedenken, auf Agerl's Hochzeit zu gehen, — sie sind zusammen ja gute Bekannte. Wenn nur die Amalia nicht bettlägerig wäre! Jetzt erinnerte sich der Ladenstam an das Wort seines Vaters: „Lade sie zu einer Lustbarkeit, gleich wird sie frisch und gesund sein." Er trat in das Krankenzimmer seines Weibes und schaute zum Fenster hinaus.

„Das Wetter schlägt um. Wenn wir nur mit dem Rübeneinfespern (Rübeneinheimsen) fertig wären. Der Wind riecht nach Schnee."

„Es muß so was in der Luft sein, weil mir wieder gar so schlecht ist," seufzte die Amalie.

„Wieder so schlecht!" sagte der Sylvester und nahm sie bemitleidend bei der weichen Hand, „das ist jammerschade. Ich hätt' es gern gesehen, daß

Du morgen mit mir auf die Hochzeit gegangen wärst. Es ist Ernst worden mit der Agerl,*) und wollen sie's schon rasch abmachen. Gefreuen thät' sie's schon, wenn Du ihr die Ehr' geben wolltest."

„Die Agerl," versetzte die Kranke, „schau, hat die auch Einen! Ich wünsch' ihr's. Ich hab' sie doch alleweil gern gehabt, die Agerl. Sie hat mir oft eine lustige Stund gemacht mit ihrem Lachen. Die müßt doch frei harb werden, wenn ich ihr nicht auf die Hochzeit ginge. Gott Lob und Dank, daß mir schier ein wenig leichter ist. Etwan, wenn ich mich heut' Nacht gut auslosen kann, und wenn ich mich schön warm anleg', morgen, daß ich's doch möcht' probiren und ihr auf die Hochzeit gehen."

„Meinst?" sagte er, „wirst halt nichts essen und trinken und tanzen mögen! Und wär' denn Dein Hochzeitsgewand hergerichtet?"

„Dieser Sach' wegen," meinte die Amalie, „dieser Sach' wegen wollt' ich's schon machen. Müßt halt frei selber aufstehen; der Magd möchte ich das Seidenkleid nicht anvertrauen zum Glätten, und daß auch die Wäsche geschwind gestärkt wird. Ich sag's ja: wenn Unsereins nicht überall selber dabei ist! Was will ich denn machen? Ich muß es doch probiren im Gottesnamen."

*) Jetzt war sie mannbar und hieß nicht mehr das, sondern die Agerl.

Zur Stunde verließ sie das Bett und arbeitete an ihren Festkleidern die halbe Nacht lang und war flink und munter am nächsten Morgen, als sie mit ihrem Manne gegen das Dorf hinabging, wo zu Ehren der Brautleute schon die Böller knallten.

Als sie zum Schönhofe kamen, sahen sie zu ihrer größten Verwunderung hinter demselben die Agerl beschäftigt, Kürbisse auseinanderzuspalten. Sie war noch zuhalb im zerflickten Werktagsgewand, nur hatte sie schon das Kränzlein in ihrem mit Sorgfalt geschlichteten Haar, und es sah wirklich aus, wie die Amalia äußerte, als ob sie mit dem geflickten Leinwandkittel zum Altar ginge.

„Agerl!" rief ihr der Sylvester über den Hofzaun zu, „ja, was ist denn das? Jetzt Kürbisspalten! Bist Du denn nicht auch zur Hochzeit geladen?"

„Geladen bin ich schon, und diesmal redlicher Weis'," gab das Mädchen scharf zurück, „aber es sollen deswegen meine Ferkeln keinen Hunger leiden. Wenn Ihr mir die Ehr' gebt, so geht nur voraus; ich werd' schon nachkommen."

So war's In einer halben Stunde kam sie nach und war nicht einmal die letzte der Ankommenden, aber sie war die niedlichste und hübscheste, ihr Anzug war schlicht, aber doch bräutlich und just so gut geordnet wie bei Anderen, die stundenlang mit dem Aufputzen beschäftigt gewesen.

„Die schau einmal an!“ sagte der Sylvester zu Amalia.

„Ja, Du hast Recht!“ antwortete sie flüsternd in argem Mißverständniß, „was die für ein garstiges Schürzenband trägt! So eine blaue Farb' kann ich nicht leiden!“ –

Spät in der Nacht, als die Pfeifen und Geigen schon heiser und die Tänzer weintoll zu werden begannen, wurde der Sylvester Ladenstam von seiner Frau hinweg in die Oberstube des Wirthes gerufen. Es wäre Jemand dort, der ein Wörtlein mit ihm sprechen wolle. Der Sylvester begab sich dahin und fand im stillen Stüblein die Agerl sitzen. Die Agerl mit ihrem Bräutigam, dem Michel.

„Mußt mir's schon nicht verübeln, Ladenstam,“ sagte die Braut zum Eintretenden, „daß ich Dich von der Lustbarkeit hab' wegbitten lassen; aber mein Michel möcht' Dich gern kennen lernen. Schau, Michel, das ist der brave Mann, der mir das Heiraten versprochen hat an demselben Tage, wo er um die Andere hat geworben. Und Dir, Ladenstam, muß ich sagen, daß ich weiter gar nicht bös auf Dich bin. Wenn ich zum Auswendigen auch das Einwendige betracht,“ — sie legte ihren Arm auf die Schulter des Michel — „so ist mir der lieber; nachher sollst wissen, daß ich vor meinem Manne kein Geheimniß hab', und auch daß Du Dich nicht zu fürchten brauchst, ich könnt' etwa Dein's der Deinigen ver=

rathen. So, Ladenstam, jetzt kannst schon wieder gehen; wir Zwei da sind jetzt am liebsten allein."

Der Bauer wußte nicht recht, wie ihm geschah. „Bedank' mich recht schön für die ehrsame Lossprechung!" stotterte er nicht ohne Hohn und taumelte zur Thür hinaus.

Am anderen Tage hat der Dachdecker Michel das junge Weib in sein kleines, freundliches Heim geführt. Der Schimmel des Schönhofers brachte ihnen den alten, aber noch gar festgefügten Schrank nach, der Agerl's ersparte Habe barg. Und die Agerl fing nun an, in ihrem eigenen Hause einzurichten, zu ordnen, zu arbeiten.

* * *

Amalia hatte sich bei dieser Hochzeit woltern gut unterhalten, wacker gegessen, anständig getrunken, lustig getanzt. In der Nacht schlief sie in ihrem Elternhause; am nächsten Morgen ging sie mit ihrem Manne heim, und als sie heim kam, war sie krank.

Eine der jungen Dirnen des Hofes ging dem Sylvester zu und sagte: „Sie ist schon wieder krank."

„Laß sie."

„Du bist wohl ein rechter Hascher (bedauernswürdiger Mensch), daß Du ein so viel fröbelndes (kränkelndes) Weib hast."

„Was geht denn das Dich an?" versetzte der Bauer scharf.

„Weil Du mir erbarmst,“ sagte die Dirne.

„Marsch, zu Deiner Arbeit!“ rief er ihr zu. Dann ging er zum Bette seines Weibes.

„Wahr ist's,“ sagte er und blickte sie merkwürdig an, „wahr ist's.“

„Was meinst denn, Festl, daß wahr ist?“ fragte die Amalia.

„Was mein Vater gesagt hat, daß Du für die Arbeit krank und für die Lustbarkeit gesund bist.“

„So,“ antwortete sie, „Dein Vater hat das gesagt, der Unfriedstifter!“

„Laß mir Du den Vater in Ehren!“

„Für die Lustbarkeit gesund!“ versetzte sie. „Du beneidest mich, scheint mir, um den gestrigen Tag, wo ich seit langer Zeit wieder einmal auf der Welt gewesen bin. In diesem Haus ist's ödweilig genug. Nichts zu hören, als vom Sparen und Hausen und Arbeiten. Du bist den ganzen Tag nicht daheim; die dummen Dienstboten sind meine Gesellschaft, heißt das, wenn Eins oder das Andere so gut ist und geht mir zu. Du kommst spät Abends heim, bist verdrießlich und legst Dich schlafen. Und da soll Unsereins eine Freud' haben! Schon aus Langweil wird man krank! So ein Leben bin ich nicht gewohnt worden, und von wegen lauter Klagen und Sparen bin ich nicht auf die Welt kommen. Ich bin unglücklich mit Dir.“

Dieses Geständniß war weinend herausgeschrien. Ihn traf's doppelt tief, da sie es ihm unmittelbar nach dieser Hochzeit sagte, aber er blieb ruhig und entgegnete Folgendes: „Dein Klagegeschrei hilft nun allmiteinander nichts. Du hast vorher gewußt, wie ein Bauernhaus bestellt ist — Du wirst nun als Hausfrau darnach sein."

„Als Hausfrau!" rief sie halb lachend, halb weinend. „Da bin ich ja nichts als ein Dienstbot', wenn ich mich nach dem Haus richten muß."

„Freilich bist ein Dienstbot'; ich als Hausherr bin auch einer. Ich darf nicht machen, was mir just taugt; ich muß auf den Hof denken, auf die Familie, auf das Gesinde. Ich habe die Verantwortlichkeit. Versäume ich nur Einen Tag, so geht's abwärts. Wenn wir Zwei nicht zusammenhalten, Amalia, so gehen wir mitsammt Haus und Hof zugrund'."

„Mir scheint," entgegnete sie, „Du hast mich nur ins Haus genommen, damit Du mir die Schuld geben kannst, wenn Du mit Deiner Ungeschicklichkeit abwirthschaftest."

„Brauchst Du eine Köchin, so sollst auch sehen, was sie treibt," sagte er.

„So! Du nimmst verschwenderische Dienstboten auf, und mich machst Du dafür verantwortlich," rief sie.

O Sylvester, o Sylvester! Du zankst mit einem Weibe! Thue, was Du willst, bestimme in Deinem

Hause, was Du willst — Du wirst Recht haben. Aber zankest Du mit dem Weib, so hast Du Unrecht, immer Unrecht. Mannes Sache ist die That und nicht das Zanken.

Aber in ihm kochte nun einmal der Zorn; er sprudelte ihr alles heraus, was er die Zeit her Unrechtes an ihr erfahren, Unholdes von ihr gedacht, und sein Vorwurf gipfelte in dem Ausrufe: „Nicht einen Pfennig verdienen, nicht einen Kreuzer ins Haus gebracht haben!"

Jetzt war der Schimmel da, den wollte sie reiten.

„Nun endlich!" sagte sie mit großer Ruhe. „Nun ist's heraus, das einzige ehrliche Wort, das in Dir gesteckt und Dich schon lang' genug gewürgt haben wird. Des Geldes wegen hast Du mich geheiratet, und weil Du Dich verrechnet hast, so soll ich jetzt mein Essen selber verdienen, wie ein Taglöhner. Schäme Dich, daß Du keine Frau ernähren kannst!"

„Gehst erst im Land' mit dem Bettelsack um," gab er zurück, „so wirst Du sehen, daß in jedem Bauernhaus jede gesunde Frau sich selber ernährt."

„Ein hilfloses Weib so zu behandeln!" rief sie aus und begann laut zu weinen, mehrmals das Wort: „Schäm' Dich!" hervorstoßend.

Der Sylvester hatte auch eines jener steinernen Männerherzen, die sich in der Flüssigkeit von Weiberthränen lösen, und so umfaßte er denn sein Weib

und wollte sie besänftigen. Sie stieß ihn mit dem Ellbogen zurück und stöhnte: „Ich bin zu gut für Dich, ich gehe zu meinen Eltern!"

Eine Weile blieb der Sylvester bewegungslos stehen und schaute sie starr an. Dann sagte er: „So geh'!"

„Du hast mich niemals lieb gehabt!" fuhr sie nun auf ihn los. „Du kannst sagen: So geh! So leichtsinnig, wie Du mich genommen hast, willst Du mich wegwerfen! Festl!" rief sie drohend und ballte die Hände, „Festl, jetzt sag', daß ich bleiben soll!"

„Willst Du mir nicht dienen, so hab' ich mit Dir nichts zu schaffen," sagte er; „thue, wie Du willst."

„Das werde ich auch," entgegnete sie, that aber nicht, wie sie wollte, sondern ließ ihrem Trotz freien Lauf, packte in der Hast ein Bündel Sachen zusammen und ging.

Dem armen Sylvester gingen nun, da sie fort war, die Augen auf. Er hatte sie nicht blos träge, unhäuslich, boshaft gesehen, sondern nun auch in der Raserei. Das eine Wort war nicht mehr zu vergessen, das fühlte er zu tief, und er konnte mit ihr nicht mehr leben. Da waren sie der Meinung gewesen, sie kämpften mit blind geladenen Gewehren, und auf einmal sprang eine Kugel hervor und ging ins Fleisch.

Konnte er aber ohne sie leben?

Er lachte grell auf: „Der Weiberleut' wegen? Daß ich ein Narr wär'! Jetzt halt' ich mich wieder an die Ledigen."

„Ich hab' halt eine Unrechte erwischt," vertraute er dem alten Drauber, „und jetzt ist sie fort."

Der Drauber antwortete: „Wenn's eine Unrechte gewesen, so sei froh, daß sie fort ist."

„Jetzt bin ich fertig."

„Meinst? Ein Mann in Deinen Jahren ist noch lang' nicht fertig. Ich an Deiner Stell' thät' an den Weibsleuten jetzt erst meinen Zorn auslassen."

Nicht lange stand's an, so kam die alte Schönhoferin. Sie hatte allerlei Schimpf bei sich und hielt ihm vor, daß er in ihr argloses Haus das Unglück getragen und ihr unvergleichliches Kind elend gemacht habe.

Als sie sich solcher Lasten entledigt hatte, sprang sie über die Schwelle hinaus und schlug mit aller Leibesmacht hinter sich die Thür zu.

Nun blieb es so. Der Sylvester ging nicht in den Schönhof und die Amalia nicht in den Ladenstamhof. Die erste Zeit kränkten sich Beide über die Maßen, aber der Trotz hielt sie ab, eine Aussöhnung anzubahnen. Allmählich gewöhnten sie sich an den Zustand — und ließen es bleiben.

Nur dem Schönhofer war nicht geheuer. Sein liebes Malchen war ein allzu kostbares Hausjuwel. Da er wohl erkennen mußte, daß die beiden Ehe-

leute nicht zusammenpaßten, so hätte er vom Ladenstam am liebsten eine Vergütung, ein Kost- und Pflegegeld verlangt. Einmal versuchte er's doch mit dem Ausgleich. Er ging zum Sylvester, den er auf der Schnitzbank sitzen fand.

„Du bist mir ein sauberer Bursch!“ sagte er mit seiner knarrenden Stimme.

„Warum? Weil ich auf der Schnitzbank sitze?“

„Nicht weil Du auf der Schnitzbank sitzest, sondern weil Du Dein Weib im Stich läßt und lüderlich bist.“

„Ich lüderlich?“ fragte der Sylvester und that erstaunt; dann gab er bei: „Ja, ja, es ist wahr.“

„O heiliges Kreuz Gottes!“ rief der Schönhofer. „Und Du leugnest es gar nicht?“

„Nein,“ antwortete der Sylvester, wiegte sich auf dem Holzbalken und that als ob er schläfrig wäre.

„Jetzt frag ich Dich, Ladenstam, wie soll denn das enden?“

„Schlecht,“ sagte der Sylvester.

„Schlecht, sagst? Schlecht? Und thust es doch?“

„Ich thu's nicht,“ antwortete der Ladenstam.

„Du nicht? Wer denn?“ rief der Alte.

„Es thut sich selber,“ sagte der Junge. „Schau, Nachbar, es ist so: Es geht und nimmt mich mit. Ich hab' unglücklich geheiratet. Mein Weib hat mich verlassen. Ich bin lüderlich worden. Meine Wirthschaft geht auseinander. Mein Haus verfällt. Ich

mach die Augen zu und rutsch' weiter .... Ist so einfach, wie das Einmaleins."

Dem Schönhofer graute, und er machte, daß er fortkam.

* * *

Nun vergingen Jahr und Tag. Der Ladenstamhof stand lange fest und wankte nicht. Eine Weile noch stützte ihn das fleißige Arbeiten des Sylvester. Aber dieser fragte sich oft und öfter: Wozu soll ich mich plagen? Für wen denn? Und ließ nach und ergab sich dem vergnüglichen Leben. Sein Vater war gestorben, da fiel eine kleine Erbschaft aus; aber sie fristete den Ladenstamhof nur noch ein armseliges Jahr. Dann kam er unter den Hammer.

Der Sylvester ging davon, wollte es gar nicht wissen, wer den Hof erstand. Draußen im Lande wurde er gesehen, wie er in den Wirthshäusern herumsaß, herumlag, und endlich war er verschwunden, ohne daß ein Mensch nach ihm gefragt hätte.

Die Amalia lebte in ihrem Elternhause dahin und hatte Sorgen. Sorgen nämlich mit welchen Kleidern, Maschen, Bändern, Schminken und Perrücken sich das Altwerden am besten vertuschen ließe. Manches verblaßte Band hatte sie noch von ihrem Brautanzuge, und wenn sie bei Betrachtung desselben sich zufällig einmal an den „Festl" erinnerte, so brachte sie allemal den Gedanken an:

Der hat mich ins Unglück gebracht! Wer Schuld an seinem Untergange war, daran dachte sie nicht.

Nach dem Tode ihrer Eltern wurde der Schönhof auf kurzem Wege veräußert. Amalia mußte auswandern, und weil sie kein anderes Asyl hatte, so kam sie nach Mancherlei ins Armenhaus des Niedergaues. Hier war sie nicht gern gelitten, weil sie sich an den gewohnten Beschäftigungen der Preßhaften nicht betheiligen wollte. So saß sie allein vor dem Hause auf der Bank und hatte Tand und Flitter an und that nichts, als sich ansehen lassen. Die Vorübergehenden sahen sie und lachten. Und das that ihr wohl, denn sie hielt es für Bewunderung.

In diesem Hause ist sie gestorben.

Da war's nach vielen Jahren, daß ein greiser, verkommener Bettelmann sich durch die Gegend schleppte. Er kam auch vor den Ladenstamhof, der wieder stattlich und wohlbesorgt dastand. Der Bettler setzte sich an den Rand des Brunnentroges, der mitten im Hofe plätscherte, und schaute einigen jungen Leuten zu, die singend und scherzend Pflug und Egge aus der Zeughütte schleppten und emsig daran herumregierten. Es waren ein paar prächtige, strammgewachsene Bursche und ein halberwachsenes Mädchen. Jedes hatte einen Blondkopf, und das Mädchen kam dem Greise so eigenthümlich bekannt vor, daß er seine blöde gewordenen Augen gar nicht davon abwenden konnte. Auf einmal wurde

der Name „Agerl" gerufen, und an der Hausthür stand jetzt ein behäbiges Weib, welches dem Mädchen zurief, es möge den armen Mann fragen, was er benöthige.

Der Bettler hatte das Weib erkannt. Er erhob sich und suchte mit seinen wankenden Beinen davonzueilen. Das kam der Bäuerin nicht recht vor, sie ging ihm nach und erkannte — den Sylvester.

„Laß mich, Agerl, laß mich," röchelte er und suchte seinen Arm aus ihrer Hand frei zu machen.

„Nein, so nicht, Festl," sagte die Bäuerin. „Steht's mit Dir wie immer, Du kommst heim und willst rasten."

Sie nahm ihn mit ins Haus, sie erquickte ihn mit Speise und Trank. Und als er sich gelabt und ausgeruht hatte, betrachtete er die Umgebung. Es war noch die alte Stube, aber viel heimlicher eingerichtet als zu seiner Zeit. Es war einmal eine Hausfrau hier gewesen, die es mehr auf Prunk, als auf Behaglichkeit abgesehen hatte. Und er betrachtete die Agerl .... Es lag in seinem Auge noch etwas von jenem Schimmer, der einst wie Mondlicht in der Mainacht geleuchtet.

„Dein Mann lebt wohl nicht mehr?" Dieses Wort sprang ihm jetzt heraus, so plötzlich, wie der Stein aus der Schleuder.

Die Agerl zuckte nur ein Weniges mit dem Auge, dann sagte sie: „Warum soll er denn nicht

mehr leben? Er ist auf dem Acker und thut Korn säen."

„Kann er noch säen?" murmelte der alte Sylvester mehr in sich hinein, als aus sich heraus. Da er eine Weile brütete, so legte das Weib die Hand auf seinen Arm und sagte: „Ich kann mir's wohl denken, daß es Dir weh thut, in diesem Haus fremde Leute zu finden."

„Der Fremde bin ich," sagte er.

„Du hast es doch gewußt, daß wir's aus der Gant genommen haben? Der Michel hat's satt gekriegt, wie ein Spatz auf allen Dächern herumzusteigen; beim Ackern der Erdendunst hat ihn mir wieder schier jung gemacht. Die da draußen im Hofe, die fortweg lärmen, als wie nicht gescheit, das sind unsere Kinder. Wir haben in der Wirthschaft alleweil woltern Glück gehabt."

„Ihr habt gearbeitet!" sagte der alte Sylvester. „Es ist schon recht so, Ladenstamerin; der Herrgott thut seine Schuldigkeit und läßt Jedem geschehen, wie er's verdient."

Als der muntere Michel heim kam, hinkend und voll Erdstaub über und über, und der Agerl zurief: „So, Alte, das Körndl wär' drinnen; wenn Regen kommt, so sticht's in acht Tagen aus," bedeutete sie ihm, er möge einmal sehen, wer da sei! Und als der Michel den Sylvester sah und auf den allerersten Blick merkte: der wird mir nimmer ge-

fährlich, sagte er, ihm die schwielige Hand reichend: „Weil Du nur wieder da bist, Festl. Mir hast oft schon derbarmt, daß Du's so schlecht 'troffen hast. Jetzt bleibst Da. Schau, Dein Ladenstamhof ist mir so ans Herz gewachsen, daß ich nicht gern hören möcht'. einem Ladenstamer wär's doch zuletzt schlecht ergangen Du bleibst da, und soll's Dir nicht schlecht ergehen bei uns daheim. Alter Festl, Du bleibst da!"

Der Sylvester ist geblieben. Wieder zum Werkzeug hat er gegriffen, sofern es für seine entkräfteten Glieder nicht zu schwer war. In der regen Thätigkeit ist er wieder munter geworden, und die herbe Ackererde hat von seinem Herzen die alte Bitterkeit fast gänzlich aufgesogen. Zu Allerseelen suchte er einmal unten auf dem Kirchhofe zwei Gräber, die ihm Niemand mehr angeben konnte. Der Amalia hätte er gern ein Herbströslein geschenkt, dem Drauder aber wollte er Brennnesseln pflanzen für einen längst gegebenen, längst erfüllten „guten Rath".



Die Zwingmesse.

ch glaube an Geistererscheinungen! Wie aber meine Geistererscheinungen aussehen, das soll die folgende Geschichte zeigen.

Für sein Erdenleben kommen wir schon zu spät. Der Paul war todt. Noch stieß man ihm die Faust an die Brust, knetete seinen Leib, rieb die Fußsohlen mit härenen Fetzen — umsonst. Er war dahin. Sein Weib wollte das Korbband entfernen.

„Oho!“ riefen sie, „das Band bleibt da, die Obrigkeit soll's auch sehen, wie sich die Leute aufhängen!“

Warum denn? Der Paul war arm, das ist jedoch kein Grund; arme Leute hängen, aber sie hängen am Leben; sie wollen im Sonnenlichte athmen und nebenbei noch was von der Welt erschnappen. Die Reichen hängen oft dem Trübsinne und der Verbitterung nach, weil sie wissen, daß beim

Reichthum auch nichts dahinter ist. Zum wirklichen Hängen kommt der Eine wie der Andere selten. Im Ganzen aber ist die Langweile ein besserer Seiler als die Arbeit; der Ueberfluß dreht mehr Stricke, gießt mehr Kugeln als die Entbehrung. Es war ein hartes Los, das den Paul getroffen: sein Brot unter der Erde suchen — und Steine finden. Wochenlang in den Steinkohlengruben kein Tageslicht sehen, nichts in den schauerlichen Einöden, als die Ampel und das licht- und liebedürstende Herz. Unter ungeheueren Berglasten nicht aufrecht stehen können, das mag sich mählich wohl auch auf das Gemüth lasten. Paul hatte unterirdische Brände gesehen, war in den Gefahren schlagender Wetter gestanden; sie hatten manchen starren, kalten Genossen an ihm vorübergetragen, empor zum Tageslicht, da sein Auge es doch nicht mehr trinken konnte. Und trotz alledem, er arbeitete und war guter Dinge. Ein scharfes, kurzes Aufzischen, wenn mitunter von außen ein böser Funke in sein Gemüth geworfen wurde, aber bald war wieder alles glatt und rein, und die Leute hatten den Paul lieb, weil er stets so stillvergnügt und munter seiner Pflicht oblag und seiner Wege ging. Viel leisten und wenig begehren — das sind allweg die beliebtesten Leute.

Eines Tages aber, als er nicht arbeitete, sondern zu Hause bei seinem Weibe war, in der Sonntagsruhe — schnitt er sich das Leben ab.

Kein Mensch wußte, warum. In den grellsten Muthmaßungen erging man sich; die Frommen schoben es auf die Gottlosigkeit der Zeit, die Freigeister auf religösen Wahnsinn, die Aerzte auf eine Krankheit des Gehirns und Alle machten sehr gescheite Reden daraus. Das Weib des Paul war rasend vor Schmerz.

„In den Himmel darf der nicht hinein!“ Das war selbstverständlich. Zu jenen heiligen Reihen, die sich von Anderen umbringen ließen, oder Andere umgebracht hatten, zu gedenken der Kreuzzüge, der Inquisition und anderer Glaubenskriege, paßt der Paul nicht, und damit er am jüngsten Tage, wenn Alles aufersteht, nicht zufällig darunter kommt, muß man ihn abseits vom Kirchhofe begraben. Dort auf der Au steht eine hohle modernde Buche; am Boden wuchert welkes Gedistel und anderes Blattwerk, nie von einer Sichel ehrenvoll erlöst, wild aufwachsend, üppig hinprangend, öde abdorrend, verwesend Jahr für Jahr. Dort wurde die Grube gemacht. Der Todtengräber schichtete einen Hügel über den sonder Glockenklang und Priestersegen Bestatteten und trug noch Steine zusammen auf den Hügel.

„Laß das,“ sagte der Arzt, „der steht nicht mehr auf!“

„Wäre auch das Allerbeste!“ antwortete der Gräber und stützte sich halb quer auf seinen Spaten; das ist solcher Leute Rast. „Wenn der beim Posaunen=

schall herfürgeht, da kommt er schön an! Es giebt etliche fromme Brüder, die haben sich vom Herrgott eine besondere Gnad' ausgebeten. Die wollen in den neunten Himmel hinauf. Ja! Und weiß der Herr Doctor, was im neunten Himmel ist? Natürlich, das hab' ich mir gedacht, daß er's nicht weiß. Vom neunten Himmel aus kann man's sehen, wie die Ketzer und die Selbstmörder in der Höllen gebraten werden! Schon ganz curios, lieber Herr! Und wird der Paul zur Seligkeit solcher Brüder auch seine Sach' beitragen, wenn er aufsteht. Derohalben rath' ich ihm's, er soll liegen bleiben!" So sagte der Todtengräber und fuhr fort, Steine zusammenzuschleppen auf das Grab des Mannes.

Wenn's nur auch wahr ist, was so ein Todtengräber sagt! Es stimmt nicht allemal mit den heiligen Schriften. Nach diesen hält man doch im Ganzen darauf, daß der Selbstmörder zur Strafe dafür, daß er sich's mit Gewalt besser machen wollte, es noch schlechter kriegen soll. Ewig verdammt sein, das ist kein Spaß! Ewig todt sein, dagegen wäre das beste Mittel — wird aber nicht genehmigt.

Es ist leicht denkbar, wie nun die Witwe des Paul klagend umherirrte. Bei ihren Verwandten war sie, beim Pfarrer war sie, bei der Kartenaufschlägerin war sie: Ob ihr's denn nicht ein Mensch sagen kunnt, wie es mit dem Paul steht! Ob nicht doch eine Aussicht wäre für seine arme Seel'? Und

wenn's auch nur ein finsteres Platzel hinter der Thür wär' im Himmel, wenn nur nicht ganz ausgeschlossen. Sie setze sich dann zu ihm . . .

„Wer weiß, ob er sich den Himmel verlangt?" sagte einer ihrer Verwandten. So thöricht sprach der Pfarrer nicht, der rieth: „Nur nicht viel sinniren, Paulin! Nur alles dem barmherzigen Gott überlassen! Eine heilige Messe zahlst."

Das Gescheiteste aber sagte die Kartenaufschlägerin. „Meßzahlen," sagte sie, „schon recht das! Aber wenn er verdammt ist, was helfen die guten Werke! Die Hauptsach' ist, daß Du's erst weißt, ob Deinem Mann überhaupt noch was zu gut kommen kann, oder ob alles umsonst ist. Daß Du Deine guten Werk' nit für nichts und wieder nichts verthust!"

„Kannst mir auf das die Karten legen?"

„Bedank' mich! Daß mich der Teufel zerreißt, wenn er ihn hat!"

„Aber mein Gott, wie soll Ein's denn d'raufkommen, wie's mit ihm steht?

„Selber soll er Dir's sagen! Rufen sollst ihn!" sagte die Kartenaufschlägerin.

„Na, na," wehrte die Wittib ab, „auf so was glaub' ich nicht!"

„Hat's Dich auch schon, Paulin!" drohte die Alte und hob den Zeigefinger wie eine Ruthe. „Mit der Lauheit im Glauben hebt's an, mit dem Antichrist hört's auf."

„Gott soll mich behüten!“

„Nun also. So wirst von einer Zwingmesse was gehört haben. Ist schon gut, das Meßzahlen, aber zur rechten Stunde muß es sein, und auf das Verlangen, daß Deinem Mann sein Geist gezwungen wird, daß er erscheint, daß er's sagt, wie es ihm ist.“

„Und kann er das? Kann er's?“

„Wenn er muß. Der Pfarrer wird's schon wissen. Eine Zwingmesse sagst!“

„Zu Tod wollt' ich erschrecken, wenn der Geist thät' kommen!“

„Weißt,“ sagte die Kartenaufschlägerin, „keine Gefahr ist nicht. Man erschrickt vor dem Geist nur, weil man ihn nicht gewohnt ist.“

„Wird eh so sein!“

„Ist so.“

Hierauf unterrichtete die Alte noch, wie die Zwingmesse in der Mitternachtsstunde gelesen werde, und zwar von einem besonders frommen Priester; wie die Verwandten des Verstorbenen dabei anwesend sein müßten; wie dann zwischen Evangelium und Offertorium der Geist des Verstorbenen erscheine, entweder von Engeln geführt oder von Teufeln in glühenden Ketten geschleppt. Sei das erstere, so könne die arme Seele verlangen, was ihr zur vollen Erreichung der Seligkeit etwa noch nöthig wäre. Sei das letztere, so hätten die Glöcklein keinen Klang und die Hostie färbe sich dunkel —

die Seele sei verloren. Beim Agnus dei habe man die Frage frei an den Geist, wegen welcher Sünde. er verdammt sei, und er wäre gezwungen, Antwort zu geben. Die Sache könne aber doch auch schreckbar ausfallen. Einmal hätten es an der Wildoner Kirche einige vorwitzige Bursche unternommen, auf hohen Leitern zu den Fenstern hineinzuschauen, als drinnen just eine Zwingmesse abgehalten wurde. Sie wären über das Furchtbare, das sie erblickt, von den Leitern herabgestürzt und wahnsinnig gewesen. — Was die Kartenlegerin der Wittib darthat, das geht in mehreren Gegenden des steierischen Unterlandes heute noch um. Man glaubt, daß jeder durch eine „Zwingmesse“ gerufene Geist kommen müsse, wenn anders der Priester fromm genug sei.

Jetzt ging die Paulin wieder zum Pfarrer; sie ließe sich was kosten, wenn sie wüßte, daß ihrem Manne noch zu helfen wäre. Und wäre kein Mittel, so thäte sie sich die Kosten ersparen. Also die Zwingmesse, ob er ihr sie lesen wolle?

„Die, sogenannte Schwurmesse?“ fragte der Pfarrer.

„Halt die Zwingmesse!“ antwortete das Weib; es wollte nicht einmal vom Namen abweichen.

„Ist dasselbe.“

„Und daß der Paul wohl gewiß kommt!“ sagte die Paulin.

Sprach der Pfarrer: „Sei nicht so dumm!“

Dieser geistliche Zuspruch gefiel ihr nicht. Sie ging aus nach einem frommen Priester.

„Kannst lange suchen!" sagte ihr der Todtengräber so über die Achsel her. Aber ein Bauer sagte: „Ich weiß Dir einen. Der alte Beneficiat in Sanct Peter ist recht."

„Derselbe, der die guten Salben für Gicht und Gall macht?"

„Derselbe. Kann auch Geister beschwören."

„Bisweilen kriegen sie ihn unter," sagte der Todtengräber.

„Wer?" fragte der Bauer.

„Die Geister."

„Wen?"

„Den alten Beneficiaten."

„Wo?"

„Im Keller."

Aber die Paulin hatte gleich das Vertrauen zu dem in Sanct Peter.

Der weigerte sich anfangs. Er sei schon zu alt, sagte er. Auch wären die Geister heutzutage, wo man gottloserweise ihre Existenz bestreite, viel störrischer als vor Zeiten, wo sie einem jeden Narren erschienen.

Die Paulin, die sich solche Sach' einmal in den Kopf gesetzt hatte, wußte ihm aber so verschiedenartig beizukommen, daß die Messe für eine der nächsten Nächte angesetzt ward.

In der Kirche von Sanct Peter war für die Zwingmesse kein Altar abgetreten worden; so mußte der Beneficiat sie in der abseitigen Veronicacapelle halten. Saß denn die Paulin allein in den Stühlen und starrte mit leisem Grauen auf die zwei Lichter des Altares hin, die den alten Bau so unheimlich düster beleuchteten. Wenn der Priester nicht murmelte, das Glöcklein des Ministranten nicht klang, war es so still, daß man das dumpfe Schrillen der alten Orgel vernahm; die Orgel spielte Niemand, als der Wind. In dieser Oede und Düsterniß fiel der Paulin das Leben der Bergknappen in den tiefen Stollen und Schachten ein. Sie dachte an jenen Tag, da sie mit einem jungen blassen Knappen im Sonnenschein zur Kirche ging, wie sie dort ihre Hände zusammenlegten zur Lieb' und Treue bis in den Tod. Bis zu *seinem* Tode hatte er sie gehalten, nun wollte sie das auch bis zu ihrem. Seit er dahin war, stand in ihr erst die gewaltige Liebe auf. Er war allzu gut gewesen. Für sie war er hinabgestiegen in die Gefahren der Bergestiefen, und allen Erwerb hatte er ihr in den Schoß gelegt aus Dank und Freude, daß sie sein war. Ein fröhlich Wesen, ein friedlich Haus, wenn er heimkam, mehr begehrte er nicht. Ein fröhlich Wesen, ein friedlich Haus, das gab sie ihm aber nicht. Sie — ha, jetzt stand sie selber auf vor ihren Augen, wie ein böser Geist, der beschworen wird — sie war eines von jenen unbegreif-

lichen Weibern, die den Mann aus Liebe peinigen müssen — herzlos, ruhelos peinigen müssen! Als ob sie sich mit den Fingernägeln und den Zähnen recht tief in sein Herz eingraben wollten! Je mehr es blutet, desto tiefer sind sie drinnen. Die Paulin hatte Stunden, wo es sie reizte, ihrem Manne Herbes zu sagen, ihm die bescheidensten Freuden zu vergällen, ihn in seiner kindlichen Munterkeit plötzlich zu betrüben, oder wenn möglich, zornig zu machen. Zu jener freien Höhe des Zornes, die sie erschreckt hätte, vermochte sich der weichmüthige Mann nicht zu schwingen, und seine Unbehaglichkeit, seine Wehmuth hatte für sie etwas Wonniges, und seine milden Bitten, Vorwürfe brachten sie in jene hitzige Aufgeregtheit, in der sie zeterte und keifte und weinte, und in der ihr doch so wohl war. Er mochte sagen, thun was er wollte, sie bemängelte es; seine beste Absicht wußte sie vor seinen Augen mit der Fertigkeit eines Taschenspielers ins Gegentheil auszulegen. In seiner Abwesenheit sehnte sie sich nach ihm unsäglich und war sich bewußt, wie sehr sie ihn liebe. Oder wer auf der ganzen Welt machte sie glücklich, indem er sich geduldig quälen ließ, als Paul? Am tiefsten ging's ihm, wenn sie ihm vorwarf, er habe sie unglücklich gemacht, sie müsse an seiner Seite kümmerlicher und armseliger leben als Ihresgleichen; das Beste wäre Eines — wenn sie thun könnte — ihrem Leben ein Ende zu

machen! Da brauste er auf und schrie: Schlecht, schlecht, schlecht sei ein Mensch, der solche Sache auch nur denken könne! — Er setzte seine schwere Berufsarbeit fort, ohne auch nur ein einzigmal zu murren; er setzte seine liebreiche Fürsorge für sie fort und sie setzte ihre Quälereien fort. Uebrigens lag ihr auch viel an der Versöhnung, zu der er nur zu bald bereit war, was den Reiz der Sache wieder abschwächte. Es soll — so sagt man — sich manche Hausfrau nur darum aufs Wettermachen verlegen, weil es ihr um den Regenbogen geht. Mitunter aber kommt von allen sieben Farben nur die blaue zu Stande. Der Paul blieb geduldig. Gönnte er sich auf seinen harten Beruf einmal ein Glas Wein, so schalt sie ihn einen Verschwender; blieb sein Auge einmal zufällig eine Secunde an dem bunten Fetzen eines Weibsbildes hängen — hei, da waren die Furien ledig! — Einmal hatte sie einen ganzen Sonntag-Nachmittag gebraucht, um ihn in jene Verstimmung zu bringen, die sie für ihre Harmonie bedurfte. Aber der gräuliche Mensch war so stumpfsinnig geworden, daß er ruhig dasaß, in einem Buche blätterte und das nergelnde Weib mitunter freundlich anschaute. Allmählich jedoch — und das merkte sie — war sein blasses Gesicht noch blasser geworden, seine Mundwinkel zuckten ein wenig. O, grell und lebendig stand er vor ihrer Seele, da sie jetzt daran denken mußte! Sie sah es, wie er aufstand, um hinaus in

die freie Luft zu gehen. Aber sie hatte seinen Hut in ihren Kasten gesperrt und wollte ihn nicht herausgeben — ein braver Mann solle hübsch daheim bleiben und nicht in den Weiten umstreichen. Wenigstens für eine Stunde wolle er Frieden haben! rief er und suchte den Kasten zu öffnen; sie fiel ihm roh in den Arm: Was er sich an ihrem Eigenthum zu vergreifen habe! — Mit einem Schlag ins Gesicht stieß er sie zurück. — Jetzt war sie still, zog sich in einen Winkel und weinte leise vor sich hin zum Erbarmen. — Diese Taktik traf. Paul war todtenblaß. Es war ihm nicht mehr um den Hut; er ging hinaus. — Sie saß noch lange in ihrem Winkel, bereit zu neuem Aufschluchzen, wenn er einträte. Es wurde dämmerig, es wurde Nacht — er trat nicht ein. „Ich habe sie geschlagen!“ hatte ihn noch Jemand wimmern gehört, draußen in der Futterkammer.

Spät in der Nacht fand man ihn ...

In der Capelle der heiligen Veronica zitterte mitternächtig ein schweres Weinen. Es war ihr ernster damit, als an jenem Sonntage, und groß und grell stand vor ihr die Erkenntniß: Ich habe ihn in den Tod gehetzt.

Der Ministrant klingelte, der Priester wandte sich um: Dominus vobiscum! Die Messe war aus.

Nach derselben ging der alte Beneficiat zum Kirchenstuhl, in welchem die Paulin noch regungs-

los kauerte, als hätte sie das Ite missa est! gar nicht gehört.

Ob sie etwas gesehen habe? war seine Frage.

Da gestand sie es wohl; der Geist sei ihr erschienen, aber anders, als sie vermeint. Nicht von der Ewigkeit her, sondern aus ihrem eigenen Herzen heraus sei er ihr erschienen. Und als sie dem Priester alles gebeichtet hatte, was ihr bei dieser Gedenkmesse das eigene Gewissen so lebhaft aufgeweckt, da sagte er: „Der Paul hat das Fegefeuer schon überstanden, er ist selig. Und Du, Weib, siehe zu, wie Du es wirst.“

So ist dieselbige Zwingmesse ausgefallen und so ist der Wittib jener Geist erschienen, den auch wir rufen mögen, der uns erlöst — der Geist der Selbsterkenntniß.



Ein Weg zur Schuld.

Beim Wiesenwirth am Zechtisch kauern zwei Männer und schnarchen. Man sieht von ihnen nur die struppigen Häupter, das eine röthlich behaart, das andere grau. Die Gesichter sind in die Aermel gepreßt. In den halbgeleerten Weingläsern, die davor auf dem Tische stehen, schwimmen ein paar ertrunkene Fliegen.

Bei einem anderen Tisch, der am Ofen steht und der eigentlich eine Bettstatt ist, welche des Tages mit einer Holzdecke überschlagen eine Gasttafel bildet, sitzt ein junger Mann, der bäuerliche Kleider trägt, sonst aber recht städtisch aussieht. Er hat die Haare glatt nach rückwärts gefettet, und zwar so, daß sie in der Mitte den schneeweißen Scheitel bilden, und er trägt etwas feingekämmten Backenbart. Er scheint zu der neuzeitlichen Secte der Touristen zu gehören, welche auf allen hohen

Bergen herumklettern und alle hübschen Landmädchen beunruhigen. Der junge Mann beim Wiesenwirth hat auch schon eines. Es ist die schöne Wirthstochter, die Walpa, die feurige Augen hat und jenes reiche, rothbraune Haar, das nur auf den Häuptern der Heißblütigsten und Begehrsamsten wächst.

Als die Walpa dem jungen Touristen das Weinglas vorgesetzt, hat er ihre Fingerchen erhascht, hat sie hierauf an der Hand gefaßt und weiß an ihren nackten runden Armen immer weiter hinanzutasten. Beim Grübchen des Ellbogens angelangt, jagt er ihr einen Schrei aus, denn sie ist „brennselig". Die beiden Schläfer schlafen behaglich weiter.

Des kecken Städters weiße Hand umspannt des Mädchens Oberarm, so weit das Hemd zurückgeschlagen ist; dann will er sie niederziehen auf seinen Schoß, der heute ja in einer dicken Bockledernen steckt. Das Mädchen sträubt sich eine Weile, dann fügt es sich doch; Walpa ist schon manchem Burschen auf dem Leder gesessen. Manche Gäste haben das gern und zechen dafür um so wackerer, und der Wiesenwirth kann es seiner Tochter nicht oft genug sagen: „Nur fort handsam sein mit den Gästen und unterhaltsam — man weiß heutzutag, seit die Postwagen aufgehört haben, ohnehin nicht mehr, wie man die Kreuzer ins Haus bringt."

Da nun die Walpa auf seinem Schenkel sitzt, schlingt der junge Fremde — sie kennt ihn gar

nicht, er ist das erstemal im Hause — seinen Arm um ihre Gestalt, beugt sein Haupt so nahe zu ihrem Gesichte, daß sein Athemhauch ihre Wangen bethaut. Dann sagte er leise das Wort: „Aber Du gefallst mir, Mirzel.“ In Steiermark, meint der Tourist, müsse jedes Bauernmädchen Mirzel heißen. Die Walpa dachte: weiß er meinen Namen nicht, so braucht er ihn auch nicht zu wissen. Nun sagte sie: „Will der Herr noch einen Wein?“

„Einen Kuß!“

Wenn Der nicht mehr als ein Seidel trinkt, dachte Walpa, so ist es nicht der Mühe werth, daß ich auf seinem Knie sitz', und machte sich mit einem entschiedenen Ruck los. Er erhaschte sie und raubte ihr einen Kuß; sie blieb dabei anscheinend kalt, wie eine Marmorsäule. Aber aus ihrem Auge sprühte ein Feuerstrom, vor welchem dem Städter graute. Haß oder Liebe? Er wollte es untersuchen, da traten zur Thüre drei Männer ein.

„Ich komme wieder, mein Kind,“ sagte der junge, hübsche und so freundliche Städter, ihre Hand drückend und ein gutes Trinkgeld reichend, „bleib' gesund, Mirzel, wir werden noch recht bekannt werden miteinander, Adieu, Schatz!“

Er ging und die Angekommenen traten in Herrschaft.

„Der Wiesenwirth daheim?“ fragte Einer der Dreie.

Das Mädchen deutete auf jenen der Schlummernden, der die grauenden Haare hatte. — „Was darf ich bringen?"

„Weckt ihn auf!" gebot einer der Ankömmlinge

„Wenn die Herren mit meinem Vater was zu schaffen haben," sagte die Walpa, „so müssen Sie wohl ein andersmal kommen. Heut ist's nichts, er ist ganz —". Sie machte eine Geberde gegen die Stirne, anzeigend, daß der Mann heute nicht zurechnungsfähig wäre.

„Wiesenwirth!" rief der Mann und legte den Stock auf den Tisch, „die Schätzungscommission ist da!"

Der Wirth pfusterte, hob ein wenig sein roth aufgedunsenes verschlafenes Gesicht, murmelte etwas, dann sank das Haupt wieder auf den Arm nieder.

„Lasset ihn," sagte ein Anderer, „wir haben ja alles schon in dem Protokoll, wir wollen heute nur die Objecte mit Beschlag belegen. — Du, Mädchen, bist wohl die Tochter. Nimm die Schlüssel und komm mit uns. Auch ein Kerzenlicht brauchen wir."

Die Walpa wußte schon, was es geschlagen. Die ganze kleine Wirthschaft war verschuldet. Wenn schlechte Zeiten sind, dann mag das Wirthstöchterlein den Gästen auf den Knien hocken wie es will — es giebt nichts aus.

Die Gerichtsmänner durchstöberten Kisten und Kästen, Vorrathskammer und Keller, drückten überall

das Amtssiegel auf und dann gingen sie ruhig wieder davon.

Da war es öde im Wirthshause, die Walpa saß auf der Ofenbank.

Endlich, als in der Stube die Dämmerung des Abends zu herrschen begann, regte sich der Schläfer mit dem fuchsrothen Haupthaar und verlangte Wein. Es war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, knochig und rauh von Figur. Die Wangen und das Kinn waren glatt rasirt, der rothe Backenbart unter den Ohren und der Schnurrbart standen steif und struppig; die Augen waren grau und tiefliegend und die Knochenwände, die darüber hervorstanden, ließen wohl den eisernen Willen vermuthen, der in diesem Kopfe schlummerte. Im Uebrigen waren die Züge so wie bei anderen Bauersleuten, und doch wieder anders; sie waren abstoßend und doch interessant. Als er seine Augen rieb und das Mädchen erblickte, nahm er eine freundliche Miene an. Jetzt wachte auch der Graukopf auf und schrie nach Wein.

„Ihr habt zu lang' geschlafen," sagte Walpa, „dieweilen sind Gerichtsleut' dagewesen und haben alles verpetschirt."

„Herr Jesses! Bei den Weinfässern werden sie doch nicht gewesen sein!"

„Freilich, auch bei den Weinfässern."

„So bring' einen Holzapfelmost!" befahl der Wirth.

„Ja," sagt das Mädchen, „das Mostfassel haben sie auch verpickt."

„Himmelherrgottsdirn, so trag einen Branntwein her!"

„Ist alles verschmiert, Vater, und Ihr denkt nur fort an's Trinken."

„Na, so bring' was zu essen!"

„Ja, zu essen haben wir freilich auch nichts, das Mehlkastel und der Schmalztopf sind versiegelt. Wir sind fertige Bettelleut'."

Jetzt wurde der Wiesenwirth nüchtern. Zuerst polterte er mit dem Mädchen, daß es alles habe versiegeln lassen, dann fluchte er über das Gericht, über die Gläubiger und über die ganze Welt; schließlich fragte er, ob ein Strick noch im Hause wäre, er hänge sich auf.

Der Andere, der neben ihm erwacht war, lächelte hämisch und murmelte: „Bist ein verzagter Steffel, Du. Weißt ja, daß Du einen guten Freund hast. Ich bleib' auch jetzt noch bei meinem Wort, und wenn Du Ja sagst, Wirth, so reiß' ich Dich auf eins zwei aus der Klemm'." Er fuhr mit der Hand in den Rock und riß eine bauschige Brusttasche aus dem Sack.

„Was hilft mein Jasagen, Du Tropf, wenn die Dirn nicht will!"

„Wenn die Dirn nicht will — nachher — — ist's freilich was Anders," sagte der Rothhaarige und schob die Geldtasche wieder ein.

Der Wirth war aufgesprungen und hatte seine Tochter bei der Hand gefaßt. „Walpa," sagte er „laß' noch einmal mit Dir reden. Schau, zweiundzwanzig Jahr bist alt. Schöner wirst nimmer, stolz sein, das tragt's Dir nicht, 's selb' magst mir schon glauben. Jetzt freilich noch hupfen Dir allerlei Mannerleut nach. Die werden Dich bald nicht mehr kennen. Nur zum Zeitvertreib bist ihnen gut, heiraten will Dich eh' keiner. 's wird Dich reuen, so viel Du Haar auf dem Kopf hast, wenn Du jetzt beim braven Seizmüller nicht Ja sagst."

Das Mädchen hielt die Schürze vor das Gesicht, und Ja sagen vom Herzen, das könnt' sie halt nimmer.

„Was willst denn anheben?" fragte sie der Vater. „Vielleicht morgen schon kommen sie und werfen uns aus dem Haus. Du kommst, wenn's gut geräth, in einen harten Bauerndienst; wirst nichts zu lachen haben dabei. Und Dein alter Vater geht mit dem Bettelsack um."

Seine Augen waren immer naß und roth unterlaufen, an ihnen war eine Gemüthsbewegung nicht zu merken. Hingegen weinte Walpa bitterlich und der Rothhaarige — das war ja der Seizmüller — trommelte mit den Fingern auf den Tisch. —

Noch am selben Abend lief die Walpa zu der Nachbarin: „Thorhofbäuerin, ein Stein liegt mir auf . . ." Und sie schluchzte.

„Maria und Josef, Walpa, was ist denn geschehen?“

„Weiß mir nimmer zu helfen. Heut' haben sie uns Alles versiegelt und jetzt soll ich den Seizmüller nehmen.“

„Was sagst?“

„Der Seizmüller giebt das Geld her, wenn ich ihn heirate, und daß sich mein Vater wieder kunnt heraushelfen.“

„Es ist kaum sechs Wochen her, seit er sein erst Weib auf den Freithof hat tragen lassen,“ sagte die Thorhofbäuerin.

„Deswegen, das gefällt mir schon gar nicht und mich deucht, diesen Menschen heiraten, das kann ich nimmer. Ich hab' nichts gegen den Seizmüller, aber allweg kommt's mir vor, das ist für mich nicht der Rechte, und es geht mir halt was zu Sinn, Thorhofbäurin, ich bin schon hell verzagt.“

„Walpa,“ sagte die Bäuerin, „setz' Dich her und iß mit uns Schmalznocken.“

Dann kam auch der Thorhofbauer herbei, und sagte: Mit Euch Mädeln ist's halt ein Kreuz. Ihr wollt's was, und wißt's nicht was, und da habt Ihr so allerhand Einbildungen. Ich weiß nicht, warum Du den Seizmüller nicht sollt'st nehmen. Ein braver, fleißiger Mann, der Reichste in der Gegend. Oft eine Andere wär' zu tausendmal froh über eine solche Heirat, und es ist ja ein Glück,

das Euch Gott vom Himmel schickt, jetzt, wo die traurige Sach mit der Pfändung ist. Mit allen Vieren greif zu, Walpa, das kann ich Dir sagen."

Als sie davon wollt, eilte ihr die Thorhofbäuerin noch bis zur Thür nach und that dort mit leiser Stimme die Frage: „Ja, Walpa, weißt Dir einen Andern?"

„Gar nicht, gar nicht," versicherte das Mädchen und hat so ein Geheimniß verschwiegen.

Ungetröstet ging sie heimwärts.

Am anderen Tag, als sie zur Messe ging, redete sie mit dem Kirchenvater, dem Erlsberger, was denn der meine.

„Gefreut mich, daß Du meinen Rath verlangst, Dirndl," sagte der Erlsberger, „schau, mich geht das Ding nichts an, kann auch nicht sagen, daß ich auf den Seizmüller extra was hielt'; er ist bisweilen ein bissel knopfig; aber ich thät Dir doch rathen, daß Du ihn nimmst. Es wird's schon thun. Immer eine Ehe, die aus lauter Liebschaft geschlossen wird, ist zuletzt gar nicht glücklich, und immer eine, bei der sich die Zwei anfangs nicht mögen, macht sich nachher recht gut. Das ist halt, wie die Leut' zusammen geschaffen sind. Eine Einsicht hat er doch auch, der Seizmüller, und wenn er jetzt um Dich anhält, so wird er auch brav auf Dich schauen. Und mußt wissen, Walpa, in solchen Dingen muß man seinen Eltern folgen. 's ist doch auch was,

wenn Du Dir Dein Lebtag lang sagen kannst, Du hast Deinen Vater aus der Noth gerissen, und bei so einem Kinde wird der Gottessegen auch nicht ausbleiben."

„Wenn ich nur ein bissel was verspüren thät," meinte die Walpa, „er ist gar so viel herb und wirbt um mich, als wollt' er — Gott wird's mir verzeihen — einen Mühlesel kaufen. Ist halt ein trauriger Werber, der keine Lieb' mitbringt."

„Wesweg will er Dich denn, wenn nicht aus Lieb'," wendete der Bauer ein, „er könnt' wohl gewiß Reichere haben, als Du bist — auf das mußt Du denken, Walpa, und so mußt Dir's auslegen."

„Vergelt's Gott, Erlsberger," sagte nach einer Weile die Wirthstochter, „Ihr habt mir leichter gemacht. Ja ja, 's wird das Beste sein, ich probir's."

„Mit dem Probiren ist's nichts, Walpa. Sagst Ja, so sagst es für's Leben. Und da möchte ich Dir noch rathen, daß Du, wenn Du Dich schon entschlossen hast, frisch und munter drein gehst. Das Wanken und Zweifeln und Fürchten taugt nichts. — 's wird schon gehen, er ist brav, ich bin brav und uns hat Gott zusammengeführt — so mußt Dir denken. Na, Dirndl, wünsch' Dir viel Glück!"

Darauf, wie sie den Vater sucht, daß sie ihm's sagte, sie wäre bereit, findet sie ihn unten im Keller.

Hat von der Pipe des größten Fasses das Amtssiegel herabgerissen.

„Aber um der Heiligen Willen, Vater, was treibt Ihr denn?“

„Trinken.“

„Da sperren sie Euch ja ein!“

„Deß' will ich mich früher ersäufen.“

Nun sagte sie's, sie wolle den Seizmüller nehmen. Darauf trank er erst recht.

Keine Zeit war zu verlieren, denn die Gant des Wiesenwirthshauses war ausgeschrieben. Am nächsten Tage wurde die Walpa Braut des Seizmüller. Der Bräutigam lachte viel und zeigte, daß er gemüthlich sein könne. Allsogleich kaufte er ihr im nächsten Städtchen Stoff für ein goldgelbes Kleid und eine hochaufgebauschte Haube mit feuerrothen Bändern, wie sich's für eine Frau Müllerin wohl geziemt. Aber Walpa dachte: wenn ich diesen Anzug muß tragen, so zeigen die Leute mit Fingern auf mich.

Noch in den letzten Tagen vor der Hochzeit ging Walpa zu ihren Bekannten um, und fragte, wie sie denn dran sei, ob sie den Müller doch nehmen solle? Die Allermeisten riethen dazu, und die ihr davon abredeten, von denen sagten wieder Andere: „Geh, geh, wenn man auf so Leute Reden losen wollt'! Die wissen gegen Jeden was, wenn er heiratet, das ist schon so der Brauch. Aber wenn Du nachher

allein dastehst und Hilf' brauchst, helfen thun sie Dir nicht."

In der letzten Nacht vor der Trauung ist der Walpa im Traume die verstorbene Mutter erschienen, die hat gewinkt, hat die Tochter bei der Hand genommen, als wollte sie sie davonführen. Es war ein süßer und dabei wieder ein angstvoller Traum. Die Pöllerschüsse haben sie aufgeweckt.

Unter den vielen Hochzeitsgästen war auch der Blasius Steiger, ein frischer, sauberer Bursche, den die Walpa wohl kannte. Er war vor zwei Jahren noch als Postillon durch die Gegend gefahren und hatte das Posthorn geblasen, daß es eine Herzenslust gewesen. Beim Wiesenwirth war er stets eingekehrt, wenn auch nur auf ein klein Tröpfel zum Staubhinabschwemmen — länger wollten die Rößlein und die Reisenden nicht warten. Dem Blasi war die Walpa nicht ein einzigmal auf dem Bein gehockt. Der Blasius hatte sie nie geneckt, nie bewitzelt, war immer ernsthaft und freundlich gewesen und hatte immer gerade am Wiesenwirthshaus seine schönsten Weisen geblasen. Hätte Einer die Walpa gesehen, wie sie diesem Blasen zuhörte, so hätte der leicht merken können, daß die Burschen alle genarrt waren, denen sie auf der Ledernen saß. Der hätte ahnen mögen, daß dieses Mädchen nicht so seicht wäre, als es sich wohl geben mußte. Seit der Eisenbahnzeit war der Blasius im Pongau d'rüben;

nun, und heute war er unter den Hochzeitsgästen, eigentlich unter den Musikanten; er blies das Flügelhorn. Nur ein- oder zweimal hatte Walpa den Burschen verstohlen angeblickt — nichts weiter, kein Ehrentänzchen, kein Lächeln, kein freundlich Wort über vergangene Zeit ...

Mittags, zehn Minuten nach eilf Uhr, war Walpa das Weib des Seizmüllers geworden.

Nach der Trauung ließ sie sich im Wirthshaus ein Stübchen aufsperren, um die Kleider zu wechseln. Sogleich stand ihr Mann da: „Was willst denn?"

„'s thut mir leid um das schöne Gewand," sagte sie, „fürs Essen und Tanzen will ich einen leichteren Rock anlegen."

„Weißt, Walpa," versetzte er, „wenn 's mir nicht leid thut d'rum, so brauchst keine Umständ zu machen. Es geht aus meinem Sack, mußt nicht vergessen."

„Ich hab' nur gemeint," entgegnete sie leise, „weil's die Andern auch all so machen."

„Auf die Andern hast gar nicht zu schauen, Walpa; ich bin der Herr, mir hast zu folgen, und das kannst Dir merken ein- für allemal."

„Hätt' mir doch gedacht, daß ich von meinen Kleidern anlegen kunnt, was ich selber wollt' — und das muß ich Dir schon sagen: theuer mag das Kleid wohl gewesen sein, das Du mir gekauft hast, aber sauber ist es nicht."

„Ja hörst, Weibel, wem willst denn jetzt sonst noch gefallen? Etwa dem Postbuben — den Du voreh so verliebt angelugt hast? Du, das sag' ich Dir, in solchen Sachen versteh' ich keinen Spaß!"

Ziemlich schwer ließ der Seizmüller bei diesen Worten die Faust auf den Tisch niederfallen. Walpa sagte kein Wort mehr und behielt das orangenfarbige Kleid und die Flitterhaube mit den feuerrothen Bändern am Leibe. Sie war den einfachen, geschmackvollen Anzug der Oberländerinnen gewohnt, sie wußte wohl, wie fein ihr derselbe ließ. Nun wäre sie am liebsten gar nicht mehr unter die Leute gegangen, aber sie wollte ihrem Mann keinen weiteren Anlaß zur Unzufriedenheit mehr geben, und so fügte sie sich in das für sie recht traurige Hochzeitsfest.

Der Wiesenwirth war dabei gar lustig; gab's ja viel Wein und auch daheim waren wieder alle Spundlöcher offen, seitdem der Seizmüller-Schwiegersohn das Gericht und die Gläubiger durch etliche große Banknoten beschwichtigt hatte.

Laut war's im Festhause, und die Leute können heute noch nicht Wunders genug sagen, wie es doch so lustig gewesen wäre bei des Seizmüllers Hochzeit.

Am anderen Tage, als Vater und Gatte noch schliefen, ging Walpa in die Kirche und betete unter heißen Thränen um Gnade und Kraft, sich

geduldig in das Ehejoch zu fügen und stets das Rechte zu finden, um den Hausfrieden zu erhalten.

Von der Kirche ging sie auf den Friedhof und legte einen Kranz auf das Grab des ersten Weibes ihres Gatten; der Erdhügel war ganz kahl, nicht ein einziger Grashalm stand darauf. Walpa hatte ihre Vorgängerin nicht näher gekannt, diese hatte immer ganz zurückgezogen in ihrem Hause gelebt und erst von sich sprechen gemacht, als es hieß, ein im Wettersturm niederstürzendes Dachbrett habe die Seizmüllerin erschlagen. — Walpa wußte aber, daß es die Ehemänner nicht ungern sehen, wenn die zweite Gattin das Andenken der ersten ehrt, und auch darum den Grabkranz.

Etliche Tage später sagte der Müller zu seinem Weibe:

„Ich habe gehört, auf dem Freithof d'raußen bei meiner Alten soll ein Laubwisch liegen. Hast Du's gethan, so will ich Dir nur sagen, es stünd' Dir besser an, Du thätst Dich um die Lebendigen kümmern, als um die Todten. Wie schaut denn mein zerrissen' Unterleibel aus?"

„Da bitt' ich Dich wohl um Verzeihung, ich hab' gar nicht gewußt, daß Du ein Unterleibel tragst."

„Trag' auch keins, aber könnt' eins tragen, und eine gute Hausfrau thät' wenigstens darnach fragen."

So ist diese Ehe angegangen. Diese Ehe, die zum größten Uebel hat geführt und deren Geschichte über manchem Thore stehen sollte als Warnungstafel: Verbotener Weg!

Der Seizmüller, so heiter und laut lustig er in Gesellschaft und im Wirthshause bei Kameraden sein mochte, so finster, herrisch gab er sich zu Hause. Er konnte keinen Widerspruch leiden, widersprach aber selbst in allen Dingen. Trotz reizte ihn, und auch Milde; und wenn er gereizt war, so schlug sein sonst höhnisches Wesen in einen förmlichen Wuthrausch über — und in solchen Momenten kannte er keine Ueberlegung.

Oftmals hat sich in dem jungen Weibe der Trotz aufbäumen wollen, wenn ihr so sehr Unrecht geschah; dann aber sagte sie wieder: Nur noch ein Eichtel Zeit hab' Geduld, 'leicht kommt noch ein Friedensengel ins Haus. Bös' und schlecht ist er ja doch nicht, mein Mann, nur herb und ein wenig wunderlich; mein Gott, er hat seine Sorgen und Aergerniß in der Wirthschaft.

In der Wirthschaft stellte der Seizmüller seinen ganzen Mann. In der Mühle klapperten allfort vier Gänge und daneben ging eine emsige Brettersäge. Dann war auch eine Stampfe für Leinsamen dabei, die jedesmal im Winter, wenn die Säge stillstand, viel verdiente. Die Aecker und Wiesen, die zur Mühle gehörten, wurden gut bewirthschaftet. Freilich that

auch die Walpa viel dazu, um durch Güte die Dienstleute und Mühljungen zu beschwichtigen, wenn sie die Grobheit und Unbilligkeit des Müllers zu vertreiben drohte.

Bei solch einer Gelegenheit, als sie einem Mühlburschen, der in der Kammer seit einigen Tagen krank lag, eine kräftigende Fleischbrühe zuschanzte, die sonst nicht gebräuchlich war, bekam die Walpa von ihrem Manne den ersten Schlag. „Heimlichkeiten mit dem Mühljungen!“ gurgelte er, berauscht von Wein, dem er immer mehr und mehr zusprach, „wächst sich die Kellnerinliebelei so aus? Walpa, Walpa, Dich muß man anders biegen, mit Gütigkeit richtet man bei Dir nichts!“

Unter Weinen lachte sie auf. — Mit Gütigkeit! so sagte Der, von dem sie kaum ein einzig freundlich Wort noch gehört hatte.

Sonst war sie zu ihrem Vater gegangen, um sich an seiner Brust auszuweinen. Jetzt, ein Jahr nach der Müllershochzeit, lag der Wiesenwirth unter der Erde. In seinem Keller war er todt gefunden worden. Da klagte sie ihre Noth anderen Leuten, und darüber sagte ihr der Gatte einmal: „Du bist schon ein fürnehm Ehweib Du, gehst von Haus zu Haus und bringst Deinen Mann um den guten Namen, machst mich zum Tyrann, zum Wildfang, zu was weiß Gott alles! Du, Walpa, ich sag' Dir's, gieb Obacht, daß es nicht wahr wird, was Du sprichst!“

„O, das ist lang' schon wahr!" rief sie aus, „und ich weiß nicht, wie ich mich denn so versündigt hab', daß ich an einen solchen Menschen hab' müssen gebunden werden. Kein größeres Kreuz auf der Welt!"

„Ja freilich, winseln und flennen, das ist noch Dein Bestes, Du Betteldirn!" Und er stieß sie hintan, daß ihr Leib an die Kante des Herdes fiel und sie zusammenbrach.

„So — so" stammelte sie mit dumpfer Stimme, „an mir — weiß ich wohl, daß Dir nichts gelegen ist, aber daß Du Dein Kind im Mutterleib — —"

Da lachte er auf und meinte, das müsse man erst untersuchen, ob es sein . . . .

Das Weib lag in einer Ohnmacht.

Tagelang schwebte sie zwischen Leben und Tod, und als sie endlich — der Gatte hatte sie in der Krankenstube kaum ein einzigmal besucht — insoweit gerettet war, daß sie wieder zu denken und zu sinnen vermochte, seufzte sie ein- um das anderemal: „Das ist eine Ehe! o Gott, mein Gott, verlaß' mich nicht!"

Und im Traume hörte sie das Posthorn klingen; da rief sie mehrmals laut den Namen: Blasius. Und aufwachend flehte sie zur Mutter Gottes: „Bewache mich, daß dieses Wort nicht noch einmal über meine Lippen kommt, sonst ist's mein Verderben."

Als sie wieder so weit genesen war, daß sie — ein Schatten gegen früher — in das Freie wanken

konnte, suchte sie den Pfarrer auf und fragte ihn, ob es denn gar kein Mittel gebe, daß sie von diesem Menschen, dem Seizmüller, wieder befreit würde. Der geistliche Herr riß die Achseln empor und gab ihr schöne Lehren.

„Ei, ei,“ unterbrach ihn die Walpa, „was der hochwürdige Herr sagt, das hab' ich lang' schon gewußt und gethan. Scheiden lassen will ich mich.“

Der Pfarrer machte ein saures Gesicht und lächelte. — „Scheiden lassen — das ist leicht gesagt, meine liebe Seizmüllerin. Von Tisch und Bett könnt' Ihr Euch trennen, aber vor Gott seid Ihr doch ein Ehepaar.“

„Vor Gott sind wir nie ein Ehepaar gewesen!“ sagte das Weib, „ich bin schier mit Gewalt in diese Ehe hineingedrängt worden, mein Herz hat nichts davon gewußt, und immer ist es nicht gut, wenn das Kind seinen Eltern folgt!“

„Müllerin,“ versetzte der Pfarrer, „das ist keine christliche Red', und wenn man Euch hört, so könnt' man fast meinen, es wäre an Euch selber die Schuld.“

Ganz ohne Trost, nur noch rathloser und erbitterter verließ sie den Pfarrhof.

Eine gutmüthige Nachbarin rieth ihr, sie sollte zum Gericht gehen. Sie ging zum Gericht und drängte auf Scheidung.

— Ehescheidung?! Das war was Neues, das war in der Gegend seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen.

„Liebe Frau," sagte einer der Herren, „zum Eheschließen müssen Zwei sein, und zum Ehetrennen auch. Wird Euer Mann einwilligen?"

„O," rief das Weib, „der will wen zum Peinigen haben, der wird sein Lebtag nicht einwilligen."

„Dann ist nichts zu machen. Das Beste, Ihr versucht es noch einmal, Euch gütlich miteinander zu vertragen. Wenn es Euch recht ist, so wollen wir Euren Mann, den Seizmüller, rufen lassen und ihm seine Verpflichtungen vorhalten, damit —"

„Um Gotteswillen, nur das nicht! Wenn ich schon bei ihm bleiben muß, so darf er's um all mein Leben und Sterben nicht erfahren, daß ich in solcher Angelegenheit bin dagewesen."

„So geht heim und versucht es noch einmal, es wird sich geben, nur der redliche Willen gehört dazu. Behüt' Gott!"

— So vernünftig reden sie und wissen nicht, wie es in der Mühle aussieht — Zank und Hader, Trotz und Wildheit, Haß und Gewalt. Die Walpa soll wieder zurückkehren zu ihrem größten Feinde.

Da besann sie sich. Hoch oben auf dem Zinken steht eine Capelle mit einem wunderthätigen Marienbilde. Schon Viele sind durch der Jungfrau Fürbitte befreit worden aus ihrer Noth. Sie stieg mit Mühe den hohen Berg hinan. Und dort oben zwischen den Felsen, wo kein Bäumlein und kein Blümlein mehr wächst, lag sie vor dem Bilde und

betete: „Gieb' mir ein, o Mutter, was ich thun soll! Weise mir einen Ausweg, und wenn schon kein anderes Mittel ist, so laß mich sterben."

Am Eingang der Capelle stand, von ihr unbemerkt, ein Tourist und hörte ihr zu. — Ein blasses, hübsches Weib betet vielleicht in Liebessehnsucht?

Als Walpa sich erhob, trat er zu ihr; er erkannte sie nicht mehr; sie sah es, das war der junge kecke Städter, mit dem sie vor länger als einem Jahre in ihrem Heimatshause zusammengesessen war.

„Bist ganz allein hier oben?" fragte der Fremde, „dann will ich Dich führen und will Dir auch den Ausweg weisen, um den Du eben gebetet hast."

„Wohin wollen denn Sie mich führen, wohin?"

„Einstweilen bis zu den Zirmbüschen hinab, hier geht ein scharfer Wind."

Walpa stieg an seiner Hand hinab und gedachte dem Fremden, der ihr nun schon das zweitemal freundlich genaht war, ihr Anliegen mitzutheilen.

Auf dem Bergmoos zwischen dichten Sträuchern, die sie wie ein undurchdringlicher Wall umgaben, saßen sie und Walpa schüttete ihr Herz aus vor Dem, der ihr so theilnahmsvoll zuhörte.

Und als sie schluchzend geendet hatte, sagte er: „Was Du da erzählst, das könnte Einem das Herz durchschneiden. Das hält kein Mensch aus; dieser

Seizmüller muß eine elende Creatur sein. Von dem mußt Du Dich befreien. Wenn Du es nicht schon so machen kannst oder willst, wie es die Kathrina Schmachegger gemacht hat, deren Proceß vor wenigen Tagen abgelaufen ist, so — nu, so mußt Du es eben anders machen. Du bist hübsch und noch jung, Freundin, Dir kann's nirgends fehlen. Gehe in die Stadt ...."

Nimmer konnte es das harmlose Landweib verstehen, was der Fremde meinte. — In die Stadt gehen, das gefiel ihr schon. Wenn sich nur alles so einrichten ließe, daß kein Aufsehen entstünde und daß der Seizmüller schließlich nicht etwa ihren Aufenthalt entdeckte. Lieber wäre ihr freilich noch ein anderer Ausweg, als den angetrauten Ehemann so zu verlassen — und was denn die Kathrina Schmachegger gethan habe, von der er vorhin gesprochen?

„Die Schmachegger war eine Bäuerin aus dem Untersaß," belehrte der Fremde, „diese hat ihrem Ehegatten, mit welchem sie in Unfrieden lebte, in einer Krankheit, die über ihn gekommen war, den Beistand versagt und ihn verderben lassen. Sie ist aber freigesprochen worden, denn es war doch nicht bewiesen, daß ihre besondere Pflege ihn gesund gemacht hätte. Und es war nur die Unterlassung einer Tugend, zu der das Gesetz Niemanden zwingen kann."

Darauf hat die Walpa stillgeschwiegen und der Stadtherr, der ins Gebirge gekommen war, um die

Natur zu genießen, hat seinen Arm ausgebreitet, sie möge ihn für den Freund halten, sie möge sich entschädigen für das harte Kreuz, das sie tragen müsse, und sie möge dieses Kreuz mit aller Macht abschütteln.

Still war's; auf solchen Höhen summen keine Mücken und die Vögel hatten sich versteckt ins traute Heim unter den Büschen. Der Zirm schien höher und höher zu wachsen, ein weißer Schmetterling gaukelte im Zickzack heran.

„So!“ rief die Walpa plötzlich und ihre Stimme war laut, „ein solcher Freund sind Sie? — Nein, lassen Sie mich! Jetzt sitzt doch schon überall der Höllische, wo man hinschaut!“

Sie floh davon, und wie lange der Bergwanderer noch gelegen ist zwischen den Büschen, man weiß es nicht — verlangt es auch nicht zu wissen.

Walpa war wieder zurückgekehrt in die Mühle und hatte sich noch einmal fest vorgenommen, dem Müller ein treues Eheweib zu sein, alles, was über sie kommen sollte, mit Ergebenheit zu tragen und ihr Herz verhärten zu lassen zu einem Stein.

Wohl, Herzen können verhärten, bleiben aber dennoch heiß und schwer und glückbegehrend. Walpa sah andere Ehen voll stillen, fröhlichen Glückes; sah an ihrem Hause vorbei manch freudiges Paar wandeln, manchen Brautzug, sah manch Kindlein tragen von den Engthälern heraus gegen die Kirche zur Taufe.

Sie könnte es auch so haben. — Ob der Blasius wohl schon ein Weib hat? — Der liebe Schutzengel behüte vor aller Versuchung! — Ihr Mann ist ja auch ein Mensch, sie will ihn schätzen, will ihn pflegen; er hat doch Niemanden auf der Welt, als sein Weib. — Die mildesten Worte hatte sie für den Gatten und mit Sorgfalt bereitete sie stets sein Mahl.

Er aß es brummend und finster. Wenn er nüchtern war, so hörte sie von ihm kein Wort. — Das war ihre glücklichste Zeit und sie dachte, sagt er nichts, so wird er wohl zufrieden sein. Aber wie selten! — Es verging kein Tag, an welchem sie von ihrem Manne nicht eine Rohheit erfuhr. Er polterte und fluchte und spöttelte und höhnte, er that ihr Schimpf um Schimpf an und wenn sie dagegen auftrat, so ging's ihr hart wie einer Sklavin, wie einem Hund, den der Zornige mit Fußtritten von sich stößt. Es ging auch die Wirthschaft schlechter und in der Mühle ruhten die Räder öfter, als es Sonntag war. Den Seizmüller reute das Geld, welches er für den Wiesenwirth ausgegeben hatte, anstatt er Brauthabe hätte bekommen sollen. „Wie mich der Teufel nur so hat verblenden mögen!“ rief er im Grimme, „daß mir ein Bettelweib hat können gefallen. Deine Schönheit? Ha, da muß ich lachen! — Angethan hat sie mir's und seit sie in der Mühl', ist kein Segen mehr.“

Da hob die Walpa zu ihm die gefalteten Hände: „Lieber Mann, so laß mich wieder fort! Ich seh's ja auch ein, wir taugen nicht für einander, wir können Beide nicht dafür. Ich will ja mein Lebtag lang keinen anderen Mann, ich will Dir danken bis zum letzten Athemzug, nur fort laß mich, ich bitte Dich um des heiligen Kreuzes Jesu willen!"

„Ah!" stieß der Seizmüller schnaubend heraus, „davonlaufen, das geht Dir noch ab, Du Zigeunerdirn. Meinst, ich wollt' nicht auch meinen Gott danken, wärst Du aus dem Hause? — Thät'st Dir wohl in die Faust lachen, wenn die Leut' mit Fingern auf mich zeigten: Schau, schau, das ist der alte Esel, dem ist sein Weib durchgegangen! Ins Unglück hast mich schon gebracht, jetzt willst mich auch noch in die Schand bringen? — Jesses, mir zucken gerade die Händ'! In die Mauer wollt' ich Dich — Du — Du Creatur!"

Er langte nach ihren Locken, sie stürzte davon. Draußen, hart am Mühlbach, sank sie zu Boden.

— Ihrem Leben ein Ende machen? — Noch so jung, so weltbegehrend — und dieses Wütherichs wegen zu sterben! – — Nein, dafür haßt sie ihn zu sehr. Sie kennt nun ihren Entschluß, sie sinnt nicht mehr, sie weint nicht mehr — in stiller Nacht, während der Mann im Wirthshause sitzt, schnürt sie ihr Bündel und geht davon. Wohin sie kommt,

was mit ihr geschieht — alleins In alles erdenkliche Elend will sie sich lieber stürzen, als bei diesem Teufel leben.

Mit der Hast einer Verbrecherin floh sie, alles zurücklassend, was ihr Eigen war auf Erd'. Mit dem ersten Schritte über die Markung der Mühle hinaus war sie in Acht und Bann der Armuth und Noth. Aber sie kreischte auf vor Lust, als sie sich frei fühlte. So weit man sie noch kennt, ist sie die Müllerin, die mit ihrem Bündel eine drüben in der Scharn erkrankte Muhme heimsucht. Später, wo sie wer anfrägt, ist sie eine Schnitterin aus dem Untersaß und geht aus auf einen Verdienst. — Sie hätte so viel Aehnlichkeit mit der Seizmüllerin in der Transau, sagte ihr ein alt Weiblein. „Ja," entgegnete die Walpa, „ich bin mit ihr verwandt."

„Wie's nur sein hat mögen, daß die das große Glück mit dieser Heirat hat gemacht?" meinte das Weiblein.

„Nach der ihrem Glück verlang' ich nicht," sagte die Walpa.

„So sollt's letztlich doch wahr sein, was die Leut' reden?" warf die Alte ein.

„Wüßt' nicht, daß die Leute viel drüber thäten reden."

„Daß der Müller so ein Wildling wär'! sagt man. Allerweil im Rausch. Soll's denn wahr sein: das erste Weib hätt' er erschlagen und dem zweiten

Weib wollt' er's grad so machen. — Ich glaub's schon! Vom Seizmüller glaub' ich alles, mit dem ist mein Hansel in die Schule gegangen und der weiß saubere Sachen zu erzählen. Ein durch und durch schlechter Mensch, der Müller. Die arme Haut, die Walpa!"

„Am besten wär's, der lieb' Herrgott thät' sie zu sich nehmen," versetzte ein neu hinzugetretenes Weib mit einem Seufzer.

„Geh' Närrisch!" rief die Alte, „die Walpa ist ja keinem Menschen im Weg auf der Welt, aber den Müller soll der leidige Teufel holen!"

„Verzeih' Dir die Sünd'!" fiel die Andere ein.

„Na, grimm Dich nicht. So eine Sünd' wird der Herrgott gern verzeihen. Wenn's alles wahr ist, was die Leut' sagen, wahrhaftig, so thät' ich mir gar kein Gewissen d'raus machen, diesem Menschen was anzuthun."

„Ich sag', es soll Jeder Gott danken, dem's besser geht," meinte die Walpa und eilte weiter.

Tagsüber irrte sie in den Bergwäldern. Von Müdigkeit übermannt schlief sie auf einer Steinplatte, über welche der Epheu spann und die Eidechsen hin und her liefen.

Auf diesem Stein — ihr schönster Schlummer war's gewesen. Im Klange eines Posthorns hatte sie der Jugend fröhliche Zeit gesehen — da fühlte sie plötzlich einen Stoß, als sei die Welt zersprungen.

Rasch fuhr sie empor. Es war dunkel im Wald und nur auf den hohen Gipfeln lag des Abends goldreicher Sonnenschein.

Und neben Walpa stand der Seizmüller und grinste. Wie ein gehetztes Reh sprang sie auf und einen getrennten Fetzen ihres Kleides noch zurücklassend in seiner krampfigen Faust, lief sie den Hang hinab, über das kantige Gestein und der finsteren Schlucht zu. Hinter sich hörte sie das Dröhnen seiner Sprünge, hörte seine schnaubenden Flüche. Gott rief sie an und ihren heiligen Schutzpatron — und huschte durch dorniges Gesträuche und glitt nieder über schroffe Lehnen, daß Moos und Sand in den Lüften wehten. — Sie entkommt ihm, schon ist sie seinen Augen entschwunden und das Brausen eines Wildbaches vereitelt ihm das Geräusch ihrer Schritte. Da steht sie jählings am Wasser und kann nicht weiter. Sie eilt am Ufer auf und ab und hört des Mannes Lachen. Ein wildästiger Tannenbaum, vom Sturme gebrochen, liegt über dem gischtenden Bache. Auf diesen springt sie, um hinüber zu klettern.

Der Mann stürzt ihr nach. Die morschen Aeste krachen. Walpa's Haare verschlingen sich ins dürre Gezweige, da faßt er sie — und hier auf diesem unheimlichen Grunde, der Verzweiflung voll und der Wuth, stemmt sie sich wie rasend ihm entgegen und ihre Finger zucken nach seiner Gurgel. So ringt das Ehepaar auf der wilden Brücke, daß der Baumstamm ächzt,

und aus dem nächtigen Abgrunde herauf schimmert der Schaum des Bergstroms. — Walpa fühlte, daß es ihr Verderben, wenn sie den verhaßten Mann in diesem Augenblicke nicht zu vernichten vermöge, doch sie kann nicht aufkommen gegen des Mannes Kraft, nur einen Augenblick loszumachen sucht sie sich von seinen ehernen Armen, um sich in die Tiefe zu stürzen — da erfaßt er sie noch, reißt sie zurück und schleudert sie hin an das Ufer.

Blutend und betäubt liegt sie im Brombeergebüsch, und der Müller, an den Lippen noch den Schaum der Wuth, steht hohnlachend vor ihr. — Leicht hätte man es sehen mögen, daß es ihm zur Lust und Leidenschaft geworden — zu seinem höchsten Lebensgenuß — sein armes, hilfloses Weib zu peinigen. Darum hatte er sie verfolgt mit heißer, verlangender Gluth, darum brachte er nun tief befriedigt sie zurück in sein Haus.

Von dieser Zeit an hatte man die Walpa tagelang nicht mehr gesehen. Der Müller klagte es mit bekümmerter Miene den Leuten, sein Weib sei krank und es mache sich in ihr etwas wie eine Geistesstörung bemerkbar. Wohl sei sie bisweilen launenhaft, auch tückisch und trotzig gewesen, aber er habe doch stets die Nachsicht und Liebe mit ihr gehabt, die einem Ehemanne ziemt. Nun aber, wahrscheinlich von einem unruhigen Gewissen gequält, oder vielleicht auch durch andere Zustände verwirrt, litte

sie am Verfolgungswahn. So sei sie vor einiger Zeit mitten in der Nacht aus der Mühle davon und in den Scharnwald hinüber, wo sie sich ins Wasser stürzen wollte. Just daß er — der geängstigte Gatte — noch zu rechter Zeit nachgekommen sei und sie gerettet habe. Seitdem müsse er die Arme bewachen, er hoffe aber, daß durch eine richtige Behandlung sich die Sache wieder schlichten werde.

Walpa war eingesperrt in einer Kammer rückwärts der Mühle, wo der Müller Kornspreu und verdorbenes Getreide gelagert hielt. Auf dem Spreuhaufen lag sie und wühlte die Körner hervor, die sie gierig verschlang. Durch ein vergittertes Fenster starrte eine kahle Felswand herein und das ewige Rauschen des Fluders betäubte das Ohr.

„Jetzt sehe ich es klar," murmelte sie, „Gott sei Dank, daß ich es endlich sehe. Alle Stege sind gebrochen. Nur ein einziger liegt noch da — nur noch ein einziger. Walpa, das ist ein schwindelnder Steg! — Mein junges Leben, du bist das einzige, was ich noch hab', dich halte ich fest. — Ob ihn das Gericht verurtheilen thät', wenn es wissen könnt', wie er mich martert? Das kann's aber nicht wissen, er sagt's nicht und man kann es nicht sagen, weil es nicht zu sagen ist. Gott, der's weiß, verurtheilt ihn gewiß."

Aus tiefen Träumen fuhr sie manchmal empor und sagte: „Es ist keine Sünde und die Kathrina

Schmachegger hat sich auch geholfen.“ — Dann wieder betete sie ein Vaterunser um das andere und in die Worte: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel“, legte sie ihr ganzes Herz.

Von draußen hörte sie zuweilen das Poltern und Fluchen des Müllers. Dann wieder in den Nächten vernahm sie neben und über sich das Unwesen der Mäuse und Ratten, und oft that sie einen Schrei des Grauens, wenn so ein Thier über ihren Körper lief. Dann des Morgens, wenn die alte taube Magd mit angstvoller Geberde das spärliche Brot brachte, stellte sich die Walpa schlafend oder starrte in die Finsterniß hinein. — Man wird sie doch wieder frei lassen, man muß ja, sonst würden die Nachbarn kommen und die kranke Müllerin sehen wollen. Dann will sie ihre Erlösung vollenden.

Was will sie? So weit hätte sie ihn schon zurückgelegt, den Weg des Leidens, der Schmach, der Anfechtung, der Hölle, daß sie jetzt auf der letzten Station steht? Wiesenwirthstochter! Du mit Deinem guten liebevollen Weibesherzen, eine Einzige aus Millionen, die das vollbringt?

Endlich war die alte Magd einmal davon gegangen, ohne die Thüre der Kammer zu verschließen. Die Walpa blieb noch. Sie sah einem Spiele zu. Nein, es ist nur dem Menschenauge Spiel — dem Thiere ist es Arbeit und Streben nach seinem

Lebensziele. Von der morschenden Decke, von der bei jeder Erschütterung in der Mühle der Moder niederstaubte, ging ein feiner Faden herab bis gegen die Füße der Walpa. An diesem Faden strebte eine Kreuzspinne empor.

Jetzt, das soll mir das Zeichen sein und der Richterspruch, dachte Walpa und starrte auf das Thier.

Kann es nicht hinauf bis zur Decke oder bricht der Faden, so gehe ich und werfe mich in den Räderdumpf. Kommt die Spinne hinauf, so bringe ich ihn um.

Das Thier krabbelte träge und langsam und mußte oft rasten. Es war schwer, es war noch weit unten und der Faden schien sich bisweilen zu dehnen. Dann wieder nahm die Spinne einen raschen Lauf, und dann wieder stand sie lange still auf einer und derselben Stelle. Es war ein gespenstig Wesen und das weiße Kreuz auf seinem Rücken — ein Grabkreuz — wem galt es, ihr oder ihm?

Endlich, die Spinne war noch eine gute Elle von der Decke entfernt, wollte sie nicht mehr weiter, ja kehrte sich ein paarmal um, und war dann wieder bewegungslos.

Walpa zitterte, schier stockte ihr der Athem. Das Thier blickte mit seinen vielen großen Augen gegen den Boden hinab. Soll sie ins Grab? Ist auch bei diesem Gethier, das kein Gesetz kennt, das tödtet,

wenn es nicht selber getödtet werden will, kein Erbarmen? . . .

Plötzlich nahm die Spinne eine Wendung und lief hastig den ganzen Faden empor bis zum Holzmoder, wo sie herfiel über eine im Netze gefangene Fliege.

„Es ist gut,“ sagte die Walpa laut.

„Was ist gut?“ rief der Müller scharf zur Thüre herein, „willst noch trotzen? Heraus geh'!“

Sie ging zu ihm heraus. „Jetzt ist mir schon wieder besser,“ sagte sie heiter, „jetzt, Mann, will ich recht fleißig sein, daß ich die Zeit wieder einbring', in der ich krank gewesen bin.“

„Ja, möcht' mich gefreuen!“

„Aber die vielen Ratten in der Mühl', die muß man doch abfüttern.“

„Die Ratten allein fressen mein Gut nicht auf,“ gab er zur Antwort.

Ihr Gesicht blieb freundlich. Sie ging an ihre Arbeit. Sie stäubte mit Sorge die Kleider ihres Mannes aus, sie überzog sein Bett mit frischer Leinwand, sie setzte ihm das bestgekochte Essen vor und hatte dazu ein gütiges Wort. Und auf all seine Rohheiten schwieg sie still.

Am nächsten Sonntag sagte sie: „Hast nichts dagegen, Mann, so wollt' ich heute gern eine Kirchfahrt verrichten zu Dank für die wiedererlangte Gesundheit. Wolltest mitgehen?“

„Ja, ja, häng' Dich dem Herrgott nur recht an die Zehen, Du Betschwester, und verscherg' (verschwärze) mich bei ihm, verschergst mich ja so gern."

Sie ging hinaus gegen den Markt Salgstein. Sie suchte die ödesten Wege, wo die wenigsten Kirchengänger wandelten. Sie hatte Angst, sie werde sich durch ihre Miene verrathen beim Kaufmann, wenn sie Rattengift verlange. Das mußte sie gut machen, sie mußte sich üben. In einem verlassenen Waldschachen stellte sie sich zuerst vor einen fahlen Baumstrunk, dann vor einen grünen Strauch, endlich wendete sie sich gegen ein Eichhörnchen in den Zweigen, hielt gesittig das Sacktuch in den Händen vor der Brust und sagte halblaut, wie sich Bäuerinnen in Kaufmannsgewölben gern stellen: „Hätt' auch gern ein wenig was. — Aber das sind saubere Seidentücheln, die kosten gewiß recht viel. Schön sind sie. Ja, daß ich sag, ein' Hüttenrauch zum Rattenfutter hätt' ich gern." Sie war aber nicht ganz zufrieden. Ob sie vom Rattenfutter lieber gar nichts sagen sollte. Wenn man Hüttenrauch kauft, so versteht sich's ja von selbst, daß man es als Rattengift braucht.

Im Kaufladen zu Salgstein waren nach dem Gottesdienste viele Leute beisammen. Walpa verlangte zwei Ellen blaue Hemdschnüre, um fünf Kreuzer Neugewürz und um drei Zehner Hüttenrauch.

„Wozu braucht Ihr den Hüttenrauch?" fragte der Kaufmann.

„Wir haben so viele Ratten in der Mühle.“

„Da müßt Ihr Euch wohl ausweisen, wer Ihr seid, meine Liebe, sonst darf ich kein Arsenik hergeben.“

„Na, na,“ rief Einer aus der Menge, „bei Der ist's nicht so gefährlich, das ist die Seizmüllerin in der Transau.“

„Nachher hat's keinen Umstand,“ sagte der Kaufmann. „Thut das Ding nur gut verwahren, 's ist ein wildes Gift.“

Als die Walpa auf dem Heimweg an dem Salgsteiner Armenhause vorbeiging, saßen davor etliche Pfründner. Ihr Herz war heute so zum Wohlthun aufgelegt, daß sie alles Geld, welches sie bei sich trug, an die armen Leute verschenkte. Dann eilte sie der Transau zu. Wer sie heute so gehen gesehen, die schöne Frauengestalt im einfachen Sonntagsstaate, an welchem nicht Eitelkeit, wohl aber guter Geschmack zu spüren war. Tausend rohe Worte hatte sie darüber erdulden müssen, aber die gewohnte Art, sich zu kleiden, hatte sie den Launen ihres Mannes endlich doch nicht zum Opfer gebracht. Ihr Antlitz war in seiner Bläße nur noch schöner; doch wehte heute über ihre Wangen zuweilen ein rosiger Hauch. Ihr Auge leuchtete in lebensvoller Klarheit, als sie hinaufblickte zu den sangumjauchzten Wipfeln des Waldes und zum Himmelsblau. — Ihr war wohl, wie einer wiedergeborenen Seele. — Man hat nur ein einzig

Leben, und das soll man sich wahren, von dem soll man alles fernhalten, was häßlich ist und verderblich, um das soll man alles sammeln, was Freude weckt. So auch hielten es die anderen Menschen, sie mochten jung sein oder alt, weltlich oder bigott; so hielt es selbst das Thier und jedes Geschöpf. — Und endlich sollte sie — die Walpa — ja der Welt wieder sein, sollte leben, wie Menschen leben, mit jungem frischen Blute und fröhlichem Sinn. Sommerlicher Hauch voll Waldodem spielte um ihr lockig Haupt. Ihr Fuß schien den Kalksandboden des Waldweges kaum zu berühren; es hätte ihr auch weh gethan, heute eine Ameise, ein Würmlein zu zertreten. So freudvoll war sie und die Arme breitete sie aus: Sei mir gegrüßt, mein süßes Leben! — An einer alten Rothföhre kam sie vorüber, an welcher das Bild der Jungfrau mit dem Kinde hing. Diesem Bilde gab sie einen Kranz von Glockenblumen und wilden Lilien.

Zur späten Nachmittagszeit nach Hause gekehrt, fand sie ihren Mann in der Stube auf einer Wandbank ausgestreckt und schlummernd. Lange stand sie still da und blickte ihm ins Angesicht. Der harte Zug auf demselben war verschwunden, sanfte Ruhe lag darüber hingegossen. — Wie schön war dieser Mann, wenn er schlummerte! — — Als sie so auf ihn hinsah, wurde ihr wieder anders. Seine rechte Hand hing über die Bank hinab, sanft hob und

brachte sie dieselbe in eine bequemere Lage. — Er hat Mühsal und Sorgen, wie gut wird ihm das Schläfchen thun!

Auf dem Tische, in Papier halb eingeschlagen, lag neuer lichtblauer Schafwollenstoff für ein Frauenkleid.

— Den hat er mir heute gekauft, 's wird ja mein Namenstag sein in der Woche! jubelte das Weib im Herzen, nein, er ist gewiß nicht so hart, wie er thut.

Er ist doch ein guter Mann. Gott verzeih' mir Alles! — Ihr Herz wurde warm. Wie wollte sie ihn so gern liebhaben! — — Es verlangte ihr seltsam, ihm einen Kuß zu geben. Sie beugte sich zu ihm nieder — sein Athem roch nach Fusel. Hastig schreckte der Mann auf, sprang empor — starrte sie an und grinste.

„Hast gut geschlafen," sagte Walpa sanft.

„Was soll's denn!" fuhr der Müller los, „soll ich etwa nicht mehr schlafen in meinem Hause? Was schleichst denn so um mich herum? Willst mir die Augen auskratzen?"

„Geh', Mann," versetzte die Walpa lächelnd, „das ist ja doch nicht Dein Ernst. Weiß es wohl, Du meinst mir's besser, als Du's sagen magst. Ich bedank mich für den schönen Rockzeug."

„Bedankst Dich!" lachte der Müller auf, „meinst, er gehöre Dein?"

„Wüßte nicht, wem sonst," sagte sie, „oder weißt eine Andere dafür?"

„Und wenn auch!" schrie er und starrte sie mit rothunterlaufenen Augen wild an, „hast Du mich etwa gepachtet? Wie viel hast denn 'geben fürs Jahr, he? Zehn Bessere weiß ich, und Du bist mir die Schlechtest'!"

Das war ihr wie ein Stich ins Herz. Ohne noch ein Wort zu sagen, ging sie hinaus.

Immer mehr ergab sich der Seizmüller dem Trunke.

In der Gegend hatte sich ein zweiter Müller angesiedelt, ein ferner Verwandter von der Walpa. Er verschlechterte dem Seizmüller das Geschäft: dieser ließ es seine Frau entgelten. Seine Lust war, ihr wehe zu thun, seine Labe der Krug. Sie war ruhig. Oft gab es Stunden, da er in Tobsucht ausbrach und sich sein Weib gar nicht vor ihm sehen lassen durfte. Der Arzt kam ins Haus, dem weinte sie bitterlich vor.

„Ist traurig, liebe Müllerin," sagte dieser, „aber das mag Euch noch trösten: schlecht ist er nicht. Und das mögt Ihr sicher glauben, wenn er Euch weh thut, so ist ihm auch selbst nicht wohl. Er ist krank, er leidet an so einer Art Manie und er kann selber nicht anders."

— An so einer Art Manie! dachte die Walpa bei sich, daß er neben mir andere Weibsleute hat,

denen er Geschenke macht — ist das auch so eine Art Manie? — Seine aufgedeckte Treulosigkeit hatte in ihrer Seele einen Dämon erweckt, den sie früher noch nicht gekannt, der nun fort und fort an ihr rüttelte, wenn sie sonst in Stumpfheit versinken wollte; da bäumte sie sich auf und ihre Nerven bebten und ihr ganzes Wesen dürstete nach einer That.

Ihre Obliegenheiten im Hause besorgte sie mit auffallender Milde und Sanftmuth. Ihr Angesicht war blaß, oft fast fahl, die Augen waren wie eingefallen und dennoch voll seltsamen Glanzes.

„Weiß gar nicht,“ bemerkte in diesen Tagen eine Magd des Hauses, „wie mir neuzeit unsere Müllerin vorkommt; mich deucht alleweil, die lebt uns nicht mehr lang'.“

Vor der Hausthür mehrten sich die Bettler; denn es waren die Gaben größer geworden, und Walpa reichte den Armen mit vollen Händen.

Eines Tages hatte sie einem mühseligen alten Weiblein drei Silberzehner in die Hand gedrückt: „Sieh', das nimm Dir und thu' beten für mich!“

Ueber den Hof hinabtorkelnd begegnete die Beschenkte dem Müller; aus Herzensfreude und Dankbarkeit wollte sie ihm die Hand küssen: „Für das viel Geld, Seizmüller, für das viel Geld. Dein Weib hat mir drei Zehner geschenkt. Davon leb' ich wie ein Graf; vergelt's Gott bis in den Himmel!“

Eilte der Müller ins Haus, beschuldigte sein Weib der Verschwendung und ob sie das Geld auf der Straße aufzuheben habe, daß sie dasselbe wieder auf die Straße werfe? und sie sei nur zum Verschleudern da, er sehe schon, er müsse sie todtschlagen, wolle er nicht, daß sein ganzes Hauswesen und er selbst zugrunde gehe. Und gleichzeitig hat er ihr einen Schlag versetzt auf das Haupt, daß sie in die dunkle Nebenkammer taumelte.

Er stand auf seinem Flecke wie angewurzelt still und schrie:

„Komm' heraus, Walpa, komm' nur noch einmal heraus!"

Sie meldete sich nicht, kam nicht heraus. Da trat er mit geballten Fäusten in die Kammer und sah, wie sein Weib eben etwas hinter dem Wandschrank verbarg.

„Was hast Du dort! Gieb her!" schrie der Müller und haschte nach ihrer Hand. Diese war leer.

„Heimlichkeiten?" sagte er und grinste vor Hohn und Wuth.

Ihre Gurgel war einen Augenblick wie zugeschnürt, ihre Augen traten schroff hervor; bald aber entgegnete sie voll stumpfer Ruhe:

„So schau, so such', was ich für Heimlichkeiten hab', wirst es wohl sehen."

Vom Gewehr, das an der Wand hing, riß er den Ladstock herab und stöberte mit demselben

hinter dem Wandschranke herum. Ein paar halbblinde Mücken kamen zuerst hervor, dann etwas Staub, dann der Fetzen eines Spinnengewebes, dann etliche alte Papierstückchen, dann eine blaßrothe Halsschleife.

Der Müller hob mit dem Stäbchen die Schleife empor und fragte: „Was ist denn das, meine Liebe?"

„Das ist ein Halsband," antwortete sie ruhig.

„Das weiß ich wohl, Du Schlange Du," versetzte er, aber warum hast Du denn dieses Halsband vor mir verbergen wollen, he?"

„Weil — weil ich mich nicht getrau', weil Du so hart bist auf mich."

„Viel tausendmal zu gut bin ich noch für Dich, Du schlechte Creatur!" schrie er, „jetzt auf der Stell' sag' mir, wo hast Du dies Halsband her, oder ich erschieß' Dich ohn' Erbarmen!"

„Sagen will ich Dir's wohl, Franz," antwortete sie gelassen, „dies Band' hab ich vor Zeit von einem Buben kriegt; das Band ist schon lang blaß und der Bub' ist lang schon verstorben, und jetzt weißt es."

Da lachte der Seizmüller wild auf und rief mit einer Stimme, die man kaum verstand, dazwischen: „So wohl, Walpa, so wohl! Der Bub' wird noch nicht verstorben sein!"

„Nun, so lebt er noch," antwortete sie.

„Ich steh' ihm nicht gut auf drei Tage. Und Dir, Weib, Dir schlag' ich die eheliche Lieb' noch

mit Haselstöcken hinein, darauf leg' ich Dir ein Jurament ab!" Und er stürzte aus dem Hause.

Die Walpa stand eine Weile wie betäubt und trocknete sich mit einem Tuche das Blut, das ihr aus dem Munde floß.

Dann verriegelte sie die Thür und suchte hinter dem Wandschranke ein blaues Papierchen hervor, das sie in der Eile dort hinabgeworfen, und welches sie dadurch vor den gierigen Blicken des Müllers zu sichern getrachtet, daß sie das alte Halsband als den Gegenstand ihres Geheimnisses ausgegeben hatte. Das Halsband war eine Brautgabe ihres eigenen Mannes gewesen; wäre jedoch dasselbe nicht als fremdes Liebeszeichen vorgeschützt worden, so hätte der Müller weiter gespäht und das blaue Papier mit seinem Inhalte gefunden.

Nun aber hatte Walpa die letzte Brücke hinter sich abgebrochen. Sie wußte, welch neue Waffen sie durch ihre Angabe dem Gatten an die Hand gegeben hatte, daß es nun in seiner Macht lag, seine Rohheit gegen sie vor allen Leuten zu rechtfertigen.

Am andern Morgen stieg der Seizmüller zu sehr früher Stunde aus dem Bette. Er wollte auf den Kornmarkt fahren. Draußen klapperte die Mühle, er rief sein Weib; das hörte nicht sogleich. Er tappte im Finstern an seinen Kleidern umher, er riß das Winkelkästchen auf, das in der Ecke hinter seinem Bette stand. Dabei hub er zu lachen

an und sein Lachen war wie ein Röcheln. Und als die Walpa kam, fuhr er sie an: „Du, jetzt weiß ich's, Du kannst leicht Almosen geben. Du hast mir mein Geld gestohlen.“

Ein Aufschrei aus ihrer Brust. Es war ein Schreckruf; er hat geglaubt, es wäre ein Schrei des Geständnisses gewesen. „Mein Geld ist weg!“ rief er, „sag', Bestie, wo hast Du meine Brieftasche? Ah, jetzt weiß ich's, die hast Du Dir gestern hinter dem Wandschrank versteckt, Du falscher Satan!“

„Mißhandle mich nur nicht, ich sage Dir alles.“ Er ließ sie los: „So sag' es!“

„Bei meinem Gott, Franz, von Deinem Geld weiß ich nichts.“

„Hexe, Dir will ich die Wahrheit noch herausziehen!“ Und sofort begann ein Auftritt, den der Erzähler nicht schildern kann.

Später, als Licht gemacht wurde, fand sich die Geldtasche auf der Bettdecke des Müllers, auf welche sie aus dem Rocksacke gefallen war.

Walpa kauerte in einem Winkel; sie klagte nicht, sie schluchzte nicht. Kein Mensch hatte das schreckliche Beben ihres Herzens vernommen. — Vielleicht erwartete sie nun von ihrem Manne Abbitte. Dieser hatte sich wortlos, aber pfusternd angekleidet und plötzlich sagte er: „Wer weiß es, kannst das Geld doch am Leib' gehabt' und mir dasselb' nur so aufs Bett hingeworfen haben. Dir trau ich nimmer. —

Troll' Dich jetzt. Du Kröte, und schau, daß ich mein Frühstück krieg'!"

Noch zwei Augenblicke war Walpa nach diesen Worten gekauert in ihrem Winkel. Dann erhob sie sich, richtete ihr Angesicht gegen die Decke des Zimmers empor und ging in die Küche hinaus. Sie war wieder die Emsige, und bald stand das Frühstück auf dem Tische. Walpa ging mit seltsamer Gelassenheit an weitere Arbeiten.

Der Müller immer noch grollend, schnitt Brot in den Kaffee. Dann aß er und gab indessen durch kurze, hervorgestoßene Sätze Befehl, was während seiner Abwesenheit im Hause zu geschehen habe.

Plötzlich hielt er ein und sah seinen Löffel an. Dann starrte er in die schon halbgeleerte Schale und sog mit der Zunge an seinem Gaumen.

„Du, Walpa," sagte er hierauf, und seine Stimme war unsicher, fast weich, „Du, Walpa, geh her da. Iß mit mir Kaffee: er ist übrigs genug für allzwei." –

Sie schichtete sein Bett auf, ging dann in die Vorstube und überhörte die Einladung.

Erregt, indem er sich mit der flachen Hand über die Stirne fuhr, stand der Müller vom Tische auf und sagte noch einmal in gedämpftem Tone: „Weib, verkost' mir jetzt den Kaffee!"

Die Walpa stürzte zur Thüre hinaus.

„Herr Jesu! Herr Jesu Christ!“ schrie der Müller, „jetzt hat sie mich vergiftet! — Jetzt bin ich hin! — Du Weib — mußt mit mir!“

Hinaus raste er. Im Vorhause erfaßte er mit krampfhaft zuckenden Armen ein schweres Beil und stürzte damit der Fliehenden nach.

Die Walpa floh über den Hof, floh, an Stock und Pfeiler rennend, durch den Wagenflur, floh in die Mühle — der Müller in wüthender Hast, doch schwankend, ihr nach mit gezücktem Beil und schäumendem Mund. Um den Mehlkasten noch ging der Beiden rasender Lauf, da erreichte Walpa wieder die Thür, schlug dieselbe hinter sich zu und stand im Freien. Noch hörte sie es, wie er innerhalb der Thür mit einem gräßlichen Schrei zusammenbrach.

Dann ging sie im Morgengrauen davon. Sie war ledig und erlöst, sie war frei. Ihr Herz jubelte, ihr Gewissen war leicht und licht, wie nach einer guten That.

Ueber dem Thale thaute ein dünner Herbstnebel; neben dem Wege, auf welchem Walpa hineilte, lagen grünende Rübenfelder und abgeweidete Wiesen, auf denen die blassen Kelche der Zeitlosen standen. — Allmählich war es licht geworden. Walpa ging dahin und sah nicht um, und für jeden ihr Begegnenden hatte sie einen heiteren Morgengruß.

„Wohin so früh?“ rief ihr ein junger Fuhrmann zu.

„In die Kirchen, wenn Du willst mitgehen.“

„Oh, da vergehst Dich ja, Seizmüllerin, der Weg führt sein Lebtag nicht in die Transau.“

„So wird er wohl wo anders hinführen.“

„Ei freilich, freilich, Seizmüllerin, das ist gewiß.“

Als sie zur Brücke kam, wo der Weg über den Fluß setzt und ein schmaler Steg über den hier sich abzweigenden Mühlbach leitet, begegnete ihr eine lebhafte Schaar von Schulkindern. Die Erfahrung zeigt, daß zur Herbstzeit die Kinder viel lebhafter und lauter sind, als in anderen Jahreszeiten. Naturforscher haben den Grund dafür in der Kühle und Dünnheit der Luft gefunden. So johlten auch heute die Kinder hüpfend und muthwillig heran, neckten sich gegenseitig, schlugen sich mit ihren Hüten, Hauben und Schulsäcken, warfen sich auf die Straße hin und lachten dabei und kletterten auf die Zäune und Sträuche, auf das Brückengeländer auch und hüpften über den Mühlsteg hin und her und warfen Steine ins Wasser und stießen mit Stangen in die Tümpel unter den Uferrasen hinein und lärmten in heller Lust, wenn sie eine Forelle aufschreckten. Plötzlich ein Schrei, ein hohes Aufgischten im Flusse und: „Der Michel, der Michel ist ins Wasser gefallen!“ zeterten die Kleinen durcheinander.

Die Walpa, noch nicht weit von der Stelle, eilte zurück, sah, wie der Knabe, von dem jetzt nur noch ein Fuß hervorstand, im tiefen Wasser davonrann

Ohne Bedacht streifte sie ihren Ueberrock von sich und sprang in den Fluß. Sie rang mit den Wellen, sie verlor allen Grund und Halt, sie fiel um, wallte davon und verschwand unten, wo sich die Weidenbüsche schwer und dunkel über den Fluß wölbten.

Die Kinder schossen planlos umher; nur ein achtjährig Mädchen blieb gefaßt und sagte zu einem anderen: „Du, jetzt muß ich zum Pfarrer gehen, daß geläutet wird, weil der Hüttenbaumer Michel und die Seizmüllerin ertrunken sind.“

Da wand sich unten zwischen den Sträuchern die Walpa hervor, in ihrem Arm den bewußtlosen Knaben haltend, aus dessen Mund ein Wasserstrom hervorquoll. Sie legte ihn sofort über die nächste Feldplanke auf den Bauch, so, daß Haupt und Füße zu beiden Seiten niederhingen, sie preßte alles Wasser hervor und rieb seinen Leib — da hub der Kleine wieder an zu athmen.

Bald kamen mehrere Leute zusammen und der Michel und die Walpa wurden unter freudiger Erregung nach Transau gebracht.

„Heut' hat die Seizmüllerin den Hüttenbaumer aus dem Wasser gezogen!“ Die Kunde verbreitete sich bald im ganzen Thale. „Sie wäre selber schier dabei ertrunken. Sie ist aber ein kräftiges und muthiges Weib, hat sich und den Knaben mit Noth noch herausgearbeitet. Jetzt ist sie im Pfarrhof unten und der Richter ist zu ihr gegangen und die Herren

sind Alle beisammen und loben die Walpa; und die Hüttenbaumerleut' sind auch schon herausgekommen von ihrem Graben und sie wissen gar nicht, was sie der Müllerin Gutes anthun sollen."

Es war auch so. Die Walpa wollte fort, aber sie stak in den Kleidern der Pfarrersköchin, denn die ihren waren noch nicht getrocknet. Eine große Unruhe war in ihr, aber sie mußte aushalten und für den Abend wollte man zur Feier der Heldenthat eine Unterhaltung anstellen — und dem Müller wollte man es schon zu wissen thun, wo sein braves Weib heute stecke und daß für den Abend auch er selbst ins Wirthaus komme.

Da berichtete Einer, der Seizmüller wäre heute gar nicht daheim und dem lauten Klappern nach ginge auch die Mühle schon den ganzen Vormittag leer.

„Ja, sind denn sonst keine Leute auf der Mühl'?" fragte man.

Der Mühlbursche sei vorgestern davon und die Anderen wüßten nicht Bescheid. Auch könne man gar nicht in die Mühle hinein, sie sei versperrt und es würde doch nöthig sein, daß die Müllerin auf ein halbes Stündchen nach Hause gehe.

Als Walpa gegen die Mühle kam, eilte ihr eine Magd entgegen:

„Sie solle doch nicht gar zu hart erschrecken um des lieben Gottes willen, in der Mühle sei heut' was geschehen."

Wortlos, aber festen Schrittes ging Walpa weiter. Die Thür der Mühle stand bereits weit offen, das Räderwerk war gestillt. Nachbarsleute standen herum, sprachen viel hin und her, und als nun die Walpa nahte, stellten sie sich beiseite und redeten nichts. Nur Einer trat ihr entgegen: „Müllerin, dieweilen Ihr heut' so wacker seid gewesen, ist daheim schlecht gehaust worden. Kein Mensch weiß, was ihm widerfahren."

Er führte sie in die Mühle und deutete im Dunkeln hinter der Thür zu Boden. Dort lag hart am Pfosten der Seizmüller starr und todt.

Die Leute hatten sich herangedrängt, um zu sehen, wie sich das Weib bei dem todten Gatten geberden werde. Jetzt blickten sie sich gegenseitig an. Walpa stand an der Leiche ohne ein Zeichen des Schmerzes, ohne ein Wort der Klage. Nicht einmal Ueberraschung war an ihr zu merken. In grauenhafter Ruhe stand sie vor dem Todten.

„Da kann er nicht liegen bleiben," sagte sie endlich, „die Leute sollen ihn ins Haus hineintragen."

„Nein," versetzte einer der Männer, „das darf nicht geschehen; wir müssen ihn liegen lassen bis der Arzt und die Herren vom Bezirksgericht da sind."

„Was wollen denn die?" sagte die Walpa kalt, „daß er todt ist, daß seht Ihr auch, und so hat man nichts weiter zu thun, als ihn zu begraben."

Die Leute stutzten.

„Der liegt schon lang' da hinter der Thür," bemerkte ein Bauer, „vielleicht seit Früh, da die Müllerin selber noch in der Mühl' gewesen ist!"

„'leicht sieht sie ihren todten Mann jetzt nicht das erstemal," sagte ein Anderer.

„Das schaut seltsam aus."

„Die zwei Leut' sollen sich ja spinnefeind gewesen sein."

„'s geht nicht recht her."

„Am Ende hat sie ihn umgebracht," warf Einer ein.

Sie konnte es gehört haben, that aber nichts desgleichen.

Da stellte sich Einer vor sie hin und rief: „Du, Müllerin, viel wett' ich nicht, Du hast was angestellt!"

„Ich?" versetzte sie mit den Augen zuckend, „was kann ich denn angestellt haben?"

„Wird sich weisen!"

Spät Abends kamen Aerzte und Herren vom Gericht. Sie sahen zuerst die Leiche des Müllers und beschrieben, wie sie lag hinter der Thür. Sie sagten: „Es läßt sich ziemlich sicher constatiren, daß er eines natürlichen Todes nicht gestorben ist." Die Herren vom Gericht gaben Weisung, daß sofort das Haus bewacht werden solle, so daß Niemand dasselbe verlassen könne. Hierauf stellten sie eine Bank mitten in der Mühle auf, legten die Leiche auf dieselbe hin und ließen mehrere Spanlunten anzünden. Frisch mit dem Messer machten sie sich

daran. Ziemlich wortkarg ging die Arbeit vor sich, nur manchmal ein kurzes Gemurmel, ein verständnißvoller Blick.

Nach kaum einer Stunde war der zerrissene Körper mit einem weißen Tuche bedeckt.

Die Herren begaben sich — es war schon Mitternacht — in die Stube der Müllerin. Diese lag angekleidet auf dem Bette und barg ihr Gesicht in das Kissen. Man rüttelte sie auf. Sie strich sich mit Hast die Haare aus der Stirne und starrte den fremden Männern ins Gesicht.

Einer von diesen erhob seine Stimme und sagte: „Euer Mann, der Seizmüller, ist durch Arsenik vergiftet worden.“

„So?“ antwortete sie, „dann hat er Rattengift gegessen.“

„Man hat ihm das Gift in den Kaffee gethan!“

„Wer wird ihm denn das Gift in den Kaffee gethan haben?“ sagte sie dumpf.

„Es ist alles bewiesen. Hier ist der Rest in der Kaffeeschale, die Ihr ihm selbst vorgesetzt habt. Euch hilft gar nichts mehr, Seizmüllerin, gesteht es nur, Ihr habt Euren Mann umgebracht.“

Da fuhr die Walpa zusammen, ein wilder Krampf schien durch ihr ganzes Wesen zu toben. Die Männer standen bewegungslos da und blickten sie an. Nun löste sich allmählich die grauenhafte Starrniß, ihre Arme sanken auf den Schoß und sie hauchte: „Da,

da bin ich Hab's ja gewußt, diese Ehe bringt mich noch an den Galgen."

Am nächstfolgenden Tage ist sie dem Gerichte überliefert worden.

* * *

Lange ließ man die Seizmüllerin nicht in ihrem Gefängnisse. Wozu soll der Staat ein solches Wesen noch füttern? hieß es.

Eine Woche vor dem Allerheiligenfeste, zur Zeit, da in der Gegend die lautlustigen Kirchweihen abgehalten wurden, führte man die Walpa in den Gerichtssaal. Da stand sie vor dem grünen Tische, auf dem das Crucifix und zwei rothe Kerzen ragten. Hinter dem Tische saßen die Richter. Links davon auf einer Doppelbank waren zwölf Männer, theils in städtischer, theils in ländlicher Kleidung. Walpa sah Bekannte darunter. Da war der Thorhofbauer, der ihr einst zur Heirat mit dem Seizmüller gerathen, da war der Erlsberger, der ihr auch nicht abgeredet hatte. Neben diesem saß der Kaufmann von Salgstein, der ihr das Rattengift verkauft hatte; nicht weit von diesem der Hammerschmied, welcher ihr mehrmals, sie bedauernd, zu verstehen gegeben, der wilde Seizmüller würde sie noch eines Tages todtschlagen, sowie er sein erstes Weib todtgeschlagen habe. Und endlich saß noch Einer unter den ernsthaft dreinschauenden Männern, bei dessen Anblick der armen Walpa das Herz weinte. Es war der einstige

Postillon, der Blasius Steiger — nun schon glücklich verheiratet — es war der Mann, an den sie liebend so oft gedacht hatte. — Das waren jetzt ihre Richter, die Geschworenen.

Rechts vom grünen Tisch, vor einem Pulte, saß auch ein Bekannter. Es war jener Herr, den die Walpa schon zweimal gesehen hatte. Das erstemal vor etlichen Jahren, noch im Wiesenwirthshause; das zweitemal später oben auf dem Zinken bei der Capelle und bei den Zirben. Er hatte damals Manches zu ihr gesprochen, woran sie seither oft und oft gedacht, er hatte ihr ja einen ganz neuen Lebensweg vorgeschlagen — „er hätte es gewißlich gut mit ihr gemeint“.

Heute trug er einen schwarzen Frack, dessen Aufschläge mit silbernen Borten und Knöpfen geziert waren.

Er warf nur ein paar kurze Blicke auf die Angeklagte hin, blätterte dann eifrig in den Schriften und Büchern, die vor ihm lagen und schrieb zuweilen mit dem Bleistift etwas auf ein Blatt.

Nicht weit von der Sünderbank der Walpa, neben welcher zwei Gendarmen standen, wieder an einem eigenen Tischchen, saß endlich ein ganz fremder schwarzgekleideter Mann mit dunklem Vollbarte und blassem Gesicht. Auch der hatte ein Buch vor sich liegen, doch stützte er sein Haupt in die Hand und starrte vor sich in das Leere.

Walpa sah nicht um, merkte aber leicht, daß hinter ihr eine große Menschenmenge versammelt war. Diese flüsterte und war unruhig und konnte den Beginn der Verhandlung kaum erwarten. — Endlich begann das Verhör. Der Richter fragte die Angeklagte, was sie veranlaßt habe, ihren Mann aus dem Leben zu schaffen?

„Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt," antwortete die Walpa.

Hierauf wurde Punkt für Punkt erörtert, von der Werbung des Seizmüllers bis zu dessen Tode, die Mißhandlungen und Rohheiten, die sie zu erdulden gehabt, ihre Versuche, von ihm loszukommen, der keimende und wachsende Gedanke endlich, sich durch das letzte Mittel von ihrem Peiniger zu befreien.

Walpa gab auf die Fragen, die ihr gestellt wurden, kurze, aber entschiedene Antworten. Eine besondere Aufregung war an ihr nicht zu merken, und als sie der Richter fragte, ob sie denn keine Reue empfinde, die That begangen zu haben, die ihr Lebensglück, vielleicht ihr Leben vernichtet habe, antwortete sie: „Es ist nicht möglich, daß es noch schlechter mit mir wird, als es gewesen ist."

Nach all dem und Anderem begann sich der Mann zu rühren, der rechts vom Richtertisch bei seinen Schriften saß und während des Verhörs immer in seinem Buche geblättert hatte. Er erhob

sich nun, und derselbe, der seinerzeit im Gebirge zu Walpa gesagt hatte: dieser Seizmüller, von dem mußt Du Dich befreien, — begann nun eine Rede zu halten, in welcher er die Gattenmörderin mit den schärfsten Worten anklagte und jeden Erschwerungsgrund angelegentlichst hervorhob. Und seine Rede schloß er mit folgenden Worten: „Sie sehen also meine Herren, daß hier ein langgeplanter, zielbewußter, meuchlerischer Gattenmord vorliegt. Das schwärzeste Blatt in den Verbrecherannalen heißt Gattenmord. Dieses Verbrechen richtet die Familie zugrunde und erschüttert dadurch die Grundfesten des Staates. Sie müssen erwägen, wie tief verdorben ein Weib sein muß, das im Stande ist, gerade jenen Mann auf die grausamste Weise zu tödten, der sie als die Liebste erkoren, dem sie ewige Treue gelobt, der sie zur geachteten Stellung der Frau erhoben hat, der ihr Ernährer und Beschützer war. Sie haben gesehen, wie die Angeklagte gerade in der größten Verlegenheit eines zerrütteten Hauswesens, ich möchte sagen: als Betteldirne von dem Seizmüller aufgenommen worden ist, wie der Seizmüller ihren Vater gewissermaßen vor dem Untergange gerettet hat. Wer solche Wohlthaten mit dem Giftbecher lohnt, der verdient das Leben nicht. — Ich habe mich sehr nach Milderungsgründen umgesehen, denn der Staat, welchen hier zu vertreten ich die Ehre habe, kennt keine härtere Auf-

gabe, als einen seiner Angehörigen vom Leben zum Tode bringen zu müssen. Es mögen in den Fall allerdings Umstände hineinspielen, welche Sie, meine Herren, zum Schwanken veranlassen könnten; aber prüfen Sie strenge! Selbst ein Mann, der Brot entwendet, weil seine Kinder hungern, wird verurtheilt. Was hier vor uns liegt, ist ein kaltberechneter Gattenmord, und die vollständige Reuelosigkeit, welche Sie auf dem Gesichte der Angeklagten lesen, sie gelte Ihnen mehr, als alle Erschwerungsgründe, sie mahne Sie, durch ein gerechtes Urtheil weitere Verbrechen zu verhüten. — Was Ihnen etwa noch gesagt werden mag von Menschlichkeit und Milde, so bedenken Sie, meine Herren Richter aus dem Volke, daß Sie nicht geschworen haben, hier Verbrechen zu verzeihen, sondern dieselben nach Gerechtigkeit zu richten. Lassen Sie sich durch falsche Gefühle zu einem milden Urtheile bestimmen, wohlan, so geben Sie allen Ehefrauen, auch den Ihren, meine Herren, das Anrecht, sich ihrer etwa unbequemen Gatten durch ein übelgewürztes Frühstück zu entledigen. Ich verliere weiter kein Wort, ich verlange für die Gattenmörderin Walpurga Wiesamer Gerechtigkeit und erwarte von Ihnen, meine Herren Geschworenen ein einstimmiges Schuldig!"

Nach diesen Worten ließ sich der Staatsanwalt mit fast gleichgiltiger Miene nieder auf seinen Sitz und ergriff eine Bleifeder, um damit zu spielen.

Walpa richtete ihr großes Auge auf diesen Mann, der, wie sie sah, da war, um sie zu verderben. Sie bewahrte auch jetzt noch ihre Ruhe, nur fuhr sie sich mit dem Aermel einmal über die Stirne. Sie erwartete nun von dem Richter das Urtheil. Dieser aber sagte kalten Tones: „Der Herr Vertheidiger.“

Sofort erhob sich der schlanke, blasse Mann, welcher in der Nähe der Angeklagten seinen Platz hatte, und blickte zuerst mit bekümmerter Geberde die Richter und dann die Geschworenen an. Plötzlich nun schoß ein Leuchten aus seinen Augen und er begann anfangs in etwas beißender, dann in warmer Betonung so zu sprechen:

„Meine Herren Richter!

Der Herr Staatsanwalt hat sich Mühe gegeben, mir, dem Sie um Milde und Menschlichkeit Bittenden, Ihre Herzen zu verriegeln. Ich jedoch erkläre, daß ich gefühlvoller Herzen gar nicht bedarf, daß ich in diesem heutigen Falle nur Ihre Vernunft anzurufen brauche, um eine Unglückliche zu retten, die erbarmungslos in den Tod gestürzt werden soll, weil sie in der Nothwehr ihren größten Feind getödtet hat. — Nie noch ist mir mein Fürsprecheramt leichter geworden als heute, da die Verhandlung so klar und deutlich gezeigt hat, daß weder Böswilligkeit noch schmutziger Eigennutz, noch ein anderer Zug eines schlechten Charakters die begangene That verursacht hat. Lediglich die Liebe zum

nackten Leben hat dieses Weib auf die Sünderbank gestoßen. Und wer, meine Herren Geschworenen, wer wollte nicht leben! Lebenwollen ist ein Naturgesetz, dessen sich selbst der hinfällige Greis nicht entschlagen kann, geschweige denn ein warmes Blut von siebenundzwanzig Jahren. Sie haben ja gehört, wie entsetzlich der Seizmüller sein Weib gequält hat, wie er sie beispielsweise wochenlang in einer finsteren Kammer gefangen hielt, wie er sie schlug und der Untreue und Unredlichkeit zieh, während er gewissenlos alle Rechte der Frau mit Füßen trat. Sie finden in dem Charakter des Mannes nicht einen lichten Punkt; er war ein ganz schlechter Mensch, dessen empörende Rohheiten durch nichts zu entschuldigen, die für ihn selbst zwecklos waren und sogar für den Psychologen abstoßend und völlig interesselos sind. Sie haben gehört, wie dieser Wütherich seinem sanftmüthigen Weibe wiederholt mit dem Todtschlagen gedroht. Der Seizmüller hätte sein Wort gehalten. Hätte die Walpurga, nachdem alles vergebens gewesen, sich von ihrem Folterknechte freizumachen, das Los ihrer Vorgängerin theilen sollen? Oder, im besten Falle, meine Herren, sagen Sie selbst, ob es für ein junges, lebensheiteres Weib möglich ist, neben einem Menschen, wie dieser Seizmüller war, zu existiren? Und die Freunde, an die sie sich gewendet in der Noth, haben sie verlassen, ja, haben ihr selbst vielleicht den Gedanken an den einzigen, letzten

Ausweg beigebracht. Lag es doch offen da: diese beiden Menschen mußten geschieden werden. Sie waren ja nicht vor Gott, sondern nur vor den Menschen vermählt. Walpurga hatte den Müller nicht geliebt und nicht erwählt; nur ein Opfer war ihr Entschluß, den Mann zu nehmen; dieses Opfer hat sie ihrem verzweifelnden Vater gebracht. Aus einer Tugend, aus der Kindesliebe, ist die That entsprungen, die vor der Welt nun als Verbrechen gelten soll. Sie haben bei der Untersuchung gesehen, meine Herren Geschworenen, welche Kämpfe das arme, einsame Frauenherz durchgerungen hat, bis es dem Dämon der Natur unterlegen ist. Wie unsagbar sie, die wohlerzogene und gesittete Frau, gelitten haben mag, das läßt sich freilich in der Untersuchung nimmer zeigen. Ich sage absichtlich, die wohlerzogene, gesittete Frau, denn im vorliegenden Falle hat der Vertheidiger wahrlich nicht nöthig, auf die beliebten Milderungsgründe einer schlechten Erziehung hinzuweisen. Auch Unzurechnungsfähigkeit und Irrsinn mag ich gern entbehren, denn meine Clientin hat logisch und so gehandelt, wie sie handeln mußte. Allerdings, wäre die Angeklagte mit größerer Intelligenz oder mit weniger Ehrlichkeit begabt, sie wäre nicht ins Criminal gekommen, sie hätte leicht Mittel gefunden, den Verdacht eines Mordes von sich abzulenken; und der Seizmüller wäre vor den Augen der Welt eines jähen Todes gestorben,

wie auch dessen erstes Weib eines jähen Todes gestorben sein soll. Daß aber die Angeklagte ihre That nicht einen Augenblick geleugnet hat, daß sie selbst in dieser Stunde noch ruhigen Gemüthes dasteht, das beweist: ihr Gewissen klagt sie nicht an, der strengste Richter in der eigenen Brust klagt sie nicht an! — Wenn Sie, meine Herren, das Schuldig fällen, so muß die Angeklagte sterben. Fällt es Ihnen nicht auf, meine Herren Geschwornen, daß die Vorsehung durch einen Zufall dem armen Weibe, wenn nicht ihre Beistimmung so doch ihre Gnade geoffenbart hat? Walpurga hat in derselben Stunde, da ihr Peiniger zur Ruhe ging, einem anderen hoffnungsvollen Menschen das Leben gerettet. Wollen Sie, meine Herren Richter, den Tod mit dem Tode bestrafen, so müssen sie auch das Leben mit dem Leben belohnen. — Wenn mein geehrter Herr Vorredner behauptet hat, Sie gäben durch ein mildes Urtheil ihren Frauen das Anrecht auf eine gleiche That, so sage ich: das, was Sie an dieser Frau strafen, verschulden Sie in demselben Augenblicke in einem viel höheren Grade. Verurtheilen Sie die Angeklagte, so schwören Sie moralisch zur Tyrannenherrschaft des Ehemannes und begehen einen Verrath an den Frauen, der sich rächen muß! Ja, um es kurz zu sagen, Sie begehen einen Verrath an sich selbst, an der Menschheit und Menschlichkeit, wenn Sie nach dem starren Buchstaben ein bedrängtes Herz mit dem Tode

richten, das den Tod nicht verdient. Und wenn Sie, meine Herren aus dem Volke, im Pharisäerstolze das Schuldig fällen, dann steige mit der armen Walpurga Wiesamer auch noch manch Anderer mit hinauf zum Schaffot, dann sprechen Sie ein Schuldig über Alle, die mit ihrer ganzen Kraft um's liebe Dasein kämpfen. — Nein, meine Herren, Sie steigen aus dem Herzen des Volkes empor zum Richterstuhl und Ihre Stimme ist Gottesstimme. Gott ist gerecht und gütig und barmherzig — seien Sie es auch, und lassen Sie dieses Weib, das bisher nichts vom Glücke der Erde genossen, das mit heißer Lebenssehnsucht im Auge stumm Sie anfleht — lassen Sie es leben!"

Erschöpft war der Sprecher zurückgesunken auf den Stuhl. Auch die Walpa ließ sich nieder auf ihre Bank. In ihrem Auge stand eine schwere Thräne.

Der Vorsitzende fragte die Angeklagte, ob sie noch irgend etwas zu bemerken habe. Sie verneinte mit einem Schütteln des Hauptes. So erhoben sich nun die Geschwornen und schritten in einer langen, ernsten Reihe aus dem Saale in das Nebengemach.

Und nun herrschten im Gerichtssaale jene für das Publicum so aufregenden, für den Angeklagten so gräßlichen Minuten des Schwankens zwischen Freiheit und Kerker, zwischen Leben und Sterben. Staatsanwalt und Vertheidiger saßen anscheinend ruhig auf ihren Plätzen, ihrer Worte Frucht ge-

wärtigend Der Richter saß zurück in seinen Sessel gelehnt und schloß halb die Augen. Die Angeklagte kauerte auf ihrer Bank und bewegte sich nur ein wenig, so oft sie tiefen Athem schöpfte aus ihrer Brust. Ihre Züge waren wie die Wand so blaß. Einen umflorten Blick that sie gegen das Fenster hin, zum hellen Sonnenschein. Dieses liebe goldene Licht — oder die ewige Nacht! — Welches soll nach menschlicher Satzung nun ihr Antheil sein?

Endlich ging die Thür auf und in einer ernsten Reihe, wie sie hinausgeschritten waren, schritten die zwölf Geschwornen wieder in den Saal und nahmen Platz in ihren Bänken.

Dann wurde das Verdict der Geschwornen verkündet: Auf den Antrag, schuldig, hatten eilf Stimmen mit Ja, eine mit Nein geantwortet.

Walpa hatte es gehört. Sie richtete sich auf und mit fester Stimme sagte sie: „Ich bitte nur um Eins. Laßt mir's wissen, welcher hat mir das Nein geschenkt?"

Keine Antwort. Finster blickten Richter und Geschworne drein. Nur Blasius Steiger, der einstige Bursche mit dem Posthorn, schlug sein Auge nieder und wurde roth und blaß.

Walpa sah es und aufathmend, hell wie im Jauchzen, rief sie das Wort: „Ich hab's gewußt, er kann mich nicht verdammen. Nun habe ich gelebt nun will ich sterben!"



Die Blumenmutter.

Nein, ich soll es nicht schildern, dieses Weib, diese Mutter, so schrecklich klar ihr Bild auch vor meinem Auge steht. Denn ich habe gesehen, als sie vorübergeführt wurde. Die Landwächter mußten das Volk mit Gewehrkolben zurücktreiben, daß es sich nicht auf die Gefangene stürzte und sie erwürgte.

Eine schlanke, noch jugendliche, fast schöne Gestalt. Die Wangen blaß und blaß die zusammengekniffenen Lippen; in den Augen ein ruheloses Feuer, das jeden Blick versenkte, den es traf. Die schwarzen, glanzlosen Haare hingen in langen Strähnen wirr über Achseln und Angesicht, denn sie hatte keine Hand frei, um sie zurecht zu streichen. Ihr Kleid war wie die Gewandung der anderen Dorfweiber, die ihr jetzt die Fäuste entgegenballten und gräßliche Flüche zuschleuderten.

Frau Irena Eman war's, die Witwe des ein Jahr früher verstorbenen Schuhmachers Eman, ein stilles, braves doch etwas überspanntes Weib, das fünf unmündige Kinder zu versorgen hatte und daher bisweilen das Mitleid der Dorfbewohner anrufen mußte.

Die Leute sind barmherzig, sie geben und helfen, wo es noth thut; die Bauern lassen unter sich Keinen verhungern, aber für ihre Wohlthaten wollen sie auch zeigen, daß sie höher stehen als die Beschenkten, und klüger und braver sind, und so schimpfen sie denn gelegentlich tüchtig auf ihre Schützlinge los. Bei der Irena Eman hatten sie freilich nicht ganz Unrecht, denn, wenn die Person fünf Kinder — und das gesunde, schöne, herzige Kinder — zu ernähren hat, so soll sie arbeiten oder Arbeit suchen, anstatt in den Wallfahrtscapellen umherzuknien und für das Fortkommen und Seelenheil ihrer Jungen zu beten, während diese halbnackt und unbeaufsichtigt vor der Hütte sich herumbalgen, sich ins Dorf hinein verlaufen und Brot suchen, wo sie es finden.

Irena Eman war oft gar erregt und verzagt und trotz ihres Betens und der guten Lehren, die sie jeden Tag spendete, waren ihr die Kinder nicht sanft und fromm genug und sie sah, wie die Zucht, die sie sich vorgenommen, gar nicht fruchtete oder ganz anders, als sie erhofft, und daß auch ihre Kinder nicht anders waren als andere Bettelkinder, nämlich leichtsinnige, verschmitzte und tollwitzige Rangen. Sie am wenigsten

hätte das Recht, in dieser Sache so streng zu sein, meinten die Leute. Sie wollte aber keine bösen, verdorbenen Menschen heranziehen — solche gäbe es ohnehin genug — eher betete sie nach dem Vorbilde der Heiligen, daß Gott die Geschöpfe lieber in ihren jungen Jahren zu sich nehmen möchte, als sie in dieser Welt verderben und in der anderen verloren gehen zu lassen.

So kniete sie eines Tages in der Capelle zu den drei grünen Bäumen und schüttete ihr geängstigtes Herz aus. Der Bäckermeister Veit ging auf sein Feld hinaus, denn dort arbeiteten die Schnitter beim hochreifen Korn. Als er das Weib am Eingang der Capelle knien sah, trat er zu ihr hin und sagte: „He, Du fromme Schusterin, Du! Leckest dem Herrgott vor lauter Andacht die Zehen ab und schickest Deine Kinder zum Brotstehlen aus!“

„Wer?“ fragte sie und erhob sich von dem feuchten Stein, „wer schickt — zum Brotstehlen aus?“

„Ja, das glaub' ich, daß Du's nicht eingestehen wirst. Nur schade, daß wir Dein sauberes Töchterlein ertappt haben.“

„Mein Kind hätte Brot gestohlen?“ fragte das Weib und ihre Stimme war seltsam tonlos. „Meister, sag' es noch einmal, wenn Du kannst; sag' es da vor dem Herrgottbild! Das ist bös' von Dir, daß Du mir einen Stich ins Herz giebst; so gottverlassen sind meine Kinder nicht.“

„Deinen Kindern kann man's nicht aufmessen," sagte der Bäcker, „die sind hungerig. Aber Du! Du!"

„Ich!" rief das Weib und fuhr dann wie sinnend fort: „Hast schon Recht, Bäcker, ich! Wer hat sie geboren? ich! Wer hat sie zu verantworten? Wer muß es jetzt anders machen? ich. Geh' nur Deines Weges, Meister, Deine weiten Felder sind alle reif. Meine Kinder werden Dir kein Brot mehr stehlen."

Der Bäcker schritt über die Felder hin und freute sich im hellen Sonnenschein an dem Segen Gottes, der ihm so reich geworden, und nahm sich vor, den Armen die Gabe zu reichen, bevor sie die Hand rechtlos nach derselben ausstrecken müssen.

Irena Eman ist hinabgegangen zu ihrer einschichtigen Hütte, hat ihre Kinder — aber nur vier waren da — zusammengerufen in die Küche, an den steinernen Herd, daneben der Block zum Holzspalten stand. —

Eine kleine Weile später trat sie aus dem Häuschen, in welchem es ganz still geworden war, und ging rasch gegen das Dorf hin, um das fünfte, den achtjährigen Knaben aus der Schule zu holen.

Eine Nachbarin, die des Weges kam, fragte sie, was sie denn so eilig vorhabe?

„Was hat er denn jetzt in der Schule zu thun, der Junge!" rief die Schuhmachers-Witwe.

„'s ist ja Schulzeit," versetzte die Nachbarin.

„Er soll heimgehen. Er lernt nichts Gutes!"

Dabei war ihr Wesen so seltsam, daß es der Nachbarin einfiel, zu fragen: „Wo hast denn Deine anderen Kinder heut', Emanin?"

„Die schlafen schon," gab das Weib zur Antwort und eilte vorüber.

Nicht lange währte es, so kam denselben Weg, den Irena gekommen, eine genauere Nachricht. Der Bote war athemlos, er stöhnte und konnte kaum ein verständliches Wort hervorbringen.

„Die Kinder!" schnaufte er und schlug immer wieder die Hände zusammen, „vier Kinder hat sie —"

„Fünfe hat sie," vervollständigte ein vorlauter Dörfler.

„— Vier Kinder hat sie ermordet!"

Da ging ein hundertfacher Schrei des Schreckens durch den Ort; man lief der Wahnsinnigen nach, und holte sie ein, bevor dieselbe noch das Schulgebäude erreicht hatte.

Und eine Stunde später haben sie zwei Landwächter davongeführt.

Die Hütte der Schuhmachers-Witwe war von Menschenschwärmen umgeben, aber die Thür war schon polizeilich verschlossen.

Alles wollte durch das Fenster in die Stube hineinschauen, aber Jeder, der es that, prallte mit einem Schreckrufe zurück. In der Stube standen die gewöhnlichen Einrichtungsstücke, aber unter der Küchen-

thürschwelle zogen sich ein paar braunschwarze Rinnstreifen herein und weit über den Fußboden hin. —

Als bei den Leuten die erste Ohnmacht des Schreckens vorüber war, lösten sich die Zungen. Zuerst thaten sie ihre Empfindungen dar, die Wuth gegen das entmenschte Weib, das Mitleid mit den armen, lieben, hingeschlachteten Kindern. Dann kam ihre Weisheit.

„Für eine solche Bestie ist das Henken viel zu gering!“ sagten Mehrere.

„Heiliggesprochen wird sie!“ behauptete ein hagerer Bauer vom Kreuzberge.

„Schäme Dich, Kreuzbauer!“ rief ihm ein Anderer zu, „bist sonst so fromm und verlästerst die Religion.“

„Verlästern meinst? Aber das möcht' ich wissen!“ vertheidigte sich der Bauer vom Kreuzberge. „Wenn Du Dein Lebtag einmal eine Heiligenlegende hast aufgeschlagen, so wirst Du wissen, daß die Heiligen lieber gestorben sind, als daß sie Sünden hätten begangen. Christliche Eltern wirst Du alle Tage beten sehen, daß Gott ihre Kinder lieber in der frühen Jugend zu sich nehmen soll, als daß sie aufwachsen und schlechte Menschen werden. Aber Wenige wirst finden, die vor lauter Lieb' zu ihren Kindern den Heldenmuth haben, dieselben rechtzeitig aus der Gefahr zu retten. Darum soll man Solche, die Gott zu Lieb' ihr Allerliebstes hinopfern, wie es der Vater Abra-

ham auf dem Berge Moria hat thun wollen, heilig sprechen."

„Und in den Narrenthurm stecken!" rief ein Anderer dazwischen.

„Ueberlassen wir das Urtheil dem Gerichte," sagte nun der Pfarrer, der gebrechlich auf seinen Stock gestützt herbeigekommen war und die Leute zu beruhigen suchte. „Die Todten übergeben wir dem Herrn. Aber was soll nun mit dem verwaisten Knaben geschehen?"

„Wo ist der Knabe?" schrien jetzt Mehrere durcheinander, „der soll's nun erfahren, was er für eine Mutter hat!" —

„Das soll er nicht erfahren, meine lieben Leute," sagte der Priester, „ich habe veranlaßt, daß er heute in der Schule zurückbehalten werde und ich sinne auf Mittel, die Schmach und den Schmerz von dem armen Jungen abzuwenden, die jetzt auf ihn fallen und ihn für sein ganzes Leben unglücklich machen müßten. — Und an Euch habe ich die Bitte, daß Ihr Euch jetzt zerstreut und zu Euerer Tagesarbeit begebt. Das Unglück, das diese Hütte uns verdeckt, hat die ganze Gemeinde getroffen. Ihr seht mich gebeugt und mit weißen Haaren, aber einen Tag, so schwer wie der heutige, habe ich noch nicht erlebt. Das Verbrechen ist so groß, daß es keines Wortes bedarf, um es zu nennen. So wollen wir Christen sein und beten: „Vergieb uns, Herr, unsere Schulden, als auch wir vergeben . . ."

Sie gingen nach und nach auseinander. Und als die Nacht kam, stand die Hütte der Irena Eman vereinsamt, nur ein Wächter schritt davor auf und ab mit seiner zuckenden Laterne.

*
* *

Am selben Nachmittage noch war's gewesen, daß in der Dorfschule der Lehrer das blonde, muntere Büblein, welches sich Franz Eman schrieb, den anderen Kindern als ein Muster des Fleißes und Fortganges vorhielt. Da wurde der Lehrer hinausgerufen. Nach einiger Zeit kam er sehr ernst und etwas aufgeregt zurück und erkundigte sich, wer in seiner Abwesenheit nur wieder den tollen Lärm veranlaßt habe?

Da sich Keiner der Schuld begab, so blickte der Lehrer den kleinen Eman an und sagte: „Ich glaube, Junge, daß Du auch mitgelärmt hast. Aber einem sonst so braven und talentvollen Schüler stehen die Unarten doppelt übel an, daher muß ich Dich heute nach der Schule eine Stunde hier behalten“.

Der Unterricht wurde fortgesetzt; der Lehrer verordnete Schönschreiben nach Vorschriften, wobei er still und nachdenkend zwischen den Bänken auf- und abschreiten konnte. Er schien bei solchem Spaziergange den Stundenschlag zu überhören und es gingen draußen schon die Leute von den Feldern heim, als er die Kinder entließ.

Nun trat der kleine Eman zu ihm und bat mit feuchten Aeuglein, daß auch er zu Mutter und Geschwister nach Hause gehen dürfe.

„Du mußt heute noch ein wenig bei mir bleiben, Franz," sagte der Lehrer. Und als die Anderen davon waren, setzte er sich auf eine Bank, nahm den Knaben zu sich auf den Schoß und sagte wieder: „Ein wenig mußt Du heute noch bei mir bleiben, Franz. Es wird dann der Herr Pfarrer kommen, der mit Dir was sprechen will. Sage mir einmal, habt Ihr daheim Kaffee?"

„Nein," antwortete der Kleine, „aber wie der Vater gestorben ist, haben wir einen bekommen."

„Ja," meinte der Lehrer, „der Kaffee macht guten Muth, und so sollst Du jetzt in meine Stube kommen und mit mir Kaffee trinken."

Das thaten sie. Und als der Kaffee getrunken war, und als die große Lampe ein helles Licht auf den Tisch warf, brachte der Lehrer Bilderbücher, um den Knaben zu unterhalten.

„Wie nennt man diesen Baum?" fragte der Knabe und hielt sein Fingerlein auf ein Pflanzenbild.

„Das ist eine Trauerweide," antwortete der Lehrer.

Nach einer Weile fragte der Kleine: „Darf ich jetzt schon nach Hause gehen?"

Da trat endlich der Pfarrer ein.

„Ei, da ist er ja, mein kleiner, lieber Franz!" sagte er und tätschelte den Knaben an der Wange.

„Ich will Dir etwas Gutes sagen.“

Der Junge schaute ihm mit großen Augen treuherzig in das Gesicht.

„Ich habe Dir versprochen, daß, wenn Du brav bist, ich Dich einmal in die große Stadt mitnehmen will. Brav bist Du, und so muß ich mein Wort wohl lösen. Wir fahren noch in dieser Nacht davon.“

„Und fährt meine Mutter auch mit?“ fragte der Kleine.

„Deine Mutter,“ antwortete der Pfarrer etwas unsicher, „ja Deine Mutter, freilich — die ist schon voraus.“

Jetzt jubelte der Knabe, denn die Stadt und was von ihr erzählt wird, hatte ihn schon oft beschäftigt, und mit dem guten Herrn Pfarrer ging er so gerne.

Wenige Stunden später hatte der kleine Franz ein neues Kleid an, das beim Dorfkaufmann in Vorrath gewesen. So saß er neben dem Pfarrer im Wagen und der Wagen knarrte hin durch die stille, laue Mondnacht. Der Kleine war bald eingeschlummert und als er so dalehnte in der Wagenecke und der Mond auf sein weißes Gesichtlein fiel und alles so recht im Frieden war, da begann der alte Herr zu schluchzen. Er weinte über das fürchterliche Geschick, das sich an diesem Tage vollzogen hatte, das nun so dämonenhaft über dem Leben dieses unschuldigen Kindes lag. — Wird es gelingen, mein Knabe, Dir einen Lebensweg zu weisen, auf

dem Dir die Spuren der blutigen That nicht begegnen? —

Nach Mitternacht erreichten sie die Eisenbahn. Auf dem Bahnhofe kreuzten zu dieser Zeit zwei Züge, der eine ging gegen die Kreisgerichtsstadt, der andere gegen die Hauptstadt. Eben wollte der Pfarrer den Knaben sanft wecken, daß dieser aus dem Wagen steige, da erblickte er in demselben Moment durch die offene Thür des Wartsaales das unglückselige Weib zwischen den Häschern kauern. Der Priester ließ den Kleinen im Wagen schlafen, und als der Zug angekommen war, da hob er das schlafende Kind in seine Arme und trug es durch den Wartsaal gegen den Waggon. Er mußte im Scheine einer hochhängenden Lampe und im Glanze zweier Bajonette nahe an der Mutter vorbei, aber sie schaute starr vor sich auf das steinerne Pflaster. So waren sie sich hier begegnet, ohne daß Eins vom Andern wußte.

Wenige Minuten nacher führten zwei Eisenbahnzüge Mutter und Sohn auseinander — vielleicht für immer — und welchen Zielen zu?

* * *

Zur Zeit des Morgenrothes, da in der Stadt schon das knarrende Leben begann — stand der Pfarrer aus dem Dorfe vor dem Thor eines grauen Gebäudes und zog die Glocke. Dabei streichelte er

die Stirne des Knaben, der sich an seinen Rock schmiegte und — eben erst vom Schlummer erwacht, in der fremden Umgebung — angstvoll wimmerte.

Nach einiger Zeit wurde aufgethan.

„Gott zum Gruße!“ sagte der Thorwart, „das ist ja der Herr Pfarrer von Birkenheide!“

„Der bin ich,“ antwortete der Eintretende, „und nun wollet Ihr in Gottes Morgenfrühe ein christliches Werk thun und uns Beiden da ein Stüblein aufmachen, bis der hochwürdige Herr Prälat aus dem Bette ist; dann lasse ich um eine Audienz bitten.“

„Der hochwürdige Herr Prälat ist aus dem Bette,“ berichtete der Thorwart; „er geht schon im Klostergarten mit unserem Herrgott spazieren.“

„Wenn ich mich den beiden Herren anmelden dürft'!“ meinte der Landpfarrer, „ich habe heute eine Angelegenheit, die alle Zwei angeht.“

Der Knabe wurde auf ein Bett gebracht, wo er bald wieder einschlief; der alte Herr schritt in seinen hohen glänzenden Stiefeln und mit seinem weißen Haupte auf dem Kieswege dahin zwischen den Eichen und Ulmen des Klostergartens. — Da sah er bald die stattliche Gestalt im langen, blauverbrämten Talare und mit dem goldenen Kreuz auf der Brust.

„Wessen geliebtes Haupt sehe ich auf mich zukommen!“ rief der Prälat mit ausgebreiteten Armen, „das ist ja mein alter Pfarrer Gottfried?“

„O Herr,“ sagte der Greis, „daß ich heute gar der Sonne bei Euch den Vortritt abgelaufen habe, muß wohl was bedeuten. Ich komme mit einem schweren Herzen, ich will's allsogleich ablasten.“

Sie schritten nebeneinander hin und der Pfarrer erzählte das Ereigniß aus seinem Dorfe, wie ein armes Weib aus Fanatismus und Verzweiflung ihre vier Kinder um's Leben gebracht habe und wie das fünfte durch einen Zufall gerettet, bisher von der Sache noch nichts wisse.

„Und um für diesen armen Weisenknaben bei Euch zu bitten, bin ich jetzt da,“ fuhr der Pfarrer fort. „Im Dorf kann er nicht bleiben, da würde er einestheils von dem Mitleid, anderestheils von der Bosheit der Leute arg zu leiden haben und elendiglich verdorben werden. Mich erbarmt dieses Kind bis in die Seele hinein; es ist ein aufgeweckter gutherziger Knabe. Auch ihm hat seine Mutter nach dem Leben gestrebt, weil sie vermeint, es könne ihn das Leben schlecht machen. Da gilt's halt jetzt zu zeigen, daß sie Unrecht gehabt hat, daß ihr Sohn ein rechtschaffener Mann wird. Und deswegen komme ich, um Euer Hochwürden zu bitten: Helfet mir, daß aus dem Jungen etwas Braves wird. Ich bin selber ein armer Mann und weiß nicht aus; aber was ich kann, das will ich gern für ihn leisten.“

„Ihr meint also, mein lieber Pfarrer —“

„Ja, zum Chorknaben!" sagte der Greis, „das würde wohl recht für ihn passen. Er hat mir daheim recht geschickt ministrirt, und singen kann er auch." Jetzt faltete er seine rauhen Hände: „Hochwürdiger Herr! Dieses Stift ist so groß und reich. Da sehe ich hunderte von Tauben fliegen, die hier ihre Nahrung finden, und über dem Hochaltare, wo Ihr täglich das heilige Meßopfer verrichtet, steht unseres lieben Heilandes Wort: „Was Ihr dem geringsten meiner Brüder —"

„Aber wozu so viel schweres Geschütz, Pfarrer!" rief der Prälat aus, „das mögt Ihr getrost daheim bei Euren Pfarrkindern abbrennen, wenn ein hungeriges Waiselein zu speisen ist. Mich kennt Ihr ja doch."

„Das wohl und deswegen komm' ich her und wenn ich was Ungeziemendes gesagt haben soll, so bitte ich tausendmal um Verzeihung!"

„Ich nehme mich gern des Knaben an, Ihr könnt ihn bringen, sobald es Euch gut dünkt."

„Er ist schon da!" rief der Greis in freudiger Lebhaftigkeit. „So gewiß habe ich es gewußt, daß ich vor Euer Hochwürden keine Fehlbitte thue, daß ich meinen Schützling in diesem Kloster warm betten ließ, bevor ich noch mit Euch sprechen konnte."

„Da habt ihr recht gethan, alter Freund," sagte der geistliche Würdenträger und schüttelte dem Landpfarrer die Hand. „Ihr habt mich damit geehrt. Euch

zu Liebe soll das arme Kind hier eine Heimat gefunden haben; es soll seine Freuden und Pflichten hier haben und dann wollen wir sehen, was sich aus ihm entwickelt. Unser Stift bedarf Handwerker, Landwirthe, Waldheger, und hat allerlei Gewerbe, auf die der liebe Herrgott seine Brosamen streut."

„Herr!" sagte der Greis und hatte noch immer die Hände gefaltet, „gestern der Schreck! und heute wieder dieser Freudentag! — Und jetzt, wie eine Bitte schon nie allein kommt, hätte ich halt noch eine zweite. Aber die wird wohl schwer möglich sein. Ihr wisset, die Wahrheit ist unser Stab. Wir schwachen Menschen, wir können nicht alles, was wir sollen, aber wahrhaftig sein, das können wir. Allein, hochwürdiger Herr, wenn die Wahrheit so ist, daß sie wen niederschlägt und zugrunde richtet, dann soll man sie nicht sagen. Ich meine, man soll dem Knaben verschweigen, was seine Mutter gethan hatte."

„Und wie wollt Ihr das anstellen?" fragte der Prälat.

„Das weiß ich nun einmal selber nicht. Ich habe mir wohl was ausgedacht, aber ich weiß nicht, ob es das Rechte ist. Ich meine, wenn man dem Kinde sagen thät', es sei ein Uebelthäter im Hause gewesen, habe seine Geschwister um's Leben gebracht und die Mutter sei auch zugrunde gegangen. Das ist, genau genommen, nicht einmal eine Unwahrheit und ich denke, bei dem achtjährigen Büblein könnte

man damit fertig werden. Und was wäre das für ein Glück, wenn es ihm auf lebenslang könnte verborgen bleiben!"

„Ich bin Eurer Meinung," versetzte der Prälat, „und wir werden versuchen. Nun aber wollen wir den Frühstückstisch aufsuchen."

„Ich werde nachher für ein Täßchen Warmes recht dankbar sein," sagte der Greis, „aber vorher möchte ich wohl meine Messe lesen, wenn ich in der Klosterkirche um einen Altar bitten dürfte. Heute ist wieder einmal ein Tag, wo ich die rechte Andacht dazu verspüre."

„Ihr habt heute, mein Freund, ein großes Opfer schon dem Herrn gebracht," versetzte der Prälat mit ernster Stimme, „und wenn uns zu dieser Stunde Gott messen und wiegen wollte, wer höher und größer sei von uns Beiden, ich fürchte, daß der wohlgenährte Prälat geringer befunden würde als der arme Landpfarrer. So gehet und haltet Eure Messe ab und dann kommt, wir wollen zusammen Gott zu Lieb' einen guten Tag verleben."

* * *

Während der kleine Franz sich im großen und herrlichen Stiftsgebäude einlebte, lernte, sich in verschiedenerlei Fertigkeiten übte, sich unter den Laien und Priestern Freunde machte und so allmählich des leidvollen Eindruckes vergaß, den der im Sinne des

Pfarrers gehaltene Aufschluß über seine Familie gemacht — während ihn die heitere Kindlichkeit wie ein Engel hinübertrug über quälende Erinnerungen, tiefes Nachdenken und verzehrenden Schmerz — waren im Gerichtssaale der Kreisstadt bange Tage gewesen. Bange für die Richter und bange für das Volk! Die Angeklagte selbst war kalt und starr wie Stein.

Die hingeopferten Kinder waren auf dem Dorffriedhofe zu Birkenheide feierlich bestattet worden, man legte sie in ein gemeinsames Grab. Und so ruhten denn die Wesen — bevor sich noch die Freuden, Schmerzen und Leidenschaften der irdischen Pilgerfahrt in ihnen entwickelt hatten — tief in der feuchten Erde.

Als der Richter die Kindesmörderin gefragt, ob sie die That bereue, antwortete sie: „Die todt sind, die machen mir keine Sorge mehr, aber der Eine, der Lebendige! Der muß an Leib und Seele verderben, wenn er Niemand hat, der ihn behütet!"

Man versicherte sie, daß der Knabe Wohlthäter gefunden habe und mit Liebe und Sorgfalt erzogen werden würde. Sie hörte es gleichgiltig; sie hatte einen verächtlichen Blick, als wollte sie sagen: Was ist Eure Liebe und Sorgfalt? Was nennt Ihr Erziehung? Was ist Eure Welt? Der Beste geht an einer eigenen Schuld zugrunde, und noch gut, wenn er nur sich selbst, wenn er nicht auch Andere stürzt. —

Als ihr in der Anklage ihre gräßliche Herzlosigkeit vorgehalten wurde, sagte sie: „Es liegt mir nichts daran, wie Ihr mich nennt; aber ich meine, ich habe meinen lieben Kindern nicht allein das Kreuz und Leiden abgenommen, ich habe auch alle Schlechtigkeiten auf mich genommen, die sie in ihrem Leben hätten begehen können, und alle Schmach und Schande, die auf sie gefallen wäre, und mehr kann eine Mutter für ihre Kinder nicht mehr thun, als ich gethan habe."

Den Richtern graute, und sie athmeten auf, als man das Irrenhaus vorschlug. Jedoch die Aerzte, die sie untersuchten, fanden keinen Anhaltspunkt, um ihren Wahnsinn nachzuweisen, es wäre denn jener eine, der jeden Verbrecher vor Zuchthaus und Hochgericht sicherstellen müßte. —

Die Kindesmörderin wurde also der Freiheit verlustig erklärt auf lebenslang. Bevor man sie in die Strafanstalt überführte, legte man ihr nahe, ob sie nicht ihr Söhnlein sehen wolle. Aber sie hat diesen Wunsch nicht ausgesprochen, obwohl die Wärterinnen täglich hören konnten, wie sie mit rührender Leidenschaft für ihren Franz betete, der in den Banden und Gefahren der Welt sei.

In der Strafanstalt kam sie mit anderen weiblichen Sträflingen täglich ein halbes Stündlein in den Hof hinaus, um die freie Luft zu athmen. Da schritten sie bisweilen an einem Eisengitter vorüber,

welches den Theil für männliche Sträflinge abschloß. Dahinter standen oft mehrere Männer in ihrem grauen Zwilchgewande und guckten durch das Gitter und machten auch wohl bisweilen über die weibliche Nachbarschaft Bemerkungen, insoweit solche der Profoß nicht censurirte.

So standen auch einmal ein paar verwildert aussehende Gesellen am Gitter, und als die Kindesmörderin vorüberschritt, sagte Einer zum Anderen: „Das ist sie, das ist sie."

„Du bist eine Heldin!" rief der Eine zu ihr herüber, „komm herbei, wir wollen Deine Kleider küssen!"

„Wir wollen eine Locke von Deinem Haar!" sagte der Andere.

„Wir wollen einen Druck von Deiner Hand!" sagte der Eine.

„Und einen Kuß von Deinem Mund" fügte der Andere bei.

Da trieb sie schon der Kerkermeister fürbaß.

Unser unglückliches Weib hatte nicht weiter auf sie geachtet. Aber das nächstemal standen die Beiden wieder am Gitter und als sie vorüberkam, flüsterte ihr der Eine zu: „Wir haben das gleiche Schicksal, wie Du, wir sind ebenfalls unschuldigerweise hier."

„Wir gehören dem Bunde an," sprach der Andere, „welcher das Glück aller Welt im Tode sucht. Verstehst Du es: Der Mensch ist unglücklich auf

der Welt, darum soll man ihn schon in der Kindheit vertilgen. Weil wir dieser Meinung sind, hat man uns eingesperrt."

„Da hat man recht gethan," entgegnete jetzt die Kindermörderin, unglücklich sein, das macht nichts; aber schlecht sein! Nur nicht schlecht sein! Davor habe ich meine lieben Kinder retten wollen."

Wie eine Königin schritt sie in diesem Augenblicke dahin und die beiden Gesellen rüttelten am Eisengitter, daß es knarrte.

So ging nun die Zeit dahin im traurigen Hause. Irena Eman arbeitete und schwieg. Sie hatte gewünscht, daß man sie zu der härtesten Arbeit stelle, welche Sträflinge zu verrichten hatten. So verordnete man, daß sie zum Heizen der Oefen die Steinkohlen auftrage durch die finsteren Gänge hin. Sie that's Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend. Sie wollte schwer arbeiten, um müde zu werden und in den Nächten schlafen zu können.

Ihr Beichtvater hatte sie einmal befragt, wieso denn der Gedanke zu dem grauenhaften Verbrechen in ihr entstanden sei? Sie bat ihn, daß er ihr eine solche Antwort und Zurückerinnerung erlasse, sie wolle ihre Vergangenheit vergessen.

Aber in den Nächten waren doch lange Stunden, in denen sie nicht schlafen konnte, und da stand das Bild der Vergangenheit auf und ihre Jugend war getrübt wie durch einen röthlichen Rauch, der über

einer moorigen Gegend liegt, wenn in der Nacht eine Feuersbrunst gewesen ist. Ihr Vater hatte aus Rache ein Haus angezündet und war im Kerker gestorben. Sie selbst wurde bei einem Küster voll strenger Grundsätze erzogen, aber sie war die Tochter des Brandstifters und genoß keine Liebe und kein Vertrauen. Die Welt war ihr fremd; schon frühe — zur Zeit, da in Anderen die heiße Liebesfreudigkeit aufgeht — baute sie sich ihre Heimat im Gedanken an die Ewigkeit, in der Hoffnung an ein besseres Leben. Sie wollte nicht heiraten, aber da fand sich im Dorfe ein junger Mann — der einzige, der sie lieb hatte auf dieser Welt — an den sank sie hin und war selig eine kurze Zeit. Wie waren die Kinder, die in rascher Folge nun erschienen, so frisch und munter! aber das Weib bangte fort und fort, es könne in Einem oder dem Anderen die unglückliche Ader des Großvaters schlagen! sie zitterte vor den Irrwegen, die ihre Kinder wandeln könnten. Der Vater verstand es freilich, die Kleinen in Zaum und Zucht zu halten; aber als er starb — vor Gram darüber starb, daß ein Bruder von ihm eines Betruges wegen verurtheilt worden — da war die arme Familie haltlos und die Mutter vermochte das kleine, lebhafte Völklein nicht so zu leiten, wie sie glaubte, daß es sein müsse, um sich vor dem Schicksale des Großvaters und Oheims zu bewahren. Eines der Kleinen war einmal schwer erkrankt, da

hieß es: Wenn Gott es zu sich nähme, das wäre das Beste! Anfangs that ihr dieser Gedanke bitter wehe, aber sie machte sich mit ihm vertraut — und das Kind genas. Die Sorgen wuchsen von Tag zu Tag; sie arbeitete anfangs Tag und Nacht, aber endlich verlor sie die Lust dazu, weil sie trotz alles Fleißes den Bedarf des Hauses bei weitem nicht decken konnte. Die Mildthätigkeit der Leute, denen sie fremd geblieben war, wollte sie nicht in Anspruch nehmen. Sie wandte sich an den Allmächtigen. Der ließ auch warten. Von der Nachbarschaft liefen Klagen ein über die Rangen, die sich aufsichtslos im Dorfe herumtummelten. „Wenn nur die Kinder nicht wären! hatte sie oft aufgeseufzt und da hatte sich, erst schüchtern, dann immer zudringlicher der Gedanke eingefunden: Du gabst ihnen das Leben, Du hast das Recht darüber. Das Leben ist für Kinder ein gefährliches Spielzeug. Nimm es ihnen wieder weg! Tausendmal besser, sie sterben, als daß sie schlechte Menschen würden! — Und als hernach der Bäcker kam und ihr vorhielt: Dein Kind hat mir Brot gestohlen! — da erwog sie nicht mehr, sie fühlte nichts mehr, als die Verzweiflung, sie ging nach Hause und vollbrachte die That.

So war es gekommen.

Sie sind heim zu Gott. Nur der Eine nicht — der Liebling nicht. Wie wird's ihm ergehen! Sie will nicht an ihn denken, sie will die Augen schließen.

Auch er soll todt sein. — Wenn sie noch lebten, so dachte das Weib dann weiter, jetzt wüchsen sie heran und hätten schon Laster über Laster auf sich und sie würden bald reif sein für das Zuchthaus.

Es war kein Wunder, das unglückliche Weib sah ja nichts um sich, als Verbrecher, sie mußte wohl glauben, daß die ganze Welt — mit wenigen Ausnahmen — aus Wichten und Schlechtlingen bestehe.

So athmete sie denn fort. Und wenn die Gedanken bisweilen zu wirr wurden, so legte sie die Steinkohlen darauf, und wenn das Herz aufschrie — oft plötzlich und fürchterlich aufschrie — so legte sie Steinkohlen darauf. Durch die Arbeit suchte sie sich zu betäuben.

* * *

Und als viele Jahre vergangen waren, da ereignete sich im Lande eine große Freude. Bekränzt waren die Pforten, mit Fahnen geschmückt die Zinnen, ein helles Glockenklingen ging von Berg zu Berg und Blumenduft wehte auf Gassen und Straßen. Der junge Herrscher des Landes hielt Hochzeit, und große Herren und große Menschen lieben es, von ihrem Glücke auszutheilen, wie es ja bekannt ist, daß das Glück wie das Grab um so größer wird, je mehr man davon weggiebt.

So fiel auch ein Strahl davon in die finsteren Gänge, durch welche das arme, gebrechlich gewordene Weib Steinkohlen trug. Es wurde ihr gesagt, sie solle den Steinkohlenkorb zu Boden stellen, ihre Hände reinigen, ihren Anzug ordnen und in den Betsaal kommen. Dort waren schon Andere versammelt. Dann erschien ein Mann in schwarzem Gewande und las eine Amnestie des Landesfürsten vor und nannte die Namen der Begnadigten.

Da erhob sich im Saale ein unbeschreiblicher Jubel, aber Irena schaute stumm und rathlos drein. Auch ihr Name war genannt worden. Sie ist frei? Sie darf in den Sonnenschein hinaus und gehen, wohin sie will? Was soll sie denn draußen?

Man führte sie aus dem Strafhause in ein Armenhaus und anstatt Steinkohlen zu schleppen in den düsteren Mauern, sollte sie nun in einem Garten arbeiten bei den Pflanzen und Blumen. Anfangs taumelte sie auf dem freien Erdboden und ihren Augen that das Licht wehe. Aber allmählich wurde sie kräftiger und ihre Dumpfheit verwandelte sich in eine sanfte Wehmuth — das machten die Blumen. Sie hat einst — so deutete ihr ein wunderlicher Traum — geliebte Wesen freiwillig in die Erde gelegt; die Erde giebt sie dankbar wieder zurück und es sind Blumen daraus geworden. Blumen können blühen und welken, aber sie können keine Verbrecher werden.

Sie wußte selbst nicht, wie das war, daß ihr jetzt — nach einer viele Jahre langen Nacht — die Blumen so ans Herz wuchsen; sie liebte jede Blüthe einzeln und pflegte sie, wie die Mutter ihr Kind. Und so kam es, daß man endlich weit und breit keine so schönen Veilchen, Nelken, Cyclamen, Narcissen und Rosen fand, als im Garten dieses Armenhauses. Und selbst im Stübchen wollte Irena die lieblichen Geschöpfe nicht missen, und an Tagesstunden, wo Mütter ihre Kinder zu nähren pflegen, begoß sie die Blumen, und am Abende, wenn andere Mütter mit ihren Kindern beten, kniete sie zu den Blumen hin und sprach mit ihnen und kosete sie.

Eines Morgens, als sie zur bestimmten Stunde nicht aus ihrer Stube getreten war, fand man sie tief betäubt vor dem Blumentische liegen. So hat das arme Weib erfahren müssen, daß auch die Blumen Uebelthäter sein können und daß selbst in den lieblichsten Geschöpfen dieser Erde Gift verborgen liegt. Soll sie die Blumen deshalb vernichten? Dann wird sie alles vernichten müssen, was da lebt und strebt, denn was dem Einen erhaltend ist, das ist dem Andern zerstörend. Was bliebe dann übrig von dieser Welt, die Gott erschaffen hat?

Nun kam ihr auf einmal die Einsicht, dem Schöpfer dürfe man nicht entgegenarbeiten, und nun erwachte endlich die Reue. Sie begann sich zu sehnen nach Verzeihung und Trost, und wenn sie

so im Garten saß zwischen den Rosen, da weinte sie still in den hellen Sonnenschein hinaus und da war ihr, als müsse sie noch einmal gut Freund werden mit dieser schönen Welt.

Zur selben Zeit ließ sie an den alten Pfarrer ihres Heimatsdorfes schreiben, daß sie eine Reise machen wolle, um das Dorf und die Pfarrkirche und den Friedhof noch einmal zu sehen, und ob sie bei ihm anklopfen dürfe? Die Antwort war, daß der alte Herr Pfarrer Gottfried schon lange in das bessere Jenseits abgerufen worden sei, daß in Birkenheide eine fast neue Generation lebe, die sich an Vergangenes kaum mehr erinnere, und daß sie nur kommen möge, ihre Pfarrkirche und den Friedhof zu besuchen.

Sie war körperlich gar erschöpft und hat den weiten Weg doch nicht gemacht, aber in ihrem Garten hat sie vier Blumenbeete hergerichtet — just vier — und ist zwischen ihnen gesessen.

Allsonntägig stieg sie den Berg hinan zur Kirche, zu welcher das Armenhaus eingepfarrt war. Es war ein stattliches Gotteshaus und leuchtete mit seinen zwei Thürmen weit in das grüne Hügelland hinaus. Auf den lichten Auen und auf den Weinbergen — so lustig es sonst dort zuging — gab es doch immerhin Menschen, die sich von den Glocken rufen ließen und der Orgel lauschten, welche an stillen Sonntagsvormittagen herüberklang. Und die

Kanzelredner sprachen so schön und trostreich, daß oft die geräumige Kirche die Zuhörerschaft nicht zu fassen vermochte und die Predigt im Freien, auf dem Rasen des Kirchhofes, stattfinden mußte.

So war einmal der Frühling wieder da. Irena begann ihre Blumenbeete zu zügeln und am Ostersonntag, da stieg sie hinauf zur Kirche. Es war ein wohliger Morgen und auf dem Kirchhofe sproßte das junge Gras, das heute wieder in den Boden getreten werden sollte, denn die Predigt fand im Freien statt. Der Caplan sollte sie halten, es war derselbe, den sie weit und breit lieb hatten, weil er allen Menschen, denen er begegnete, Gutes that. Das war Einer, der es mit der That bewies, wie sehr ein Mensch — und wäre es selbst der ärmste — anderen Menschen gut sein kann.

Dieser bestieg nun die Kanzel, die an der Kirchhofsmauer angebracht war. Irena, das arme Weib, drängte sich durch die Menge vor, so weit als möglich, denn ihr Gehör war schon schwach geworden, auch schaute sie dem Priester so gern in sein mildes, freundliches Angesicht.

Der Prediger leitete seine Rede mit dem glorreich Auferstandenen ein, dann ging er über auf zwei andere Gottgesandte, die der Himmel in seiner Liebe und Gnade den Menschen beigesellt habe, die jedoch von so Vielen nicht erkannt, sondern gefürchtet und gemieden würden, denn sie wären eben das,

was die Leute Ungemach und Elend benennten. Der Heiland — so fuhr der Priester fort — sei nicht gekommen, um des Menschen Erhöhung in der Behaglichkeit, in Genuß und Wohlleben zu suchen; er sei gekommen, um zu zeigen, daß selbst die Schatten dieses Lebens voll von Gottes Liebe wären. Die zwei Gesandten, die er meine, trügen ein Kreuz und hießen: die Arbeit und der Schmerz. Die Arbeit, er meine die gewissenhafte Erfüllung der Berufspflichten, sei mächtiger als alle feine Erziehung, alle guten Grundsätze und guten Vorbilder zusammen. Der Arbeitende habe nicht allein keine Zeit, sondern auch keine Lust zur Sünde. Aus dem Müßiggange aber entspringen — wie ja alle Welt wisse — die bösen Gelüste, die Ausklügelung der Laster oder der Selbstqualen, die Unzufriedenheit. Nicht des Broterwerbes wegen sei die Arbeit so wichtig, denn man könne verhungern und doch ein braver Mensch geblieben sein; aber des Abgrundes wegen, der in unserem Wesen auszufüllen ist, sei die Arbeit so unerläßlich, und ein gesunder Mensch, der nicht arbeite, müsse mit seiner Seele zugrunde gehen.

Jedoch ein ebenso treuer, aber weit herberer Freund als die Arbeit sei der Schmerz. Er meine nicht die kleinen Leiden des Tages, etwa den Aerger, die Ungeduld, die Sorge, er meine auch nicht körperliches Unbehagen, er meine den großen, tiefen Schmerz der Seele über eine begangene Schuld.

Ein Uebelthäter, dem dieser Schmerz fehle, er möge nun sein Leben im Kerker verschmachten oder auf dem Hochgerichte enden, büße nicht. Der Schmerz des Gefallenen sei ein Arm, den Gott vom Himmel herabstrecke, um ihm wieder aufzuhelfen. Der Schmerz sei nichts Anderes als eine Sehnsucht nach dem Frieden des Herzens und nach den reinen Freuden der Welt. Der Schmerz sei ein Wegweiser zu Gott.

All das hörte das Weib aus dem Armenhause und begann darüber so laut zu schluchzen, daß die Umstehenden auf sie aufmerksam wurden.

Der Prediger fuhr fort, daß der Schmerz des Schuldigen eine Auferstehung sei, ein Sinnbild der Verwandlung und eine Verheißung des großen Auferstehens von den Todten am jüngsten Tage.

Hier stockte dem Priester plötzlich die Stimme. Erblassend brach er ab und starrte auf das Angesicht eines seiner Zuhörer hin, auf das arme weinende Weib Irena.

Allmählich schien er sich wieder zu sammeln, dann sagte er, daß ihn ein Unwohlsein befallen habe und daß er daher seine Worte abbrechen müsse. Und verließ wankend die Kanzel.

In die Sacristei zurückgekehrt, fragte er den Küster, ob dieser das Weib nicht kenne, das bei der Predigt so sehr geschluchzt habe.

„Das Weib kenne ich wohl,“ antwortete der Küster, „das ist die Blumenmutter aus dem Armenhaus.“

„Die Blumenmutter?“

„Ja, das ist ein gar absonderliches Weib. Ist über sechzehn Jahre im Strafhaus gesessen. Sie hat ihre Kinder umgebracht und an den Blumen will sie es wieder gut machen.“

Der Caplan ging auf sein Zimmer und träumte. — Seitdem er seine Mutter das letztemal gesehen, das ist schon lange her, aber er hat ihr Bild nicht aus der Seele verloren. Er erinnert sich noch an den Tag, da ein Missethäter seine Familie erschlug, und wie ihn damals der gute Pfarrer in das Kloster gebracht. Aber später, als er forschen wollte, wie sich denn die Sache verhalten, hat er nichts mehr erfahren können.

Es sind Alle gestorben, die's wissen könnten, hatte der Prälat gesagt, und mit dem neuen Klosternamen, den er angenommen, ist sein Kindesleben verschwunden wie ein Traum, der ein Weilchen nach dem Erwachen noch fortdämmert und dann vergeht.

Aber der Mutter Bild war noch übrig geblieben aus jener traumhaften Welt, und dieses Bild war ihm nun während der Osterpredigt erschienen.

Selig sind die Todten und sie mögen ruhen! Aber was bedeutet die Erscheinung, die auf den

Gräbern plötzlich vor ihm steht und ihn anschaut mit weinenden Augen?

Am nächsten Tage stieg der Caplan hinab zum Armenhause. Er fragte nach der Frau, die man die Blumenmutter heiße.

„Und hat der hochwürdige Herr denn die Sterbesacramente nicht bei sich?" war die Gegenfrage einer Wärterin. „Die gestrige Osterpredigt soll rechtschaffen schön gewesen sein, aber gesund war sie nicht, wie man gehört hat. Ist dem Prediger dabei schlecht worden und den Zuhörern auch. Heißt das, Einer, unserer armen Blumenmutter, die ist gar aufgeregt und verwirrt zurückgekommen und ist — wir haben es allmiteinander nicht gewahrt — die ganze Nacht draußen bei ihren Blumen gewesen. Die Nächte sind noch woltern kalt, und jetzt wird's mit ihr vorbei sein. Ich weiß gar nicht, wo Unsereins den Kopf gehabt hat, daß man nicht nachschauen geht noch gestern auf die Nacht! Aber wer hätt's denn vermeint? Wer hätte denn so was vermeint?"

Der Caplan trat in das Gemach der Sterbenden. Es war wieder dasselbe Antlitz, aber es war entstellt und seit gestern sehr gealtert. — Er tröstete sie mit Worten der Religion. Da blickte sie ihn traurig an und flüsterte: „Für mich giebt es nur einen Trost, und den habt Ihr nicht."

„Faßt Vertrauen, liebe Frau. Könnt Ihr es zu mir nicht haben, so habt es zu dem barmherzigen

Gott, als dessen Diener ich Euch besuche.“ Das sagte der Priester, indem sein Auge immer scharf an den Zügen der Greisin hing.

„So fragt ihn,“ entgegnete diese, „fragt den gütigen Gott, ob er von meinem Kinde was weiß. Ich habe einen Sohn; schon lange, lange ist er nicht mehr bei mir, aber er muß noch auf der Welt sein. Und jetzt, ehe ich — sterben muß —“

„Möchtet Ihr wissen, ob er glücklich ist,“ unterbrach sie der Priester.

„Ob er brav geblieben ist, möchte ich wissen!“ rief sie mit heller Stimme. Und dann erzählte sie, von Athmungsnoth und Fiebern oft unterbrochen, die traurige Geschichte, und wie sie seither ihren Franz nicht mehr gesehen habe.

Als sie geendet hatte, saß der Priester still an ihrem Lager und trocknete ihr die Stirne und strich ihr mit seiner Hand die ergrauenden Locken aus dem Antlitz.

Und endlich, als sie ruhiger geworden war und als sie ihn anblickte, so dankbar, daß er bei ihr sei und ihre schlimme Erzählung so geduldig vernommen habe, sagte der Caplan die Worte:

„Wenn jetzt, liebe Frau, Euer Sohn zur Thür hereinträte und setzte sich zu Euch, und nähme Euch an der Hand, so wie ich es jetzt thue, und wenn er ganz so wäre, wie ich bin —“

„Das wäre mir schon recht," nickte sie. Und nachdem sie ihn eine Weile groß angeschaut hatte, that sie den Schrei: „Franz!"

Seine Thränen fielen auf ihre Hand.

Sie richtete sich halb auf und sagte:

„Wenn Du der Franz bist, dann habe ich verspielt! Dann könnten die Andern ja auch so geworden sein, wie Du! — O Kind, o Kind! Ja, wie Du gesagt hast! ich habe nicht mehr gearbeitet, da hat mich mein Gott verlassen. Was thust Du jetzt mit einer Mutter, die Gott verlassen hat?"

„Mutter, Ihr habt alles hart gebüßt. Die Menschen haben Eure Schuld längst gestrichen und Gott hat Euch verziehen."

„Hat er das? Hat er's?" rief sie bebend, „und Du kannst es auch? Wenn Du es kannst, Franz!"

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn, sie schlang ihre Arme um seinen Nacken: „Mein Kind ein braver Mensch!" jubelte sie stöhnend auf und drückte ihn an sich und küßte ihn — und sank zurück.

Ihr Lebensfaden war gesprungen. Der Priester hat ihr die Augen zugedrückt.

Und als es Abend ward, da ruhte sie aufgebahrt im Saale.

Auf ihrem blassen Angesichte lag der Frieden, und ein Wald von grünen Gewächsen und Blumen umgab sie und rankte sich über ihrem Haupte zusammen.

Rothe Rosen neigten sich nieder gegen ihr Antlitz und schauten sie an.

Und wie dankbare Kinder das Grab ihrer Mutter besuchen, so stehen heute frische, thaufunkelnde Blumen auf ihrem Hügel.





Der Wildschütz.

In lichtem Glück und dunkler Ahnung.

Auf dem Berge drei hohe Kreuze, im Thale drei arme Menschen — das sind die Dinge, um welche diese seltsame Geschichte sich abspielt.

Die Kreuze auf der Lahmerhöhe sind aus Lärchenholz neu gezimmert, sie leuchten in der abendlichen Junisonne wie rothes Gold hinaus auf die grünen Almen und in das Waldland. Sie sind vor wenigen Tagen erst aufgerichtet worden, ohne daß man ein Heilandsbild oder einen der armen, unschuldigen oder sündigen Waldbewohner an das Kreuz geschlagen hätte.

Was bedeuten die drei kahlen Pfähle? — Auf den Heiland und auf die beiden Schächer räthst Du und vergißt, daß man den „Linken", den Verzweifelten und Verlorenen, als Schirmherrn gegen Blitz und Ungewitter nicht brauchen kann.

„Die drei Kreuze,“ so sprach am letztvergangenen Sonntage der Pfarrer zu Traboden, „die drei Kreuze, welche wir auf der Lahmerhöhe aufgerichtet haben, bedeuten Glaube, Hoffnung und Liebe, in deren Zeichen wir siegen. So schreiben wir diese Zeichen nicht allein auf Stirne, Mund und Brust zum Schutze gegen die Ränke des Bösen, wir stellen sie auch auf gegen die verderblichen Mächte der Natur, welche uns, unsere Wohnungen und Feldfrüchte bedrohen gegen Blitz und Ungewitter. So werden denn die neuen Wetterkreuze feierlich eingeweiht, und zwar am nächsten Samstage, als am Feste des Täufers Johannes, um 3 Uhr Nachmittags. Mögen meine Pfarrkinder, sowie die Andächtigen der Nachbarspfarren zu dieser heiligen Handlung zahlreich erscheinen!“

Diese Einladung drang auch in das waldumschattete Schirnthal und bis zum letzten Hause. In diesem Hause lebte die Familie des Meisters Gied. Als vor wenigen Jahren ein Theil des Schirnwaldes geschlagen wurde, war der Gied (Aegydi) Holzmeister gewesen. Und weil ihm um dieselbe Zeit zu Muthe gewesen, als ob er ein Weiblein brauchen und ernähren könne, so nahm er sich eben eins, ein braves und kreuzsauberes. Warum auch nicht? ’s ist Jedem zu rathen.

’s ist Keinem zu rathen! Der große Krach von Dreiundsiebzig, der uns heute noch in den Ohren

gellt, hat auch in den hintersten Wäldern widerhallt. Im Schirnwalde hörte das Holzschlagen auf, der Meister Gied war ohne Erwerb und konnte seine Meisterschaft nur in der Genügsamkeit bewähren. Er hatte stets gute Aussichten, stets genug Geld und war immer bei Humor. Lustig singend und pfeifend oblag er den kleinen häuslichen Geschäften, die nichts bedeuteten und nichts trugen, ging dann hinaus in den Wald und auf die Matten, um sich der Natur zu freuen. Wohl auch, um Arbeit zu suchen; fand er eine solche, so war sie zwar meist in wenigen Tagen wieder erschöpft, dann kam er mit irgend einem beim Jäger billig erstandenen Wildpret wieder heim und führte das stille, fröhliche Leben, wie jene Wesen, die nicht säen und nicht ernten und doch den Tisch gedeckt haben. Es war ein glückliches Leben; die Leutchen hatten sich gar lieb und Eines freute sich in der Freude des Anderen. Hernach kam das Kleine, und nun war der Himmel auf Erden so viel als fertig, und es war eine Waldidylle, wie sie der Dichter so gern, die Wirklichkeit fast nie dichtet. Aber die Wirklichkeit hat Recht.

Daß der Gied immer satt war, ohne irgend einmal ein erkleckliches Mahl zu sich zu nehmen, das fiel seinem Weibe endlich auf.

„Gied," sagte sie eines Tages zu ihm, es kommt mir nicht recht vor mit Dir. Dir muß was anliegen,

und Du sagst mir's nicht. Bist schon so lange ohne Arbeit, wie kann's denn sein, daß es uns alleweil noch so gut geht?"

Auf diese Anrede hub der Gied recht herzlich zu lachen an: „Geh', geh', Martha, grimm Dich nicht. Laß Dir's schmecken und denk' aufs Kindel; ich leid' keine Noth."

Daß es Stunden gab in der Nacht, wo er vor Sorgen nicht schlief, und Stunden am Tag, wo er Hunger litt, nur damit die Seinen sich sättigen konnten — das wußte die Martha nicht. Aber einem echten Weibe entgeht nichts; was es nicht weiß, das ahnt es. Wo sie ging und stand, da war ihr immer zu Muthe, als müsse sie den Spaten nehmen und graben, den Korb nehmen und sammeln die wilden, unbegehrten Früchte, die im Schirnthale reiften.

Und wenn sie plötzlich aufwachte mitten in der Nacht, ohne daß sie vom Kinde geweckt worden, war ihr, als müsse sie die Arme heben und die Hände falten und beten. —

Das Kind hüteten sie wie ihr Auge, durch das sie in den Himmel schauten. Es war erst wenige Wochen alt; wie gern blickten sie in das kleine Angesicht, auf welchem noch der Frieden einer unerweckten Seele lag. — Da sproßte ein Leben auf, wie eine Rankenpflanze, die eines Haltes bedarf und keinen haben wird.

Genug Ursache der Kümmerniß für das Mutterherz. Aber auch — trotz alledem — genug Ursache, glückselig zu sein. — Ein holdes, gesundes, bluteigenes Kind! — Ein Mädchen war's. Und Mädchen gehen vielem Leiden entgegen, aber auch vieler Seligkeit, von der ein Mann nichts weiß und nichts erfahren wird. — Welch eine Mutter wird nicht Leib und Seele einsetzen, ein solch junges Leben zu schirmen!

Martha dachte daran, als sie eines heißen Junitages mit ihrem Kinde im Schatten der hohen Fichte saß, die hinter dem Hause anfragte. Zwischen den säuselnden Aesten stieg ihr Blick zu dem grellschimmernden Gewölke auf, als sollte sie dort lesen können die Zukunft des Säuglings, der an ihrem Busen schlummerte.

Ein Pochen, das sie vom Hause her vernahm, weckte sie aus ihrem Sinnen. Und sie sah dort an der Thüre ihrer Wohnung ein Bettelweib stehen, das auf seinen Rücken gebunden ebenfalls ein Kind trug. Die will ein Almosen. Helf' Gott, man hat für sich und seine eigenen Leute genug zu sorgen bei solcher Zeit. Wie lang wird's währen, so gehen wir selber betteln. — So dachte Martha und duckte sich hinter den Stamm, daß sie die Bettlerin nicht sollte bemerken können.

Diese stand ganz demüthig vor der versperrten Thüre und klopfte. Und dann blickte sie traurig um

sich, ob denn wirklich kein Mensch daheim wäre, wankte zum Brunnen und setzte sich auf den Kopf des Troges und sah hinaus in die gewitterdüstere Gegend. Ich will doch wohl gehen und ihr eine kleine Gabe reichen, sie ist auch eine Mutter, sagte die Martha bei sich, aber eine andere Stimme in ihr rief: Darfst Du? Was Du verschenkst, das raubst Du Deinem eigenen, armen Kinde. Das einzige Gesetz, das mir Gott hat vorgeschrieben, heißt: Erhalte Dein Kind! Wer so muß streiten mit der Kümmerniß, wie ich, zu dem darf Gott den Bettler nicht schicken, so lange es noch Großbauern giebt draußen im Thal, denen das Korn im Kasten verdirbt.

Das Bettelweib kauerte am Brunnen und wiegte nun ihr wimmerndes Kind. Dann hielt sie die hohle Hand unter den Wasserquell und führte in diesem Gefäße Labsal zum Munde des Würmchens. — Als Martha vom Baume aus dieses sah, sprang sie auf, und eilte mit ihrem Kinde zum Bettelweib hinab: „Wartet doch, ich geb' Euch Milch fürs Kleine!“

In demselben Augenblicke loderte ein Feuerstrom, schmetterte ein Schlag, und auf dem Baume, unter welchem die Martha mit ihrem Kinde eine Minute früher noch gesessen war, brüllten die Flammen.

Ein Regenguß brach nieder und die beiden Mütter taumelten in das Haus.

Daß die Retterin, das Bettelweib mit dem Kinde, gesättigt worden war, versteht sich. Als nachher der Gied nach Hause kam, fiel ihm die Martha um den Hals.

„Gottlob, daß es so gut ist vorbeigegangen!" rief der Gied. „Der Baum ist gespalten, aber das Feuer hat der Regen verlöscht."

„Du weißt es ja nicht, daß wir unter dem Baume sind gesessen," sprach sie, „o Gied, schau' uns an, wir leben noch Beide. Aber das gelob' ich: so lang ich noch den letzten Bissen hab', soll kein Armer vergebens klopfen an meiner Thür."

Um dieselbe Zeit war's also, daß der Pfarrer zu Traboden die Einladung ergehen ließ zum Weihfeste der drei Wetterkreuze auf der Lahmerhöhe.

„Da bleib' ich wohl nicht daheim," sagte die Martha, „da mußt schon so gut sein, Gied!"

Er sah sie an, sie fuhr fort: „Und mußt mir auf das Emmerl schauen. Lang will ich nicht aus sein. Aber mein Dankopfer muß ich beten bei den Wetterkreuzen, daß mich mein lieber Herrgott so gnädig hat in Schutz genommen."

„Kunnt'st das nicht daheim abmachen, Martha?" fragte er; „wenn der lieb' Herrgott dagewesen ist, daß er Dich beschützt hat, so wird er wohl auch da sein, wenn Du ihm Dank sagen willst!"

„Das ist rechtschaffen gescheit geredet von Dir," antwortete das Weib, und es war etwas Spitziges

in der Rede, „es ist schön, wenn man den lieben Gott alleweil so vor Augen hat wie Du. Aber was wegen, möcht' ich wissen, haben sie denn die Kirchen gebaut und die Kreuze aufgestellt?“

„Ist schon recht,“ unterbrach er sie, „so gescheit bin ich schon, daß ich mit Dir über so was nicht streit'. Geh' Du hin beten, wohin Du willst, ich verricht' meine Andacht im grünen Wald.“

Sie sah ihm lange und scharf ins Gesicht. Sie dachte es nicht, aber sie fühlte es vielleicht, daß eine solche Anschauungsweise bei einem armen, ungeschulten Bauersmanne nicht in Ordnung ist.

„Jetzt, Dein Beten im grünen Wald, das möcht' ich schon hören,“ sagte sie, es lag aber keine Bitterkeit mehr in dem Wort, sie lächelte ein wenig dabei. Sie wußte wohl, er müsse gestimmt und gewonnen werden als mildgesinnte, fürsorgliche Kindeswärterin.

„Das wird sauber werden,“ murmelte er, „ich g'freu' mich schon d'rauf. Wüßt' ich nur, was ich für eine Ausflucht haben soll, wenn sie an meiner Brust dasselbig sucht, was ihr an Deiner in den Mund hineinwachst.“

„Eh', daß Du halt alleweil so ein Spaßmacher bist!“ sagte sie und schon hatte er einen kleinen Klapps auf der Wange. „Wenn ich zu Mittag fortgeh', so bin ich bis zum Dunkelwerden, denk' ich, doch leicht wieder da. Ein Töpfel warmer Milch

haſt auf dem Herd. Die Windeln hängen auf der Stangen. Jetzt ſtell' Dich einmal her und ſchau' wie Eins das macht. Meine Mutter hat gern geſagt: Ein ganzer Mann muß Bären ſcheeren und Kinder warten können."

„Oh!" rief der Gied, „Bären ſcheeren will ich ſchon, wenn Dich's geluſtet, Bärenwollſtrümpf' zu tragen, aber zum Kinderwarten muß Einem eine b'ſundere Kuraſch angeboren ſei."

Es half ihm nichts, er mußte ſich ſchon etliche Tage vorher zur Uebung bequemen. Bisher waren ihm von allen Verrichtungen, die ſich auf das Kind bezogen, nur die angenehmſten zugefallen; nun kam das minder Angenehme, und er hat bei der Probe auch hierin ſeine Sache recht brav gemacht.

Das Feſt der Kreuze.

So nahte der Tag des Täufers Johannes.

Schon am frühen Morgen als die Leute der umliegenden Thäler aus ihren Fenſtern blickten, aus ihren Häuſern gingen, ſtrahlten die drei Kreuze auf der Höhe in hellem Sonnenſcheine. Ein Morgen zur Sommer=Sonnenwende! Es iſt das letzte Blaß des vergangenen Tages im Nordweſten kaum ver= gangen, ſo wird der Horizont im Nordoſten ſchon wieder ſchärfer. Es keimt der neue Morgen, doch dauert es noch ſtundenlang, bis er ſich vollzieht und

die wunderbare Rosenknospe aufbricht, für die wir jauchzend, weinend tagtäglich aufs neue dem Himmel danken sollen.

Im Thale lag noch die Dämmerung, über einzelne Striche dehnten sich Nebelstreifen, schwerer Thau zitterte auf den Gräsern der ungemähten Wiesen.

Und dort oben auf der kahlen Lahmerhöhe ragten, schlank wie Strohhalme, die besonnten Kreuze in die tiefe Himmelsbläue auf. Schon am frühen Morgen sah man Leute hinansteigen und hinanfahren mit allerlei Geräthen und Nahrungsmitteln, wie man sich zu einem Volksfeste rüstet. Und je mehr der Tag vorschritt, desto lebendiger wurde es auf der Höhe; und in Traboden läuteten sie mit allen Glocken zum Auszuge der Kreuzschaar.

Und um die Mittagszeit war's, als im letzten Hause des Schirnthales die Martha auf der Wiege saß und ihrem Säugling das letztemal zu trinken gab. Das Kind schlief dabei ein; sie legte es in die Wiege und zog mit dem Daumen ein Kreuz über sein rundes, weißes Gesichtchen. — Dann wiederholte sie dem Gatten noch einmal alle Obliegenheiten, zu denen er sich verpflichtet hatte, und schärfte ihm Dieses und Jenes noch besonders ein, dessen Sinn und Nothwendigkeit ein Mann, und wäre es gleich der Holzmeister Gied, nicht immer begreifen mag.

Dann prüfte sie noch, ob sie wohl auch die Betschnur bei sich habe und ging davon. Ging durch die Wälder, ging über die Matten der Lahmerhöhe zu.

Ein Forstjunge mit dem blanken Gewehr begegnete ihr im Walde. Er fragte das junge, frische Weib neckisch, ob auch sie auf dem Wege sei zu den drei göttlichen Tugenden.

„Wie meinst denn das?" fragte sie scharf, ohne stehen zu bleiben.

„Na, ich meine nur, weil der Herr Pfarrer gepredigt hat, die drei Kreuze da oben wären Glaube, Hoffnung und Liebe."

„Nachher wird's auch so sein. Leicht thät's immer einem Andern auch nicht schaden, wollt' er hinaufsteigen, anstatt in der Wildniß herumzustreichen wie ein Fuchs."

Da trat ihr der Forstjunge einen Schritt näher und sagte: „Weißt, ich bin schon so ein Mensch, und meine Religion ist die, wenn ich im Wald einem sauberen Weibsbild begegne: Hat sie mich lieb, so glaub' ich, daß die Hoffnung auch nicht ausbleibt, und so hab' ich die drei Tugenden recht kamod beisamm' und brauch' nicht erst hinaufzuklettern auf die Lahmerhöh'."

— Ueber und über gottlos sind sie, diese Waldstreicher, dachte die Martha bei sich, und ließ den Burschen allein stehen.

Auf der Lahmerhöhe ging's wunderlich zu. Es war, als ob das Himmlische und das Weltliche miteinander Hochzeit hielten. Die Kreuzstämme waren umrankt mit Reisigkränzen und Blumengewinden. Bunte Fähnlein waren aufgesteckt; am Fuß der Kreuze war ein Betpult, ein Wasserbecken und eine Kanzel aufgeschlagen.

Um die Kanzel, als sie der Pfarrer von Traboden bestieg, drängte sich nun alles Volk zusammen. Ein rother Schirm war darüber gespannt, denn die Sonne brannte heiß. Die Kreuze warfen nur kurze Schatten über die aneinander gedrängten Häupter hin. Sanft wehten die Fahnen im Lüftchen, das über die Höhen strich.

Der Priester begann so zu sprechen:

„Andächtige Versammlung!

Unsere Gemeinde liegt in einer Gegend, die leider Gottes so häufig von verheerenden Elementen, als Sturm und Blitz, Wildwasser und Hagel, heimgesucht wird. Die Aeltesten der Gemeinde haben sich daher entschlossen, einem alten Brauch und Glauben gemäß Wetterkreuze aufzurichten; sie hoffen, daß sich die Gewalt der Stürme brechen werde in diesem Zeichen unserer Erlösung, sie hoffen, daß uns Gott gnaden werde, wenn wir ihn anrufen im Kreuze. — Möge diese fromme Hoffnung nicht zu schanden werden! — Da uns jedoch, meine Lieben, das Jammerthal dieser Erde als Prüfung einmal be=

stimmt ist, so mag es wohl geschehen, daß auch in Zukunft die Geißel des Herrn nicht spurlos an uns vorübergeht. Wir wollen unsere Zuversicht nicht verlieren, wollen beten zum Kreuze, denn jedes Gebet findet Erhörung, es wäre denn, daß eine große Sünde im Hinterhalte liege; diesen Fluch freilich kann weder das Kreuzbild noch das innigste Gebet in Segen wandeln. Möge Keiner von uns in der Drangsal die Zuversicht verlieren zum heiligen Kreuze. Mögen wir durch die Erinnerung dessen, was der Unschuldigste, der Göttliche selbst auf diesem Stamme gelitten hat, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! Das Kreuz ist ohne Heilandsbild, um uns zu mahnen, daß der, welcher einst verblutend seine Arme ausgestreckt hat, nun in der ewigen Herrlichkeit thront, und dieses Kreuz jetzt seine leeren Balken ausbreitet, um uns zu umfangen. Denn, wollen wir einst seiner Glorie theilhaftig werden, so müssen wir unentwegt dem Pfade seiner Leiden und seiner Tugenden folgen. Doch müssen die drei göttlichen Tugenden, welche in dieser Dreizahl des Kreuzes versinnlicht werden, nicht blos auf Gott, sondern auch auf die Mitmenschen angewendet werden. Glauben wir an unsere Fähigkeit, immer vollkommener und gottähnlicher zu werden, glauben wir, daß unsere Mitmenschen besser sind, als sie uns dargestellt werden von Neid, Selbstsucht und Verleumdung.

Hoffen wir, daß das Menschengeschlecht sich immer mehr entwinden werde dem Rohen und Thierischen dieser Welt und Allem, was wir Teufel nennen; hoffen wir, daß der Mensch, seines Gottes Ebenbild, einst noch weit mächtiger als heute, die Elemente beherrschen und zu seinem Dienste machen werde — ein Theil jenes Geistes, der den Stürmen gebietet, dem das Meer gehorcht. Und lieben wir demnach diese Welt, die wie ein heiliges Feuer das Menschengeschlecht läutert, und die dem Geläuterten so reich ist an Glück und Seligkeit. Lieben wir die Mitmenschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf. Ist erst die Menschenliebe allgemein, dann ist die Welt erlöst, und das Kreuz bricht zusammen auf ewig. Das, ihr Geliebten, sei unser Glauben, Hoffen und Lieben. Diese Kreuze, die wir heute segnen, werden uns wieder segnen. Es möge sie auf einsamer Höhe das liebe Sonnenlicht umstrahlen, es mögen Blitz und Donner sie umbrausen, es mögen die finsteren Winterstürme sie umhüllen — allerwege seien sie uns eine dreifache Stimme des Glaubens, der Hoffnung und Liebe! Sie mögen niederblicken auf lachende, gesegnete Thäler voll fröhlicher Menschen, oder sie mögen niederschauen auf Drangsal und Noth — wie Gott es will! Immerdar seien sie uns ein mahnender Ruf des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Amen."

„— Vergelt's Gott!" murmelte es durch die Versammlung, ein Beweis, daß die Worte des Priesters den Leuten zu Herzen gegangen waren.

Dann folgte der eigentliche Act der Kreuzeinweihung, den das Krachen von Pöllern weit in die Thäler hinaus verkündete. Hierauf sangen die Stimmen der Menge vereint das Lied:

„Heilig's Kreuz, sei uns're Fahne,
In des Lebens jeder Noth,
Die uns wecke, die uns mahne,
Treu zu sein, bis in den Tod.
Sei mit Mund und Herz verehret,
Ruhestätte meines Herrn!"

Das Volk lag auf den Knien vor den drei Stämmen, und der Zimmermann, der noch wenige Tage zuvor mit der Pfeife im Mund und irdischen Sinnes voll die Pfähle ausgehackt hat, küßt nun dieselben mit frommer Inbrunst. Denn von heute an ist dieses Holz geheiligt durch den Segen des Priesters und durch den Glauben des Volkes

Unter der Menge kniete auch das Weib des Meisters Gied. Sie war vielleicht die einzige wahrhaft Andächtige unter Allen. Sie verrichtete ihr Dankgebet für die Rettung von jähem Tode. Nicht für ihr eigenes, für ihres Kindes Leben dankte sie so heiß. Dabei war ihr angst und bang. Es war ihr, als dürfe sie sich nicht erheben von ihren Knien, bevor sie ein Großes erbeten habe. Und sie wußte

nicht, was. Sie blickte in der Richtung des Schirnthales hin, ob doch nicht etwa eine schwere Wetterwolke lag über ihrem Hause. Der Himmel war heute klar und rein, aber die Beklommenheit ihres Herzens wurde immer schwerer. Sie hob ihr Auge zum Kreuzbilde auf und erschrak. Vom Mittelpunkte des Kreuzes, dort, wo des Heilands Haupt geruht hatte, ging ein blendender Glanz aus. — — Es war nicht blos die innere Erscheinung eines gläubigen Gemüthes, es war Wirklichkeit. Gerade hinter dem Kreuzbilde stand die Sonne, deren Stern in diesem Augenblicke durch das Holz verdeckt war, deren Strahlen also vom Stamme auszugehen schienen. Des Kreuzes Schatten lag über der Brust und über dem Angesichte unserer armen Beterin ....

Schon zog dieser Schatten gedehnt über die Höhe hin, und die Leute hatten die Kreuze verlassen und sich den Freuden des Volksfestes zugewendet, welche weiter unten in Gesang und Musik erschallten, als die Martha noch immer auf der Anhöhe kniete. Wie, daß sie heute trotz des innigsten Gebetes nicht beruhigt werden konnte? — Lag denn eine schwere Sünde im Hinterhalte?

Die Welt lieben! hieß es in der heutigen Bergpredigt. Das ließen sich die Leute nicht zweimal sagen. Gott zu Ehr' lustig sein! das ist ja doch auch ein Verdienst. Der Berg, dessen oberste Kuppe die Lahmerhöhe ist, zählt viele geeignete Plätze.

Da die Niederung mit dem glatten Grasboden zum Tanzen, nebenhin der weite Raum für Krämerbuden, Lebzeltenstände und allerlei Volksspiele, an der Felswand etliche Höhlen, die als Keller und Trinkstuben eingerichtet waren. Darunter die Bläser, Trommler und Zithernspieler. Das Volk bunt durcheinander, und dieselben Kehlen, welche oben die ergreifende Weise des „Kreuzliedes" gesungen hatten, verfügten auch über andere Stimmungen:

„Und wallfahrt'n bin ich gongan
Heuntigs Togs, zeitli frua,
Ka Kirchn hon ih gfunden,
Oba Wirtshäusa gnua!"

„Ih ken' scha Dein Brauch,
Und woaß, wo ma Dih find't:
In Wirthshaus ganz vor
Und in da Kirch'n ganz hint!"

„Mei Voda hot gsogt:
Ih vartrinkad schon Olls!
Jo, gehn dan meini Schuach und Strümpf
Owi ban Hols?"

„Hon an Branntwein hiaz trunkn,
Bin a weni bezecht,
Und ih lochad dazua,
Wan mi 's Mensch neama möcht!"

„Bin a frischa Wildschütz,
Und ih woaß ma zwee Ständ:
Ban Dirndl ihr'n Fenster
Und ban Gamsl in Gwänd!"

Der Pfarrer trank auch ein paar Gläschen und freute sich mit den Fröhlichen. Als aber das Gelage immer toller wurde und die Lieder immer ausgelassener, da machte er sich auf den Heimweg. Er weist ihnen einmal in der Woche des Herrn Wege, ob sie dieselben wandeln wollen oder nicht, das ist ihre Sache.

Beim „Waldherrn" auf der Bank.

Endlich denkt die Martha an den Heimweg.

Still schleicht sie zwischen den Leuten thalwärts, setzt sich dann unter der Felswand in eine abseitige Nische, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Sie ist erschöpft, es zittern ihr die Glieder. Sie fühlt, als wären seit der Geburt des Kindes alle Kräfte ihres Körpers zurückgekehrt ins Herz, um dort in der heißen Liebe zu verbrennen.

Jetzt trat ein kleiner, behender Mann in Jägertracht zu ihr. Er schien sie schon früher beobachtet zu haben.

„Warum denn so einschichtig?" fragte er. Sie grüßte ihn höflich, denn es war der Waldaufseher und oberste Forstbeamte aus Breitenham, von den Holzleuten auch der „Waldherr" genannt. Er hatte vom Gutsherrn Macht, die Waldarbeiten zu vergeben und von ihm konnte der Gied Vortheil ziehen. Der „Waldherr" hatte öfter im Hause des

Gied zugesprochen und sich als ein recht freundlicher Mann erwiesen.

Nun schielte er die Martha schmunzelnd an und setzte sich in reitender Stellung auf die Bank, auf welcher sie saß und mit einer Semmel ein Gläschen Wein austunkte.

„Na," meinte er dann, „es ist ja gar nicht zu verwundern, wenn Dir die Lustigkeit nicht recht viel von Herzen geht."

„Warum?" fragte sie, „möcht' wissen, wesweg ich nicht lustig sein sollt'?"

„Und zuweg bist Du es denn nicht?"

„Wer kann's wissen, daß ich's nicht bin? Bei mir liegt's zu tief, als daß ich's so kunnt ausschreien, wie Andere."

„Geh', mach' mir nichts weiß, Martha, ich bin kein heuriger Has. Du solltest nicht geheiratet haben."

Sie sah ihn groß an. – Was nimmt sich nur der Waldherr heute heraus?

„Glaub's ja," fuhr er fort, „daß Du soweit recht zufrieden bist mit Deinem Mann. Wenn ich's nur auch wär'!"

„Hat der Gied schlecht gearbeitet?" fragte sie.

„Darüber gar keine Klag', und leicht kann ich ihm schon die nächst' Wochen wieder eine Holzarbeit zuschanzen, daß er einen Erwerb hat. Aber ein gutes Wort mußt für ihn einlegen."

„Ich? bei wem denn?"

Der Waldherr ritt ihr näher, streckte den langen hageren Hals aus und schmunzelte: „Nun eben beim Waldherrn. Der laßt sich von so einem sauberen Weibsbild leicht überreden.“

„Ist der Herr halt so gut,“ sagte sie, „und daß mein Mann wieder eine Arbeit —“

„Na, na, so nicht, so. Ihr Weiber redet am besten, wenn Ihr still seid, und so versiegelt man Euch bei Zeiten den Mund.“

Sein Arm lag auf ihrer Achsel, er wollte sie küssen.

„So?!“ rief sie und stand auf. „Jetzt, das ist mir genug!“

„Mir nicht,“ flüsterte er, „und ich rathe Dir in Freundschaft, Martha, daß Du Dich heute von mir durch die Wälder begleiten lassest. ’s ist unsicher und ich denk’, daß Du’s ungern siehst, wenn der Gied eingesperrt wird.“

Sie schrak zusammen, sie wollte ein Wort der Entrüstung schleudern gegen diesen Mann, auf dessen zuckendem Gesichte Hohn und Begierde zugleich lag; aber bevor sie noch der Stimme mächtig wurde, raunte er ihr zu: „Der Gied ist ein Wildschütz!“

Nun hat die Martha keinen Schrei mehr versucht. Unbeweglich saß sie auf der Bank und starrte auf das Flechtengewebe zu ihren Füßen. Jetzt sah sie auf einmal alles klar — ihr Mann ein Wilddieb.

In Mitleid langte der Waldherr nach ihrer Hand: „Ich und mein Forstjunge, sonst weiß es Niemand und soll's auch Niemand wissen. Der Gied bekommt Arbeit; ich übergebe ihm den Oberschlagwald, da seid Ihr auf Jahre hinaus versorgt. Und jetzt komm', Martha; der Wein ist bezahlt."

Sie sprang auf, eilte hinweg und verlor sich im Gedränge. Der „Waldherr" sah ihr ruhig nach, ritt eine Weile noch auf seiner Bank und murmelte: „Jetzt lauft sie zu ihrem Manne; da muß ich sorgen, daß er nicht entwischt. Und dann —"

Die arme Martha lief, was sie laufen konnte, ihrem Hause zu. Sie mußte ihn fragen, ob es wahr sei, was sie von ihm gehört, und gleichzeitig ihn beschwören, daß er Nein sage. Und sie wußte es doch, es konnte nicht anders sein, und sie sagte sich andererseits wieder, es könne nicht so sein; ein so guter, heiterer, herzinniger Mensch, wie der Gied, könne kein Verbrecher sein. — Selbst wie ein gehetztes Wild, das aber nicht den Jäger, sondern nur den Wildschützen fürchtet, so floh sie durch die Wälder und der lange Sommertag begann schon zu dämmern, als sie ins Schirnthal kam. Sie sah das Haus und war auf Vieles gefaßt. Und doch nicht auf das Eine, was sie dort erwartete.

Der Schütz auf der Pürsch.

Dem Erzähler ist Alles möglich und Vieles erlaubt. So faßt er am Abende dieses Sonnenwendtages die Sonne, wie sie eben hinter den fernen Zacken der Alpen niedertauchen will, und schleudert sie zurück gegen den Zenith, daß es wieder Mittag ist — die Zeit, in welcher die Martha das Haus verließ, um zum Kreuzfeste auf die Lahmerhöhe zu gehen.

Als sie fort war, und auch dem Blicke vom Fenster aus verschwunden da athmete der Gied auf. Hatte er es denn nicht lieb, sein junges, herziges Weib? — Eben, weil er es lieb hat, so gar über Alles lieb hat auf dieser Welt, eben deshalb athmete er jetzt auf. Denn was er sinnt und plant und an diesem Nachmittage wieder ausführen wird, das geschieht ihr zu Lieb'; und wenn er's heimlich thut und es verhüllt mit allem Truge der Welt — so geschieht es ihr zu Lieb'. Sie will das Leben und sie will einen braven Mann — beides soll sie haben. Aber beides kann der arme Holzarbeiter zu dieser Zeit nicht geben.

So geht er oftmals heimlich mit der Büchse in den Wald und kommt dann mit einem todten Rehe heim, das er „beim Jäger wohlfeil erstanden hat“.

Auch heute ist wieder ein günstiger Tag. Die Jagdgehilfen und Försterjungen sind allfort gerne

dort dabei, wo es lustig zugeht. So sind sie heute beim Volksfeste auf der Lahmerhöh'. Der Wald ist menschenleer — oben bei den fünf Lärchen grasen die Thiere.

Aber — der Gied blickte auf das schlummernde Kind. Wer wird einstweilen da sein und es wiegen, wenn es schreit, und es tränken, wenn es dürstet? — Was thut's, wenn es schreit? das kräftigt die Brust. Warum soll es nicht einmal ein bischen dürsten? wird ihm dann die Ziegenmilch um so besser schmecken. — Das Haus wird gut verschlossen, daß Du mir nicht davonlaufen kannst, kleine Emma. Also was meinst?

Er saß an der Wiege und lehnte sich an die Wand und betrachtete das herzige Köpfchen und schmiedete Ränke. — Wenn ihr Weiber den Gied gesehen hättet in diesem Augenblicke, da der Engel und der Teufel stritten um sein Herz: er war schön. Ein dunkler Schatten ging über sein männliches Gesicht; in den Augen brannte nicht allein die Flamme der Opferfreudigkeit und Sorgfalt für die Familie, sondern auch die Leidenschaft des Schützen. Aber Eins war in ihm, das ganz still und bescheiden fragte, ob er's denn übers Herz bringen könne, sein Kind im öden Waldhause allein zu lassen?

Er hörte die Stimme und antwortete ihr endlich: Nein, ich kann es nicht. Aber ich bleib' auch nicht daheim. Ich geh' in den Wald, und das Kind

nehme ich mit. — Es ist ja doch nur ein kleiner Spaziergang bis hinauf zu den fünf Lärchen. Dort setzt er sich auf das sonnige Moos; die Kleine ist ruhig und thut oft halbe Tage lang keinen Laut. Er braucht den Thieren gar nicht nachzulaufen — sie kommen selber auf den Anstand.

Er holte das Schußgewehr von der Oberkammer und stieß den Schaft in den Fußboden. Darüber erwachte das Kind und blickte gar befremdet umher, als wollte es fragen: Wozu habt Ihr mich geweckt?

Wie oft hat der Gied später diesen fragenden Blick gesehen!

Nun das Kind wach war, beugte er sich über dasselbe hin und sagte: „Gehen wir Haserl schießen?"

Es ist kein Zeichen geschehen an dem jungen Wesen, das für eine Bejahung oder Verneinung hätte gehalten werden können. Wer innerlich mit sich selbst nicht im Reinen ist, der möge niemals ein Orakel fragen — es betrügt ihn, oder es schweigt.

Der Gied hob sein Kind aus dem Bettchen und wickelte es schlecht und recht in die Windeln. Dann zerlegte er sein Gewehr in Theile, verbarg diese in seinem weiten Lodenrock, steckte ein Ledertäschchen mit Pulver und Blei zu sich, nahm hierauf das Kleine in den Arm und verließ das Haus.

Der wunderlichste Wildschütz, der je durch die Wälder geschlichen ist.

Schon als er an dem vom Blitze gespaltenen Baume vorüberging, hörte er von der Lahmerhöhe her das Knallen der Pöller, und als er zwischen den dünnzerstreuten, graubärtigen Fichtenzwergen hinaufschritt, klang auch mancher Ton der Musik herüber vom Volksfeste, dessen sich die Leute der ganzen Gegend dort drüben freuten.

— Sie mögen trinken und tanzen, sie mögen die kräftigste Predigt hören — 's ist alles miteinander kein Vergleich zu der Lust, die der Mann mit der Büchse empfindet. Das Kind lugt zwischen der Kopfhülle hervor mit hellen Aeuglein in den lichten Tag hinaus. Es versteht sich schon auf das Angenehme einer Waldwanderung, ist heute nicht das erstemal, daß es herumgetragen wird.

Sie kommen über eine glatte, grüne Blöße, auf welcher manche Hummel summt, mancher Schmetterling gaukelt. Der Gied läßt seine Augen nach links und rechts schießen, ob er etwa dort auf dem Heidegeländ, oder dort zwischen den Dickichtgruppen des jungen Anwuchses irgend „Etwas" wahrnehme.

Wo die Blöße aufhört und der junge dichte Wald beginnt, stehen die fünf Lärchen, die in der weiten Umgebung zu sehen sind und wie ein Dom mit hellgrünen Kuppeln hochaufragen über dem dunkeln Grunde des Dickichts.

In ihrem Schatten, und geborgen zwischen den Stämmen, läßt sich der Gied mit dem Kinde auf

dem Rasen nieder, aber nicht um zu ruhen, sondern um zu lauern. Und bald hört er dort ein Knistern, sieht hier und da was zucken im Gebäume. Jäger und Wilderer hören und sehen, was andere Leute nicht hören und sehen. — Dem Gied wird ganz heiß und fieberhaft. Leise, aber rasch steckt er sein Gewehr zusammen, macht es bereit und huscht in das dichte Getanne. Er windet sich hin und her und lugt nach einem günstigen Stand. Nun hat er einen, von dem aus er den Waldrand einerseits und das Heidegeländ andererseits beherrscht. — Das Gewehr ist in guter Lage. Nun wartet er.

Bald wagt sich ein Rehbock aus dem Dickicht hervor, schaut sich ein bischen um auf der Blöße, springt aber rasch wieder in's Gestrüpp. — Der Gied zittert vor Begier. So sehr hatte ihn die Lust noch nie überkommen als heute, er mußte sich zu beherrschen suchen, sonst konnte nicht gutgestanden werden für einen Treffschuß.

Jetzt kommt das Rehböcklein noch einmal hervor und hebt sein kluges Haupt und horcht und schnuppert. — Es ist nicht ganz geheuer in den Lüften. Doch war es nur das halbverlorene Schallen der Festmusik, die von der Lahmerhöhe herüberwehte. Soweit nichts Gefährliches. Es trabte gelassen über das Grüne hin, und nun kam auch eine Rehgais mit zwei flinken Kitzen hervor und die Alten huben an zu grasen.

Mehrere Ziele auf der Weid' und nur ein Schuß im Rohre! Das ist der größte Conflict im Schützenleben.

Die Rehe ziehen sich allmählich gegen die fünf Lerchen hin, das Bleirohr im Dickicht folgt ebenso allmählich ihrer Richtung. Sie werden endlich ganz sorglos und heben miteinander an zu scherzen. Sie lecken sich und eins legt das Haupt auf den Rücken des anderen — sie haben sich lieb. Da kracht der Schuß. Der Bock macht einen hohen Sprung — läuft ein paar Schritte, dann knicken seine Vorderfüße ein und er stürzt zusammen.

Die anderen sind ins Dickicht gefahren.

Der blaue Rauch weht in das Gewipfel auf; der Gied eilt hervor.

„So, Bürschel!" sagt er zum todten Rehbock, „jetzt geh'n mir miteinander!" und schleppt ihn über den Rasen hin ins Dickicht.

Das Thier zuckt noch mit den Füßen, mit den Ohren, und starrt den Mann mit brechendem Auge an.

„Es thut mir leid," sagte der Gied, „aber jetzt kann ich dir nichts mehr zugute thun, als das!" und versetzte ihm den Gnadenstoß.

Nun war die Sorge, wie das Thier am besten und sichersten nach Hause zu befördern wäre — da fiel ihm das Kind ein. — Wo war's denn? — Das mußte noch unter den fünf Lärchen liegen.

„Verdammt!“ murmelte er, „wenn das die Martha wüßt’!“ und eilte nicht ohne Aufregung der Stelle zu, wo er sich früher mit dem Kinde niedergelassen hatte. — Und als er es auf dem Rasen liegen fand, und wie es eben mit seinen kleinen Augensternen einen weißen Falter verfolgte, der über ihm tanzte, da sagte der Gied: „Nu schau, das hab’ ich ja gewußt, daß Du brav bist. — Haben jetzund einen saggrischen Kerl ’kriegt!“

Er nahm das Kind und trug es zur Beute in das Dickicht, um dort bequem aufzuladen — Eins hinten und Eins vorn.

Noch war er bei dieser Arbeit, als Männerstimmen laut wurden.

Der Gied hielt erschrocken inne und sah durch das Gestrüpp, wie über die Blöße zwei Jägerburschen heraufschritten.

„Ich sagte es ja,“ sprach der Eine, „heut’, wo der Leutzusammenlauf ist, geht’s im Wald nicht sicher.“ Er blickte prüfend um sich: „Da herum muß der Schuß gefallen sein.“

„Nach meinem Dafürhalten,“ versetzte der Andere, „ist es weiter oben gewesen.“

Der Erste blieb stehen: „Richst Du nichts?“

„Nein.“

„Aber ich rieche Pulver.“

„Nachher muß schon da herum geschossen worden sein.“

„Anton,“ sagte der Erste, „ich glaube, wir nehmen die Stutzen in die Hand; man kann nicht wissen.“

Als der Gied im Dickicht das hörte, langte er sofort nach seinem Gewehr, um es zu laden. Doch mußte er einhalten, durfte nicht das mindeste Geräusch hören lassen, die Männer kamen ganz in seine Nähe. Das Kind lag im Moose, es zog das Köpfchen etwas unruhig hin und her. Dem Gied stockte der Athem. Krampfhaft faltete er die Hände und hauchte der Kleinen zu: „Emma! um Leben und Sterben Willen, jetzt halte Dich still!“

Aber das Kind mochte die Lage so ungewöhnlich und unheimlich finden — es war ihm nicht wohl zu Muthe, es regte und wendete sich und verzog sein Gesichtchen. Der Gied nahm es auf seinen Arm und wiegte es leicht und starrte angstvoll in das kleine, schuldlose Antlitz, dessen mindester Laut nun an ihm zum Verräther, an Vater und Mutter zum Unglück werden mußte.

Kaum zehn Schritte vom Versteck, auf dem Anger standen die beiden Waidmänner wieder still.

„Schau her, Anton, da ist der Rasen blutig.“

„Dann haben wir's.“

„'leicht steckt er im Dickicht d'rin.“

„Meinst?“ sagte der Andere, „ich glaube nicht, daß er auf uns wird gewartet' haben. Der ist sicher in den Wildgraben hinabgefahren.“

„Es kommt d'rauf an. Gehen wir den Blutspuren nach." Sie thaten es aber in entgegengesetzter Richtung.

Der Gied preßte das immer unruhiger werdende Kind an seine Brust. Die todten Augen des Rehbocks starrten den Vater an, der so sehr sein Kind herzte. Dieses wollte schon zu schluchzen anheben, aber fest, so fest drückte der Mann das Köpfchen ans wildpochende Herz, daß es still war.

„Das Blut ist noch ganz frisch und warm," sagte einer der Jäger und beschaute den Boden.

„Jetzt zu Sonnenwenden Wildpret schießen!" rief der Andere, „Du freu' Dich, wenn wir Dich kriegen! Lump, verfluchter!"

„Die Spur weist gegen die fünf Lärchen hin."

„Ich sag' immer, er ist über den Heiderkogel in den Wildgraben hinab — wenn er gescheit ist gewesen."

„Werden ja sehen."

Sie schritten, den Blutspuren folgend, gegen die Lärchen hin.

„Da hört's auf. Da hat der Schurk' die Wunde verstopft."

„Hier im Moos ist ein Fuß eingedrückt."

„Weist aufwärts gegen den Heiderkogel. Allomarsch voran!"

Sie gingen davon — der Gied war gerettet.

Mit einem tiefen Athemzug ließ er endlich die krampfhaft gekrümmten Arme sinken. Das Kind

glitt von seiner Brust; einen dankbaren Kuß drückte er auf die kleinen Lippen. Diese waren kühl. Regungslos lag das Kind da, sein Gesichtchen war dunkelblau angelaufen.

„Was? Emma! was?“ Der Mann riß das Kleine empor, „hast Dich verfangen? — Keinen Athem? — Alle Heiligen! Was ist das? — Todt? – “

Todt. Erstickt.

Die Mutter frägt nach dem Kinde.

Der Rehbock blieb liegen beim Schußgewehr im Moose des Dickichts. Der Wildschütz taumelte mit einer anderen Beute thalwärts, dem Hause zu.

Gegen Abend schon war's. Unweit von der zerrissenen Fichte begegnete dem Gied einer der beiden Jäger, welche oben bei den fünf Lärchen nach ihm gefahndet hatten.

„Was tragst Du denn da eingewickelt?“ fragte dieser den Gied scharf.

„Das geht Dich nichts an!“ versetzte der Holzer.

„Das wollen wir sehen, ob's mich nichts angeht! Da oben ist geschossen worden. Auf der Stell will ich wissen, was Du im Pack hast.“

„So!“ lachte der Gied bitter, „meinst etwan, daß ich der Wilddieb bin? Wie schlau!“

„Ich bin jetzt zu keinem Spaß aufgelegt!“

„Ich auch nicht.“

„Ich rath' Dir gut, Holzer, zeig', was Du tragst!“

„Ich rath' Dir noch besser: laß mich in Ruh'!“

„Du bist mir lang' schon ein verdächtiger Kerl gewest! Jetzt hab' ich Dich.“

Der Jäger stürzte sich auf den Gied, es entstand ein Handgemenge zwischen den beiden Männern, welches jedoch plötzlich wieder ein Ende nahm. Der Jäger hatte das Tuch von der kleinen Leiche gerissen. — Er fuhr zurück.

„Weißt Du's jetzt?“ fragte der Gied mit todtenblassem Gesicht.

„Wenn es so ausschaut,“ stotterte der Andere, „nachher ist's was Anderes.“

Und verlor sich.

Als der Gied zum Hause kam, sah er, daß sein Weib noch nicht zurückgekehrt war. Er öffnete die Thür mit dem Holzschlüssel und trug das todte erstarrende Kind in die Stube, wo er es auf die Wiege legte. Dann ging er wieder vor das Haus und setzte sich auf die Bank.

Lange saß er so da und preßte die Hände in das Gesicht. Als er endlich Schritte hörte, schrak er zusammen.

Es kam sein Weib. Sie schritt ganz nahe zu ihm heran und blieb vor ihm stehen. Sie hatte sich vorgenommen, seine Unredlichkeit mit bitteren Vorwürfen zu rügen. Nun er so armselig und betrübt

dasaß — der geliebte Mann, dessen Freud' und Leid sie tragen helfen wollte zu aller Zeit, dem zu Lieb' sie heute die Existenz des ganzen Hauses auf das Spiel gesetzt hatte, sowie vielleicht auch er nur ihr und ihrem Kinde zu Lieb' den bösen Weg des Wilderers eingeschlagen hatte — da brach ihr das Herz. Sie sank aufs Knie vor ihrem Manne, und legte die Hand auf seine Achsel und sagte mit milder Stimme: „Vor meinen Augen bist nicht schlecht, mein Aegydi, ich verzeih' Dir's!"

„Weißt es schon?" rief er und sprang auf.

„Von fremden Leuten hab' ich's erfahren müssen, was Du mir hast angethan und verschwiegen, von fremden Leuten, Gied! Ich weiß nicht, was jetzt werden wird. Ich will alles mit Dir tragen, will gern Hunger leiden und betteln von Thür zu Thür. Nur laß' es sein! Mein liebster Mann, geh' nicht mehr in den Wald, laß' das Wildern sein! Denk' an unser Kind, an das Einzige, was wir haben, dem wir nichts geben und hinterlassen können, als den ehrlichen Namen."

„— Sie weiß es noch nicht," murmelte er und sank wieder auf die Bank zurück.

„Und wenn sie jetzt kommen und Dich wollen fortführen, Gied, sei nicht verzagt, schau, Du bist ein rechter Mann, und ich will die Folgen von dem, was Du ja doch nur Deiner Familie wegen gethan hast, tragen ohne Klag'. Die harte Zeit geht

vorbei und Du wirst wieder gerechtfertigt sein. Wir werden Arbeit haben und noch Freuden erleben. — Geh', sei munter, mein lieber Bursch', komm' und sag' mir, was die kleine Emma macht."

„Bleib', bleib' noch!" sagte er tonlos und erfaßte ihren Arm. „Setz' Dich erst ein wenig zu mir da auf die Bank, weißt, weil, weil der Abend so viel angenehm ist."

„Schläft sie?"

„Denk' wohl, Martha. — Thu' mir's zu Lieb', daß Du noch dableibst." Hastig, mit stoßendem Athem sind diese Worte gesprochen. Sie setzt sich auf die Bank, an seine Seite. — Ihm zu Lieb'! — Wie könnte sie da was abschlagen.

Sie begann wieder zu fragen, wie die Kindswartung ausgefallen sei, er hörte es nicht.

„Das ist jählings kommen, Martha, gelt?" sagte er, „wie der Blitz vom Himmel fährt. — Ich wollt, ich wär auch bei Euch gesessen vor etlichen Tagen dort unter dem Fichtenbaum, und hätten gewartet alle Drei auf den Donnerschlag — es wäre besser gewesen."

„So mußt nicht reden, Gied."

„Es wäre besser gewesen, sag' ich Dir!"

„Jetzt auf einmal bist wie verzweifelt," sagte sie, „hast es denn nie bedacht, daß es aufkommen kann und aufkommen muß? Jetzt ist's nicht mehr zu ändern, jetzt mußt es ertragen."

„Ich wollt's tragen!" rief er aus und rang die Hände, „ich hab' mein Lebtag keine gute Stund' mehr und will' auch keine mehr suchen. Nur Deinetweg, Deinetweg, Martha!"

„Meinetwegen allein?"

„Sonst ist Niemand mehr . . . ."

Jetzt kam plötzlich eine ganz besondere Unruhe über das Weib. Sie erhob sich, sah ihm scharf ins Gesicht und eilte dann in das Haus.

Er blieb sitzen und schloß die Augen. Da hörte er aus der Stube schon ihren gellenden Schrei.

Das Gericht.

In der Stube des Waldhauses war es dunkel. Zu den kleinen Fenstern strahlte noch Abendroth herein und fiel auf das junge, leblose Wesen in der Wiege, als wollte es die so früh verblaßten Wangen wieder färben.

Martha kniete vor der Wiege und stöhnte laut. Der Gied stand im finstersten Winkel. Er hatte dem Weib eben alles mitgetheilt, wie es gekommen war.

Sie hatte es gehört, und jetzt schrie sie auf: „Sein eigenes Kind erwürgt!"

Da trat er zwei Schritte zu ihr heran, faltete die Hände und sagte mit bebender Stimme: „Jesus, Maria! Weib, wenn Du so redest! Ich geh' zugrund."

„Ein Elender kauft sich von der verdienten Strafe los mit dem Leben seines Kindes!“ schrie sie, „aber nicht ein Vater.“

„Ja, wenn's mit Willen wär' geschehen, dann könntest so reden. Du weißt, wie ich's hab' lieb gehabt.“

„Du weißt nicht, was es heißt, ein Kind gebären und ein Kind verlieren. Hättest Du nur den Schatten von einer Mutterlieb' in Dir, keine Begier und keine Angst wär' Dir so groß gewesen, daß Du auch nur einen Augenblick auf das Kind hättest können vergessen. — Wie habe ich mein Leben und meine Seligkeit auf Dich gebaut! und Du schlenderst voll Leichtfertigkeit in den Weiten herum und verscherzest den Ruf Deiner Familie und verspielst das Kind. Jetzt ist's aus mit uns, Gied! Jetzt thu' mir noch Eins zu lieb: dort liegt das Messer, stoß' mir's ins Herz!“

Er sprang zum Tisch, erraffte das spitze Brotmesser. „Mir selber thu' ich's!“ rief er und stemmte es an die Wand, um sich darein zu stürzen.

Sie riß ihn zurück. In demselben Augenblicke traten drei bewaffnete Männer herein zur Stube und fragten barsch, ob der Holzer Gied zu Hause wäre.

Dieser trat vor sie hin und sagte: „Da bin ich.“

„Du bist verhaftet und gehst mit uns.“

Er hielt ihnen die Arme kreuzweise hin, welche sie mit einem Eisenband aneinanderschlossen.

Noch ein Blick auf die Wiege, noch ein leiser, halberstickter Ruf: „Martha!“

Sie sah ihn nicht mehr an. Die Männer drängten. Mit einem schweren Seufzer verließ der Gied das Haus.

Ein Verbrecher, vom eigenen Gewissen gefoltert, vom eigenen Weibe verflucht — so wankte er zwischen den Schergen dahin.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Kind verloren, den Gatten verloren in einer einzigen Stunde. Im öden, finsteren Waldhause mutterseelenallein.

Wie diesem Weibe ums Herz sein mußte! Was aber war vor Allem, Allem ihre größte Pein? — Die schwere, unversöhnliche Verdammung, die sie ihm zugeschleudert hatte zur Stunde seines größten Elendes. Sie weiß es gut genug, wie sehr er sein Kind geliebt hatte, wie unmöglich ihm die Absicht, dieses Kind zu tödten, zugeschrieben werden konnte, wie unsagbar qualvoll ihn Vaterherz und Gewissen nun foltern mußten. Und da er die Hände erhoben hatte zu seinem Weibe, flehend unter heißen Thränen, daß sie ihm verzeihe, daß sie ihn nicht verlasse in diesem größten Unglücke, das je auf einen Menschen niederbrechen kann — da hat sie ihn verstoßen Zum Fenster hinaus fiel ihr suchender Blick. Da sah sie dort oben am Bergesrand in der letzten Abendhelle des Himmels die drei Kreuze stehen.

Mögen wir durch die Erinnerung Dessen, der unschuldig am Kreuze litt, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! — Das Kreuz breitet jetzt seine Arme aus, um uns zu umfangen. — Lieben wir die Menschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf.

Diese Worte des Predigers wurden lebendig in dem Gemüthe des Weibes wie ein scheinbar todtes Samenkorn lebendig wird im durchfurchten Erdreiche. Und herzerschütternd wiederhallte in ihr der Ruf: „Martha!“ den der Gied ausgestoßen hatte, als sie ihn davongeführt. — Es war ihr Mann, ihr geliebter Mann gewesen!

Sie lief aus dem Hause und eilte den Männern nach, dem Gied verzeihend und um Verzeihung bittend an die Brust zu sinken.

Aber die Schergen mit ihrem Opfer waren nicht mehr einzuholen. Martha irrte wie verloren in der nächtigen Gegend umher.

Und nach zwei Tagen, als das Kind begraben war, fand sie sich beim Gerichte ein und verlangte, daß man sie zu ihrem Gatten ins Gefängniß schließe. Sie sei die Ursache, daß er Wilderer geworden; die Vorsorge für Weib und Kind habe ihn verleitet. Sie sei auch die Ursache an dem Unglücke mit dem Kind. Sie habe die Mutterpflicht vernachlässigt, da sie das Haus verließ; das Kind gehöre der Mutter zu, und nicht dem Manne, dem jene Sorgfalt,

deren ein junges Wesen bedürfe, nicht angeboren sei, dessen Obliegenheit es wäre, das tägliche Brot zu schaffen. So stehe die Sache und sie wolle nun die Strafe haben.

Darauf war einiges Hin- und Wiederschreiben bei Gerichte; endlich kam ein Bescheid vom Gutsherrn sowohl an das Gericht, als auch an das Forstamt. Von seiner Seite aus sei der Holzer Gied auf freien Fuß zu setzen, über diesen Wildfrevler habe der Himmel gerichtet. Nach dem, wie ihm der Mann geschildert worden und was vorgefallen, sei er überzeugt, daß derselbe von nun ab das Wildern lassen werde. Damit auch der äußere Anlaß dazu entfalle, so seien ihm die Arbeiten im Oberschlagwalde zu übergeben.

Das Gericht war nicht einverstanden. Aber heute ist's vorbei und der Gied und die Martha leben im Schirnthale fort und arbeiten und sind Eins fürs Andere. Von jenem Sonnenwendtage spricht Keines mehr ein Wort; doch gewiß ist auch, daß sie ihn nicht vergessen haben. — Auf dem Berge stehen die drei hohen Kreuze — bei unseren armen Menschen im Thale aber will sich die Dreizahl nicht mehr finden.

Sie tragen es mit Ergebung.





Der Sündensteg.

„Du Kleiner, dort! Den Crispin mein' ich."

Der Katechet rief's, der kleine Crispin erhob sich.

„Du bist ein braver Bub', geh', sag' mir einmal: was ist die Todsünde?"

„Die Todsünde ist eine schwere Uebertretung des göttlichen Gesetzes."

„Und was bewirkt sie?"

„Durch die Todsünde wird die Seele des geistigen Lebens, das ist der heiligmachenden Gnade Gottes beraubt, und der Sünder wird des ewigen Todes schuldig."

„Schön!" sagte der Katechet, „das geht, wie das Vaterunser. Komm', Crispinus, hol' Dir Deinen Fleißzettel. Ich weiß, Du kannst mir auch die sieben Hauptsünden, die vier himmelschreienden und die neun fremden —"

„Alle kann ich, Herr Katechet.“

„Recht brav. Nun merket es wohl, meine lieben Kinder: wer in der Gnade Gottes stirbt, der kommt in den Himmel, und wer in der Todsünde stirbt, der fährt in die —“

„Hölle!“ ergänzen die Kinder.

Etliche sind dabei, die nehmen sich vor, in der Gnade Gottes zu sterben, denn in die Hölle kommen mögen sie nicht. Und der Crispin schon gar nicht, der kennt das Feuer von seiner Mutter Kochherd, und den Teufel vom Herrn Katecheten; deswegen der Crispin schon gar nicht.

Das Julchen sitzt ebenfalls in der Schulbank, das reckt zwei Finger empor.

„Ja, Juliana, kannst Du auch was?“

Das Mädchen erhebt sich und sagt: „Meine Mutter, die meint halt, wer mit dem lieben Gott gut ist, der braucht sich vor dem — vor dem —“

„Teufel —“

„Nicht zu fürchten.“

Das Mädchen spricht lieber von Gott, als vom — Andern. —

So in der Schulbank. Und später? Später begiebt sich eine grauenhafte Geschichte.

Die klein waren, wurden groß. Der Crispin besonders groß und stark. Er hat eine gute Erziehung genossen, das sieht man schon von weitem. Er kann ein „Betbüchel“ brauchen, und den Katechismus weiß

er auswendig. — Was Gott erschaffen, das ist gut und wünschenswerth, sagt er; und das Weibervolk hat auch Gott erschaffen. Und giebt es schon närrisch ein sechstes Gebot, so giebt es auch ein Sacrament der Buße, und im Himmel ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als wie — kurz, er hat was gelernt.

Dem Julchen, das ja ebenfalls groß und schön und auch gut geworden war, erzählte er eines Tages unter dem Hollunderstrauch die Geschichte von der Magdalena.

„Geh'," gab ihm das Mädchen zur Antwort, „schlecht werden und dann wieder brav werden? Da bleibt Eins doch lieber vom Anfang weg brav." Und lief davon.

Unterwegs begegnete ihr Franz, der junge Wachszieher. Mit dem schwätzte sie schon länger. Der war fein, pflückte ein Vergißmeinnicht ab, steckte ihr's an den Busen: „Sollst auf mich denken."

„Wesweg'?"

„Schau', weil ich Dich gern hab'; glaubst mir's oder nicht, zum Fressen gern."

„Das kunnt Jeder sagen."

„Freilich, sagen kann's Jeder; und wenn Du bei mir im Zweifel bist, so kommt's nur aufs Probiren an.

„Probiren thun die Frötter, geräth's, so thun sie's öfter."

„Bei so einer ernsthaften Sach' kunnt'st auch gescheiter reden, Juliana. Gottswahr, ich hab' Dich gern! Schau', ich heb' meinen Finger gegen Himmel."

„Jesses, Franz, was hebst denn an!" schrie das Mädchen erschrocken und drückte ihm den gehobenen Arm niederwärts. „Jetzt will er Gott anrufen zu einer Sünd'!"

„Dich lieb haben, ist denn das eine Sünd'?"

„Zwischen uns Zwei'n wohl, weil ich weiß, wie Du's meinst."

„Wie mein' ich's denn, möcht' ich wissen! Heiraten will ich Dich."

„Na, eben d'rum. Und das thät' die Sünd' sein. Ich hab' nichts, und ich denk', Du hast auch nicht viel mehr. Auf den Bettelstab heiraten!"

„Ich hab' mein Handwerk gelernt und weiß von keinem Bettelstab."

„Wie der Will! Aber kein Jurament leg' mir nicht ab, wo Du nicht weißt, was Du halten kannst. Magst ja sagen, was Du willst, nur den Herrgott mach' Dir nicht zum Feind!"

„Wär' doch kein rechtes Jurament gewesen," meinte der Bursche, „dazu gehören Kerzenlichter und ein Crucifix."

„Freilich, die Kerzenlichter sind dem Wachszieher allemal das Wichtigste. Ich bin halt anderer Meinung: Ein Wort gehört dazu und ein Crucifix. Das Crucifix, mußt wissen, Franz, das hast nicht

weit zu suchen. Dort steht ein Tannenbaum, schau' ihn an, er steht schnurgrad' zum Himmel auf und reckt die Arm' kreuzweis auseinander. Willst noch ein Licht dazu, dort brennt schon ein Sternlein am Himmel."

„Dirndl, Du bist aber schon gar!"

„Hast mich gleich gern, Du herzensguter Bub', so rufe desweg' nicht Gott an; er hört es schnell und schreibt Dein Wort 'leicht mit dem Blitzstrahl ans Firmament. Wer löscht es aus?"

„Stehen soll's bleiben!"

„Ja, wenn der Mensch allemal Herr wär' über sich selber! Ihr Mannsleut' seid es am wenigsten. — Franz, nur den Herrgott mach' Dir nicht zum Feind!"

Nach einem Weilchen entgegnete der Bursche: „Bringst es denn übers Herz, Juliana, daß Du mich so in den Erdboden hinein predigen kannst?"

„Du wachsest mir schon wieder heraus!" lachte das Mädchen. „Mach' nur kein so hantiges Gesicht. Geh', gieb mir die Hand! — So. Bist halt doch mein lieber Narr. Behüt' Dich Gott! Und jetzt geh' heim."

Dann gingen sie auseinander.

* * *

Als Julchen auf ihren Hof zurückkam, hob wieder Einer den Arm, aber nicht zum Jurament,

sondern zum Schlage. Der Bauer war's, der Steghofer, bei dem das Mädchen diente. Sie war ein Viertelstündchen über die Zeit ausgeblieben.

Der Steghofer — die Leute kannten ihn ja und wissen es noch heute recht gut, wie er's trieb — war ein roher, jähzorniger Mensch; das hat selbst Crispin, das einzige Kind des Hauses, erfahren. Der Himmel hatte dem Manne die größte Gnade versagt; Crispin war nur ein „angenommenes", ein Stiefkind. Indeß war es allbekannt, daß Crispin der eigentliche Herr des Hofes sei, daß er nach Verzichtleistung oder nach dem Ableben des Alten die Wirthschaft ganz und gar übernehmen werde. Wenn der Bursche trotzdem von dem Steghofer behandelt wurde, wie der niedrigste und verhaßteste Knecht, so lag die Ursache dafür einzig nur in der scharfen Wildheit des Bauers, der stets was zu verfluchen und zu prügeln haben mußte. Die Mutter war todt. Leser, in dieser einen Nachricht hast Du den Ursprung zu suchen des Schrecklichen, das geschehen wird.

Die Mutter war todt. Die Güte und die Liebe war aus dem Hause getragen, die stets Schlichtende, Versöhnende, willig Duldende war aus dem Hause getragen, noch ehe der Knabe ihren fraulichen Einfluß auf ihn erfahren hatte. Die Willkür, die Leidenschaftlichkeit und Rohheit seines Stiefvaters war sein Elend und sein Vorbild geworden. Aber

schlauer war der Junge wie der Alte. Er wußte, was der Alte wollte — der Alte wollte viel! Er sah, was der Alte erreichte — der Alte erreichte nichts. Mit Poltern und Schlagen geht es also nicht; man muß es daher viel feiner machen. . . .

Der Alte verfluchte den Jungen laut; dieser Jenen still. Letzteres ist gefährlich. Anfangs vertraute Crispin seine Bitterkeit dem Julchen. Dieses sagte, zu ändern wäre es nicht, so solle er darin seinen Mann zeigen, daß er gelassen ertrage, was zu ertragen sei.

„Auch die Prügel?“

„Die halte Dir vom Hals, aber gieb sie nicht zurück; Crispin, nur das nicht. Dieselbe Hand, die den Vater, die Mutter schlägt, hat Gott in Ewigkeit gegen sich.“

„Du hast recht, Julchen, schlagen werde ich nicht.“

Die Jahre waren da und der Crispin wurde Soldat. Draußen in der Welt giebt es viel zu sehen und zu hören, und Menschen aller Gattungen laufen durcheinander und sagen ihre Gedanken, ihre Gesinnungen.

„Luderleben genießen!“ schreit der Eine, „im Himmel giebt's lauter Betschwestern, da mag ich nicht sein, in der Höll' finde ich alle lustigen Kameraden wieder.“

„Himmel! Hölle!“ ruft ein Anderer, „lauter Geschwätz. Hin ist hin.“

Was nützt's, wenn ein Dritter predigt: „Auf Himmel und Hölle bauen nur gemeine, selbstsüchtige Creaturen. Das Gute ist gut, auch wenn es keinen Lohn findet; seiner — des Guten selbst willen — wird der echte und edle Mensch dasselbe üben, und seinen Lohn nur in dem Bewußtsein suchen, Gutes gethan zu haben.“

Gut gemeint vom Dritten auf jeden Fall. Aber was thut's einem Menschen wie dem Crispin?

Der Crispin, als er das gehört hatte — bei einer Feierlichkeit, vom Festredner war es gesagt worden, die Militärbande hatte hierauf Musik gemacht, der Crispin das Clarinett geblasen — der Crispin also! dachte und blies es in sein Instrument hinein: „Schau', da hat's wieder Einer gesagt, daß man sich herausnehmen kann: es giebt nichts auf der anderen Seiten. Ist schon recht, weiß ich, was ich auf dieser zu thun hab'.“

Jetzt trifft die Nachricht ein, der Steghofer sei schwer erkrankt. Vor Freuden darüber bewirthet der Crispin den Boten bis auf seinen letzten Pfennig. Nun wird er bald Herr im Steghofe sein. Die Dienstzeit vergeht.

Wie der Crispin heimkommt nach Altendorf, findet er Verdruß; sein Stiefvater ist wieder gesund, ist trotziger als vor und eh'.

Als der Bursche das saure Gesicht macht, fährt der Alte auf ihn ein: „Dir ist Einer zu viel im Steghof!“

„Das will ich nicht leugnen,“ erwiderte trotzig der Soldat.

„Ja!“ lachte der Bauer — seine Stimme ist aber doch heiser — „der Bader hat den Geistlichen schon angeredet, wegen meiner letzten Oelung, der Todtengräber hat schon nach dem Maß gefragt. Hin worden bin ich nicht. Schon Deinetweg’ nicht, Du schlechter Lump! Dir weich’ ich nicht, gleichwohl Du schon lang’ Deine Kuh auf meinem Grabrasen möchtest weiden.“

Crispin ging dem Alten aus dem Wege. Er knirschte, bohrte die Nägel seiner Finger in das eigene Fleisch. — Soll er denn sein Leben verwarten und Knecht sein, wo doch das Anrecht da ist, auf Haus und Hof! — Er möchte heiraten, er möchte Herr sein. Er wird sich selber helfen.

Der Wachszieher-Franz war Crispin’s Kamerad von Jugend auf. Die Beiden waren recht ungleich, aber just das zog sie zusammen.

„Freund,“ sagte eines Tages Crispin zum Franz, „jetzt schau’ mich an, wie ich da steh’. Vom Fuß bis zum Kopf ein armer Teufel. Keinen Kreuzer Geld. Ich will aber doch ein paar Säcke von meinem Korn verkaufen.“

„Wo hast denn Du Dein Korn?“

„In meiner Tenne, im Steghof, wo denn sonst! Hilf mir die heutige Nacht, daß wir es davontragen. Sollst es nicht umsonst thun."

„Crispin!" entgegnete der Franz mit feierlicher Stimme, „Stehlen ist Sünd', kommst in die Höll'!"

„Bist auch so ein Narr! Hörst, die Höll ist letzt' Jahr abgebrannt; ist nicht assecurirt gewesen!"

„Geh', Du bist ein Heid' geworden," sagte der Franz.

„Und Du bist ein Christ geblieben und kannst Deine Sünd' ja wieder beichten. Ist aber keine Sünd', weil das Korn mein Eigenthum ist."

Der Franz ließ sich wenden. Der Franz war recht gottselig, grübelte bisweilen gern in religiösen Schriften; im Leben hingegen war er denkfaul und begab sich stets in Allem der Führung seines Freundes. So schlichen sie zur Nachtzeit in den Steghof und trugen Korn davon.

Und an Sonntagen waren sie im Wirthshaus und lebten in Lust und Freuden.

* * *

Das wohl, ei ja, das wohl! Zog der Franz fleißig Wachskerzen für die Heiligen, die auf der Kirchenwand hingen. Dabei kamen ihm aber einmal Gedanken, denn er fabricirte auch Sterbekerzen: Wenn du gach mit Tod abgehst, Franz! Die schwersten Brocken könntest wohl abladen. Nur, daß halt der Beichtstuhl

von einem gesunden Mann so viel strenge Buß verlangt. — Später und Alles auf einmal, wird gescheiter sein.

Und sie trugen nächtlich manchen Scheffel Korn aus dem Steghof.

Und auf einmal, da wurde es laut: der Crispin stehle seinem Vater das Korn. Jetzt war der Teufel los, der Crispin mochte an einen glauben oder nicht. — Einsperren ließ der Alte den Jungen nicht, aber noch ärger bedrücken, noch ärger mißhandeln! Sie trugen einen Haß in sich, stark genug, einander zu zerfleischen.

Das Laster geht geraden Weg.

Der Crispin hatte im Kartenspiele eine neue Sackuhr gewonnen; die gefiel dem Franz. Und eines Tages im Wirthshaus fragte dieser: „Wie willst mir sie verkaufen?“

„Franz,“ sagte Crispin und zerrte den Kameraden in einen Winkel, „willst Du mir meinen Alten schlagen helfen, so schenk' ich Dir die Uhr mitsammt der Kette.“

„Hörst, das muß ich mir erst überlegen. Einen schlagen, der mir nichts gethan hat! 's kunnt leicht nicht recht sein.“

„Ihm selber sicher nicht,“ lachte der Crispin, „indeß überleg' Dir's. Wie er ausmißt, so soll ihm eingemessen werden, und —“ er legte die Hand auf den Rücken, „mir hat er gestern wieder übel gemessen.“

„In der Schrift heißt's so, wohl wahr. Na, will mir's überlegen.“

* * *

Sieben Tage später war die Neujahrsnacht. Der Nachtwächter schritt durch das Dorf und über den Friedhof. Er blickte in das offene Grab, welches der Todtengräber zur Winterszeit stets bereit hält und dachte: Wer wird der Erste sein im neuen Jahr, der hinabsteigt? —

Draußen vor dem Zaun huschte eine Gestalt vorbei. Der Crispin ging in das Häuschen seines Freundes.

„Recht, daß Du da bist,“ sagte der Franz, „in solchen Nächten, heilig wahr, ich heb' mich schon an zu fürchten. Schau, da hab' ich Blei gegossen. Und was ist herausgekommen? Da, schau einmal!“ Er hielt dem Kameraden ein Stück Blei hin.

„Was wird's denn sein?“ lachte der Crispin, „eine Bleikugel ist's.“

„Bei Leib' nicht, bei Leib nicht. Ein Todtenkopf ist's.“

„Das mag auch sein.“

Dann schauten sie in das flackernde Oellicht und sagten nichts; es war, als hätten sie Gedanken über den Todtenkopf.

„Aber, daß ich nicht vergess',“ sagte hierauf der Crispin plötzlich, „da hab' ich einen Lichten bei mir. Trink einmal.“

Der Andere nahm die Flasche und setzte sie an.

„Nur besser!" ermuthigte Crispin seinen bescheidenen Freund, „und daß ich Dich frag', Franz, — hast Du Dir's überlegt?"

„Was?"

„Ob Du im neuen Jahre eine neue Uhr haben willst?"

„Und wann denn, daß wir ihn dreschen?" gab Franz die Frage zur Antwort.

„Kamerad," sagte Crispin und faßte die Hände seines bereitwilligen Freundes, „heut' ist Neujahrsnacht. Wir schließen einen Bund, Franz, und wir wollen alleweil zusammenhalten."

„Das ist brav von Dir," antwortete der Wachszieher, „das gefreut mich arg, daß Du mit mir noch Kameradschaft hast, gleichwohl Du Kaiserlicher bist. Schau' ich thät's mit den Leuten nicht schlecht meinen, aber nach mir schaut sich kein Mensch um, müßt — thätest Du nicht sein — mutterseelenallein meine Straße trotten. Mit der Juliana ist's auch nur so eine Frag'. Du bist mir der Best', Crispin."

Der Bursche war bei diesem Bekenntnisse ganz weichmüthig geworden. Beide schüttelten sich die Hände.

Dann blickten sie wieder in das Flämmchen und Crispin seufzte.

„Du mußt wohl auch ein Anliegen haben," sagte der Franz. Der Andere nickte mit dem Kopfe.

„Kann ich Dir helfen?“ fragte der Wachszieher, um seine Treue sofort zu beweisen.

„Du könntest mir freilich helfen. Geh', trink' wieder einmal.“

„Trinken thu' ich schon, aber verlassen thu' ich Dich nicht.“

Da wird es in den Zügen des Soldaten lebendig, „Franz, willst Du mir schwören, daß Du mir hilfst?“

„Schwören!“ murmelte der Andere, „einen Eid ablegen? Bei meiner Seel', das wird doch nicht vonnöthen sein?“

„Man kann's nicht wissen.“

„Fällt's mir g'rad ein, was die Juliana einmal gesagt hat: So lang' kein Jurament ablegen, so lang' man nicht weiß, ob man's halten kann.“

„Bist ein Christ, Franz, so wirst wissen, daß der Mensch schon in der Taufe einen Schwur muß ablegen. Und das kleine Kind kann doch am allerwenigsten wissen, was es wird halten können.“

„Da hast freilich wieder recht,“ meinte der Wachszieher, „und es wird doch nichts Unrechtes sein.“

„Franz, schau, ich kunnt' von Rechtswegen schon Herr sein und ein Weib haben, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt!“ Crispin fuhr mit der Hand über seine Augen. „Du könntest mir helfen.“

„So sag's, so sag's! Ich bin nicht so, daß ich Dich im Stich' lass'. Was kann ich Dir denn thun?“

„Rath' einmal."

„Wieder Korn tragen helfen?"

„Nein, Franz."

„Brauchst etliche Groschen Geld?"

„Nein, Franz!"

„Soll ich Dir Eine überreden?"

„Nein, Franz, dazu bin ich selber da."

„Nun, aber dem Steghofer die Knochen auseinanderschlagen?"

„– — Nein, Franz."

„Ihm das Haus anzünden?"

„Mein Haus? Nein. Weiter! Rathe weiter, Franz!"

„Kunnt' nicht mehr rathen."

„Kamerad," flüsterte der Crispin, „Du mußt mir schwören, daß Du es — aber greif' zu, trink', trink' — Du mußt mir schwören, daß Du es Niemandem sagst!"

„Bei Gott und meiner armen Seel', das kannst Dich verlassen!"

„Und daß Du mir beistehst, und daß Du mir hilfst! Heb' auf die Hand! Bei Gott und Deiner Seel'! — Du willst nicht? Nicht einmal den Arm heben, mir zu Lieb?"

„Wenn ich nicht einmal der Juliana ein Jurament hab' abgelegt, dahier kann ich's noch weniger."

‚Auch gut, an Dir hab' ich mich getäuscht, bist ein Feigling."

Dem Wachszieher — wie er merkt, es handelt sich um seine „Ehre" — vergeht Hören und Sehen. Er hebt den Arm: „Bei Gott und meiner armen Seele!"

Da klingt es draußen in der Winternacht. Die Kirchenuhr schlägt zwölf.

„Ein neues Jahr und ein neues Leben heb' ich an!" jauchzt der Crispin. — „Alter Satan, da drüben, Du hast mir heut' das letztemal gesagt, daß Du mir nicht nachgiebst. Ueber's Jahr! Früher noch, viel früher!"

„Red' nicht so zu der heiligen Stund'!" mahnt der Franz. „Sag's lieber gleich, was Du verlangst."

„Ich? Was ich verlang'?"

„Deinen Willen hab' ich gethan, jetzt sag', was Du verlangst."

Der Soldat zieht den Burschen an sich und flüstert: „Du bringst den Steghofer um."

Der Franz prallt zurück.

Der Andere starrt ihn an, in seinem blassen Gesicht steht's zu lesen, wie ernst es ihm ist.

„Du schlechter Mensch!" stöhnt der Franz und wehrt mit den Händen ab: „Geh', geh'! — Geh'!"

„Also, Du magst nicht?"

„Mein Lebtag nicht. Mein Lebtag nicht!"

„So. — Also meineidig willst Du sein, Du guter Christ!" höhnt der Crispin und seine Augen beginnen zu funkeln.

„Daß Du so was verlangst, das hab' ich nicht gewußt."

„Und hast doch geschworen!"

„Hätt' — hätt' ich Dir das geschworen?" ächzt der Franz und ringt nach Athem.

„Du hast geschworen, daß Du mir hilfst. Weißt, Franz, anders ist mir nicht zu helfen."

Der Wachszieher verhüllt sein Angesicht.

„Nun?" frägt der Soldat.

„Nein," ruft Franz, „das thu' ich nicht. Ein Mörder werden, davor behüt' mich Gott."

„Gut," sagte der Crispin anscheinend gelassen, aber lauernd, „so werde ich's selber thun. Du könntest einen Vatermord verhindern, hörst Du, einen Vatermord! Und thust es nicht. Und brichst den Eidschwur, hast Gott zum Feind und bist ein doppelter Verbrecher. Ich heiß' Dich einen Schurken, Dein Lebtag lang."

Der arme Franz — im Wahn befangen — rang die Hände, starrte stumm vor sich hin, schüttelte rathlos den Kopf. Wie ein armer Sünder saß er da. Wie ein Verzweifelter saß er da. Die Hand nicht rühren und ein zweifacher Verbrecher sein! — Aber Vatermord und Meineid sind die schrecklichsten Greuel. Einen Mord wird Gott vergeben, einen Meineid nimmer. Der Mord führt einen Menschen aus dieser elenden Welt; der Meineid lügt dem Herrgott frech ins Gesicht, beschwört ihn, die Lüge

ewig zu rächen. Und wenn Du stirbst und den Namen Gottes anrufst — Dein Mund hat falsch geschworen; und wenn der Teufel an Dein Bett kommt und Du willst die Hand zum Kreuzzeichen heben — die Hand hat falsch geschworen. Der Herrgott schreibt den Eid mit seinem Blitzstrahl ans Firmament. Wer löscht ihn aus? —

Das Blut des Steghofer löscht ihn aus! schreit in ihm der böse Wahn.

„Nun?“ fragte der Crispin wieder.

„Laß' Zeit! Ich kann nichts sagen.“

„Ist's denn ein Schad' um die Bestie?“

„Aber, mein Gott, ihm das Leben nehmen!“

„Sonst nimmt er's Anderen. Weißt Du, wie er gestern die Juliana wieder behandelt hat?“ Der Franz fuhr auf. Der Crispin erzählte mit wenigen Worten. Da unterbrach ihn der Wachszieher: „Sei still, ich thu's! Sei still.“

Der Crispin nahm das gegossene Bleistückchen in die Hand und sagte: „Bleikugel! Todtenkopf! Was Du willst. Du siehst, dem Alten ists Bestimmung. — Da, Kamerad, die Uhr gehört Dein, aber der Steghof sei in sieben Tagen ausgeräumt!“

Der Franz stieß die Uhr von sich, schrie: „Nein! Behüt' Dich Gott!“ und stürzte aus der Stube — in die erste finstere Nacht des neuen Jahres hinein.

* * *

Mittlerweile verging ein Tag und es verging der zweite. Die beiden Freunde sahen sich nicht. Crispin brütete an seinen Plänen fort; an den weich- und wankelmüthigen Franz dachte er kaum mehr. Der war für ihn denn doch nicht der Rechte.

Finster ging Crispin umher, er ging im tiefen Schnee und er ging durch die Wälder. Das Hochwild erschrak vor ihm, aber floh nicht, als wisse es: Der jagt anderes Wild, als das vierfüßige. Weit drüben im Bergwald ist eine tiefe, finstere Schlucht, die Natterklamm geheißen. Zur Sommerszeit hörte man in den Untiefen der Natterklamm ein Wässerlein fallen; im Winter lag Eis und Schnee in den Klüften. Hoch über diese Schlucht führte ein Steg der nur aus zwei nebeneinandergelegten Bäumen bestand und im Volksmunde der Sündensteg genannt wurde. Vor Zeiten ging die Sage, daß er unter keinem schweren Körper brechen könne, wohl aber unter einer schweren Sünde, die darüber getragen würde, in den Abgrund stürzen müsse. Daher war der Steg von Manchem gemieden worden; da er aber auch unter Solchen nicht brach, welche sich der Sünde bewußt frevlerisch darüber wagten, so kam die Sage allmählich in Vergessenheit. Leute, die nach Hallwies hinaus wollten, benützten diesen Steg, weil der Weg durch den Wald bis in den Flecken um eine Stunde kürzer war, als die Fahrstraße dahin.

Der alte Steghofer, hatte er in Hallwies, wo das Steuer- und Gerichtsamt war, Geschäfte, so ging er stets über die Natterklamm.

Ja selbst im Winter, wo Alles sonst die Straße wählte, ging der Alte seinen Waldsteig, wie sehr dieser oft auch verschneit und verweht war.

Auch in diesen Tagen wurde der Bauer, wie es nach Neujahr immer zu geschehen pflegte, in das Steueramt beschieden. So traf er heute im Hofe Anordnungen für morgen, wenn er nach Hallwies gehe.

Crispin lauerte. Ein Gedanke stieg in ihm auf; vielleicht war der Gedanke nicht mehr jung, vielleicht war er schon reif. — Wenn das da oben der Sündensteg ist, so muß er unter diesem Manne brechen, er muß brechen. — Der Bursche nahm eine Handsäge unter den Wettermantel und eilte damit durch den schneestöbernden Wald gegen die Natterklamm. Er kletterte an den Hängen hin, kroch unter den Steg hinein und sägte die beiden Balken von unten mehr als zu zwei Drittel durch.

„So,“ sagte er, „jetzt bist wieder der Sündensteg und wirst zur rechten Zeit brechen.“

Dann ging er vergnüglich dem Hofe zu.

Juliana hantirte in der Küche und sättigte das Feuer und bereitete das Abendmahl. Dabei war sie flink und heiter und sang in die Flammen hinein. Der finstere, stürmische Alte focht sie gar nicht an

sie läßt ihn treiben, wie er's treibt und thut ihre Obliegenheit. Der Alte ist eben nicht gescheit und wird schon kindisch. – Heute saß er neben ihr auf dem Herd und fettete seine Schuhe für den morgigen Gang. Er war heute fast wohl gelaunt und mochte das Singen leiden. Eigentlich mochte er das Mädchen, welches sang, auch leiden; Juliana war erwachsen, da fiel es dem Steghofer plötzlich ein, er wolle von nun an anders mit ihr umgehen. — Aergeres konnte er diesem trotzigen Buben, dem Crispin, gar nicht anthun, als wenn er die Juliana heiratete.

„Julchen," sagte er und rieb emsig an dem Leder, „das Kochen, das kannst. Du wärst richtig eine tüchtige Steghoferin."

„Kann schon sein," antwortete das Mädchen.

„Wirst ihn halt zusammenpacken müssen, den Steghofbauern. Was meinst?"

„Ist mir viel zu wüst. Und Soldat ist er auch noch."

„Wer?"

„Nun, wer denn? Der Crispin."

Der Alte beugte sich über den Herd, klopfte mit dem Zeigefinger auf die Brust und flüsterte: „Der Steghofer bin ich!"

„Freilich," antwortete der Crispin, der auf einmal in der Küche stand und so hoch war, daß sein Haupt in den Rauch hineinragte. Es war daher nicht zu

sehen, welche Miene er zu seinem „Freilich" gemacht hatte. Er hätte auflachen mögen, als er merkte, wie der Alte noch ans Freien denke. Aber er hielt sich still, er wußte, der Tod schärfe schon die Sense.

„Morgen reden wir davon," sagte der Steghofer zum Mädchen.

„Morgen wird gutes Wetter sein," versetzte Crispin in gleichgiltigem Tone, „der Schnee ist steinhart gefroren."

„Ist mir lieb," sagte der Alte, „so brauch' ich keine Schneeleitern über den Waldsteig."

„Laß mich auch zum Feuer, ich muß mir die Finger wärmen," murmelte der Soldat und drängte sich zwischen dem Mädchen und dem Alten zur Herdgluth.

In demselben Augenblicke knallte ein Schuß — gellte ein Schrei — klingelten die Scherben einer Fensterscheibe zu Boden.

Und in demselben Augenblicke eilte ein Mann draußen vom Fenster weg durch die Nacht dahin. „Ist eingelöst!" stöhnte er laut zum funkelnden Sternenhimmel auf, „das Jurament ist eingelöst!" Die Schußwaffe schleuderte er weit von sich und floh in den finsteren Wald, ohne Ziel ohne Rast, gleich wie Einer, der es weiß, daß er sich trotz Allem den Herrgott doch zum Feinde gemacht hat.

Franz war es. Er war der Meinung, den alten Steghofer, der auf dem Herde saß, getödtet zu haben.

Er hat es nicht gesehen, wer von seiner Kugel getroffen zu Boden gestürzt war.

* * *

„Jesus und Maria! Was ist das!" hatte Juliana ausgerufen. „Der Franz, der Franz hat geschossen. Der Wachszieher hat hereingeschossen! Ich hab' ihn durch's Fenster gesehen!"

Einen Schrei zum „barmherzigen Gott" hatte der Gottesleugner noch ausgestoßen. Und dann, von Blut übergossen, das aus seiner Brust emporsprudelte, mit brechender Stimme hatte es Crispin bekannt, was mit dem Wachszieher verabredet war, und wie dieser nun treulos auf ihn geschossen habe.

„Mir," gurgelte der alte Steghofer, „mir hätte das gegolten?" Und dann hastete er hinaus, hinab in den tiefsten Keller, und schloß sich ein, und betete und zitterte die ganze Nacht vor Mörderhänden und vor Kälte.

Bald hatten sich um den Steghof Leute versammelt; die Einen legten den todten Crispin auf das lange Brett, die Anderen waren auf, um den Mörder zu verfolgen. Das Schußgewehr hatten sie bald gefunden, und man hatte es als das des Wachsziehers erkannt. Sie wollten es nicht glauben, daß der sanfte, fast blöde und sonst so gottesfürchtige Bursche diese That verübt haben sollte. Die

es aber glaubten und den Erhebungen zufolge glauben mußten, die fluchten sowohl über die Scheinheiligkeit des Einen, als über die Glaubenslosigkeit des Anderen.

Mit Fackeln durchzogen sie den Wald; eine Menschenspur im Schnee leitete sie gegen die Natterklamm.

„Sollte er denn nach Hallwies hinausgegangen sein?“ fragten sich die Leute.

„Ja, ja, der ist auf kürzestem Wege zum Gericht gelaufen, um sich selbst anzuzeigen,“ gaben sie sich Antwort.

Als sie zur Klamm kamen, zog die Fußspur dem Stege zu — und der Steg war eingestürzt. Die Balken niedergebrochen und in den Eis- und Schneemassen der Tiefen kaum mehr zu sehen. Der Schein der Fackeln vermochte nicht, in den Abgrund zu dringen. Jenseits der Klamm waren die Tritte nicht mehr zu spüren.

„Also hier am Sündensteg!“ sagten die Leute.

Still und mit gesenkten Fackeln kehrten sie in ihre Häuser zurück.

Als sie nach zwei Tagen — es war der siebente Tag nach der Neujahrsnacht — den Sarg des Crispin durch den Wald und an den Felswänden herübertrugen, brauste ein Wettersturm; und als sie den Crispin begruben, machte es der Caplan mit seiner Einsegnung so kurz als möglich. Hingegen

begann auf dem Heimweg die alte Haushälterin des Wachsziehers zu erzählen, wie sich der Franz in den letzten Tagen benommen hätte. Gar wie ein Irrsinniger. Beim Tag nichts gearbeitet, nichts gegessen, alleweil in Büchern geblättert und wie im Traum herumgegangen, bei der Nacht so laut aus dem Schlafe gesprochen, daß sie es in ihre Kammer hinein hören konnte, wie er rief: „Fort muß er! Steghofer, Du mußt fort, ich hab's meinem Herrgott versprochen!"

Der alte Steghofer war aus seinem Keller kaum mehr hervorzubringen; der Schreck schien in seinem Gehirn etwas zerstört zu haben, die Todesfurcht zerriß seinen Organismus. Nach wenigen Wochen starb er.

Juliana war Erbin des Steghofes. Sie konnte sich aber nicht freuen.

In dem darauffolgenden Sommer fanden sie in den Klüften der Natterklamm die Reste des unglücklichen Franz. Sie wurden im Walde begraben. Einer von den Fremden, die aus Hallwies gekommen waren, hielt folgende Grabrede: „Diese einsame Grube und jenes jugendlichen Mannes Grab auf dem Kirchhofe sind zusammen verbunden. Mörder liegen darin — Gemordete liegen darin. Soll ich die Meuchler nennen, denen diese unseligen Menschen zum Opfer gefallen sind? Die Bigotterie und der Unglauben."

Die Gräber sind verwachsen und verwildert. Der Steghof ist verkauft, Juliana hat ihr Glück in einer anderen Gegend gesucht und gefunden.

Der „Sündensteg“ ist wieder neu gezimmert; die alte Sage ist durch das Ereigniß aufgefrischt worden; aber Wenige erfreuen sich eines so guten Gewissens, um furchtlos über den Steg zu wandeln.





Hier auf dieser Straßen hat mich Gott verlassen.

Eine, die aus Allgäu herüber kam, hatte am Stamme der Antlistanne den weißen, rindenlosen Fleck zuerst gesehen. Und als sie hinzutrat, zu schauen, wieso man diesen schönen Baum geschädigt habe, bemerkte sie auf dem Splint die Schrift:

„Hier auf dieser Straßen hat mich Gott verlassen.“

Was bedeutet das? Und als sie in das finstere Geäste der Tanne emporblickte, stieß sie einen Schrei aus, der wild ans Gestämme schlug, und lief davon und schrie es von Haus zu Haus, was sie auf dem Baume gesehen.

Jetzt, mein Leser, ist es noch früh genug, daß Du diese Blätter ungelesen wendest. Denn die Geschichte trifft grob und Mancher wird fluchen über die Menschen, über Gott und über den Erzähler,

Daß es keine Dichtung ist, das entschuldigt wohl den Erzähler, aber sonst Niemanden.

An einem jener Tage war es, da die Menschen des Dorfes nicht arbeiten wollten, aber auch nicht ruhen — der Tag zum Beten und Sündigen.

Der Küstersohn Anasti, ein kräftiger, gebräunter, rabenlockiger Mann von sechsundzwanzig Jahren, liegt hingestreckt auf dem Rasen, im Schatten des Obstgartens. Aus seinen Augen funkelt die Gluth, die in ihm loht, der schwarze Bart auf seiner trotzig geschärften Oberlippe ist wie eine Warnungstafel: Weiber mit Feuer sollen nicht zu nahe kommen.

Doch nein, jetzund wird nicht mehr gesündigt. Anasti hat eine Braut, in kurzen Wochen ein Weib. In der Kirche zum heiligen Wolfgang sind sie heute das erstemal aufgeboten worden, er und die schöne Gratina, die einzige Tochter des reichen Spornthalers.

Das Glück ist doppelt und dreifach herrlich, weil er weiß, daß ihn Alles darum beneidet. Aber von der Gratina ist es nicht zu verwundern, daß sie eben gerade den Anasti erwählt hat: er ist zwar der Küstersohn, aber er ist ein Mann. Seine Kraft dient nur seinem Willen und sein Wille entspringt wie ein elektrischer Funke aus den heißen Nervenströmen seines kühnen, stolzgebauten Körpers. So ist Einheit in seinem Wesen und jene rücksichtslose Entschlossenheit, welche die Weiber an den Männern

mehr lieben, als die edelsten Eigenschaften der Seele.

Auch Gratina besitzt alles das, was ein Weib dem Manne so sehr wünschenswerth macht — und so steht hier ein Leben bevor, wie sich's der dem Teufel Verschriebene nicht vollendeter bestellen könnte und in welchem man nebstbei noch Ehrenmann sein kann. Ein Windhauch bläst die Blüthen der Apfelbäume wie rosige Schneeflocken nieder auf den Ruhenden, der im Gedanken an die Zukunft schwelgt, so gut das eben bei einem Manne gehen mag, der nicht durch Schwärmerei zu lieben gewohnt ist.

„Anasti!"

Der Mann hebt sein Haupt und sieht zwischen Buschwerk des Gartenzauns ein blondes Mädchenköpfchen wiegen.

Suschen! Das schöne Kind des bestverachteten Mannes in St. Wolfgang. Ihr Vater ist zwar ein ehrlicher Mann, sein Gewerbe ist zwar keine Schande, aber ein Spott — er schafft die verendeten Thiere abseits. Das müssen schon die Großherzigeren sein, welche sich herbeilassen, diesen im Gemeindewesen unangenehmsten Dienst zu leisten. Meister Gottlieb war auch gar nicht gedrückt darüber. Er waltete seines Amtes und lebte. Seine zwanzigjährige Tochter Susanna besorgte ihm den Haushalt; sie stand schier gut in dem Ansehen der Leute, obwohl die Männer, denen sie gefiel, nicht recht mit ihr

anzubinden wagten, sie wußten selbst nicht warum. „Die ist zu heiß!“ sagte Einer und der Andere. —

„Anasti!“ flüsterte sie jetzt über den Gartenzaun.

„Was willst denn?“ fragte sie der Küstersohn.

„Dich will ich,“ antwortete sie.

„Warst Du heute nicht in der Kirche?“

„Freilich wohl.“

„So solltest Du's wissen, daß meine Sach' mit der Sporntahlertochter richtig ist.“

„Deine wär schon richtig, Anasti, aber meine nicht. Steh' nur auf und komme zum Zaun her; wirst Dich doch nicht fürchten vor mir?“

Er that einen Lacher und ging zum Zaun.

„Wirst doch nicht schon vergessen haben, daß Du mich auf dem Weg bei der Antlistanne so gern gehabt hast?“ sagte sie.

„Dummheiten.“

„Vorgestern ist's gerade zwei Monat gewesen, Anasti.“

„Mag ja sein, wer wird denn so was aufmerken.“

„Ihr Männer freilich nicht; wir Weibsleute haben halt einen Kalender nach dem Mondschein. Und Mondschein ist dazumal gewesen, das wirst wissen.“

„Das weiß ich.“

„Seither hat er nimmer gescheint, und es ist schon zwei Monate vorbei.“

„Geh' heim und rede nicht so albern."

„Nein, Anasti, ich geh' jetzt nicht heim und Du bist nicht so dumm, daß Du nicht auch das alberne Reden verstehen solltest."

„Du fängst mir wieder selber an!"

„Ich verlang' heute nichts von Dir, ich melde mich nur. Und wenn Ihr gleichwohl vergessen habt auf die Susi, sie wird doch zur Hochzeit kommen, aber vor der Copulation."

„Susi!" rief er aus.

„Ja," gab sie zur Antwort.

„So bist Du mir?! Jetzt kenne ich Dich! Hab' ich Dich verführt? Wie eine Schlange bist Du mir nachgeschlichen am Ostersonntag durch den Wald. Hab' ich Dich angesprochen? Wer hat sich denn an jenem Abend an mich gehängt, weil er sich allein nicht durch den Wald zu gehen getraut? Wem ist denn so ums Rasten gewesen bei der Antlistanne?"

„Das weiß ich nimmer," antwortete sie, „das Rasten ist auch nichts Unrechtes, wenn man müd' ist."

„Es hat sich aber bewiesen, daß Du gar nicht müde gewesen bist!"

„Bist ja Du auch nicht müde gewesen und hast Dich doch auch gesetzt und weit näher zu mir, als es hätte sein müssen. Das ist eine Schmach für Dich, daß Du jetzt so unschuldig thust."

„Ich thu' nicht unschuldig, aber ich weiß auch, daß Du mir vormachen kannst, was Dir beliebt;

Du mußt erst sehen, ob ich Dir's glauben will oder nicht, daß es ich allein bin, zu dem Du das Vertrauen gehabt hast, daß er Dich durch den Wald nach Hause führt."

„Ob Du es glauben willst oder nicht, mein lieber Anasti, das ist mir gleichviel, wenn's nur die Anderen glauben."

„Susi!" Er stieß mit der Brust an die Bretter und krampfte nach ihr die Finger, sie trat zwei Schritte vom Zaun zurück.

„Schau', wilder Bursche, so bist Du immer," sagte sie, „ob Du Eine gern hast, oder umbringen möchtest, gleich allemal mit ganzer Gewalt. Ich sehe, daß heute mit Dir nicht zu reden ist und es hat auch Zeit. Ich gebe Dir's nur zu bedenken, Anasti, ob Du selber bei den Spornthaler-Leuten absagen willst, oder ob ich es thun soll. Bilde Dir nur nicht ein, mein Lieber, daß ich zurückstehe."

„Kannst mich zwingen, Schinderdirn', daß ich Dich heirate?"

„Das nicht. Ich will nur, daß Dich auch die Andere nicht soll haben. Und wie ich den Spornthaler und seine Tochter kenne, wird's mir gar nicht schwer, daß ich meine Sach' durchsetze. Behüt' Dich Gott, Anasti!"

Sie ging davon.

Er sah ihr knirschend nach. — Das ist der Teufel von einem Weibe!

Dann vergingen die nächsten Tage. Ueberall wurden Vorbereitungen getroffen zur großen Hochzeit.

Gratina lebte in gelassenem Glücke. Sie hätte den feinen Verwaltersſohn von Oberlahn heiraten sollen. Lange hatten Ehrgeiz und Liebe in ihr gekämpft, endlich hatte letztere gesiegt und sie entschloß sich für den armen Küstersohn, dessen Herzhaftigkeit sie bestochen hatte, von dessen Liebe sie überzeugt war, auf dessen Treue sie schwor. Ihr Vater ließ ihr in der Angelegenheit freien Willen und war überzeugt, daß seine vernünftige Tochter einen vernünftigen Schluß fassen werde.

In diesen Tagen leitete der Anasti das Gespräch mit ihr einmal auf die Unbeständigkeit in der Liebe, wie solche so häufig vorkäme. Da erfuhr er denn allsogleich, wie seine Braut über dieses Capitel dachte: sie verdammte die Treulosigkeit des Weibes und sie verdammte die Falschheit des Mannes. Sie würde lieber sterben, als untreu sein; und einen treulosen Mann würde sie nicht erst zur Rede stellen, sie würde sich sofort von ihm scheiden lassen. Daher nehme sie Einen, der vor ihr noch kein Verhältniß gehabt, von dem sie die Ueberzeugung haben könne, daß sie seine erste und seine letzte Liebe sei.

Der Anasti machte sonst nicht gern Worte, aber hier sagte er, daß es doch auch viele Weiber geben solle, deren Liebe zum Ehemanne so groß wäre, daß

sie manchmal schier lieber durch die Finger sähen, als an eine Trennung dächten.

„Freund!“ antwortete sie darauf, „solltest Du auch mich zu diesen zählen, so könntest Du Dich grob täuschen. Ich will mit Leib und Seele dazuthun, daß Du ein rechtes Weib hast; und so verlange auch ich es von Dir.“

Das war recht klar gesprochen.

Und die Tage vergingen, die Hochzeit war kaum eine Woche mehr fern. So wußte Anasti in einem Winkel von St. Wolfgang wieder einmal das Suschen zu treffen. Er hatte sich vorgenommen, sie beim Herzen zu packen.

„Hast Du mich noch ein wenig lieb, so wirf mir kein Hinderniß in den Weg!“

Sie lachte ihm ins Gesicht: „Eben deswegen, weil ich Dich zu gern habe, lasse ich Dich keiner Andern. Vielleicht, daß Du das Kunststück verstehst: die Eine gern haben und die Andere heiraten — ich nicht.“

„Liebelei ist bei Euch Weibsleuten das Erste und das Letzte und Ihr meint, sonst gäb's an nichts mehr zu denken.“

„Bei Euch kommt zur Liebelei noch die Falschheit dazu, da braucht man freilich einen Kopf.“

„Nach unserem Kopf fragt Ihr gewiß nicht, schon eher nach unserer Hand, die Euch das Brot erwerben soll; aber ganz gewiß und allemal und an

alle Weise sucht Ihr Das an uns, von dem Ihr nicht sprechen könnt, weil Ihr kein Wort wißt, das groß genug wäre, dies Euer Erstes und Letztes zu nennen."

„Da gebe ich Dir schon Recht. Euch geht das, was Du meinst, blutwenig an, nur daß für Euch der Spaß dabei ist. Aber unser Glück und Unglück ist daran und was Ihr Lust habt, das müssen wir tausendfach leiden. Die Sünde, die an Euch hängt, müssen wir büßen mit Verderben und Sterben."

„Glaub's ja, glaub's ja," beschwichtigte Anasti, „nur können wir nichts dafür. Ich verhoffe, Susi, daß Du mich nicht ins Unglück stürzen wirst. Wenn es der Straßen an der Antlistanne wegen ist, so bist dabei Du so gut zu Theil gekommen, als wie ich."

„Oh, viel besser noch!" rief sie, „und just deswegen bist Du mein."

„Was ich an Geld thun kann, deß will ich mich ja nicht entschlagen."

„So!" sagte sie, „eine Solche bin ich Dir? Oh nein, mein junger Mann, um Geld verkaufe ich Dich nicht. Zwar schätze ich Dich heute lange nicht mehr so hoch wie einstmals, wo ich mich selber für Dich habe ausgespielt. Aber feil bist mir nicht. Von mir, mein Bübel, kommst leicht nimmer los!"

„Du bist mir tausendmal verhaßt!" schrie er.

„Das glaube ich! Wir wollen nur sehen, wer diesmal stärker ist, ich oder Du. Hast Du gemeint, ich wäre so Eine, wie die meisten Anderen — Du wirst gewiß Viele kennen — so bist in einem Irrthum. Haben will ich Dich einmal; ob ich Dich mit meinem Umarmen für mich lebendig mach' oder erwürgen muß, daß ist mir jetzt schon alleins."

„Untersteh' Dich, Dirn! Du kennst mich nicht!" rief er, blaß im Gesicht und mit funkelndem Blick.

„Zwei Tage laß' ich Dir noch Zeit, Anasti. Heute ist Mittwoch, am Freitag um 12 Uhr Mittags melde ich mich im Sporntbalerhof."

„Kannst es thun," sagte er mit umflorter Stimme, „nur rathe ich Dir, daß Du früher beichten gehst."

„Wie meinst das?"

„Man kann nicht wissen, was geschieht."

Am nächsten Tage schrieb Anasti einen Brief an Suschen, er bitte sie um Leben und Sterben, sie solle ihn nicht zum Aeußersten treiben, denn das möge sie wissen, bevor er sich von der Sporntbaler-heirat abbringen lasse, geschehe ein Unglück.

Es kam auf diese Zeilen keine Antwort.

* * *

Am Freitag Früh sah er die Susi in der Kirche. Sie war wirklich am Beichtstuhl gekniet und nun stand sie lange und unbeweglich vor dem Hochaltare. Sie schien sehr andächtig zu beten; man sah es ihr

nicht an, welche Bosheit sie im Herzen trug. Vielleicht jedoch hatte sie sich besonnen, oder bat jetzt um Gnade, ihre Leidenschaft überwinden, ihm zu Liebe der Rache entsagen zu können.

So dachte Anasti, der es sich gar nicht vorstellen konnte, daß nicht die ganze Welt sich um das Glück seiner Person drehen sollte. — Daß dort in der Gestalt des blonden Mädchens ein unauslöschbares Anrecht, eine ewige Forderung an sein Leben und an sein Himmelreich stand, das kam seiner selbstsüchtigen Natur nicht zu Sinne.

„Heute bist Du schon gar ein Andächtiger, Anasti!“ lispelte ihm plötzlich eine Stimme zu und eine Hand legte sich auf seine Achsel. „Du kannst Dein Auge ja vom Altar gar nicht wenden!“

Gratina, seine Braut, stand neben ihm.

Er ging mit ihr aus der Kirche. Sie kehrten im Wirthshause zu, denn Anasti ließ sich neben dem schönen Mädchen aus dem Großbauernhofe gern sehen und gleichwohl alles in der Leute Mund kreiste, was an Scheelsucht zu kreisen hat, wenn ein beneidenswerthes Paar zusammenheiratet, so genoß Anasti doch schon jetzt all jene Ehren, die ihm ja in wenigen Tagen als dem vielvermögenden Spornthaler gebühren werden. Und einem Menschen wie dem Küstersohn, der nicht viel wohlhabender war als wie die Mäuse seiner Kirche, thun derlei Auszeichnungen über alle Maßen wohl.

Nach dem Wirthshause begleitete Anasti seine Braut hinauf zu ihrem Hofe. Derselbe stand eine Stunde weit im Hochthale oben und der Weg dahin war gut gepflegt, doch menschenleer und ein bischen romantisch. An einer schattenreichen Waldhänge stieg er hinan und in der Tiefe brauste der Scharnbach.

Dort, wo hinten das Thal sich zu breiten und das Besitzthum des Sporntthalerhofes sich zu dehnen beginnt, ist ein förmliches Felsenthor. Die Schlucht mit dem Bergbache gähnt finster zwischen dem fast senkrecht aufsteigenden Gefelse; der Weg ist in die Wand eingegraben und ein massiges Holzgeländer schützt vor dem Sturz in die Tiefe. Ueber dem Wege prangt ein Bild der Mutter Gottes, deren Herz von einem Schwerte durchstochen ist. Nach diesem Bilde heißt der Punkt an der wilden Schlucht „zur schmerzhaften Mutter".

Als sie nun zu dieser Stelle kamen, sagte Gratina:

„Da mag der junge Sporntthaler auch gleich was anwenden lassen. Wie ich sehe, wird das Geländer schon morsch. Früher ist viel geschehen bei der schmerzhaften Mutter; aber während meines Vaters Zeiten hat sich kein Unglück zugetragen."

„Freilich muß was angewendet werden," antwortete Anasti, „und jetzt schauen wir, daß wir weiter kommen."

Sie hätte dort an den Haselbüschen gern gerastet. Sie bat ihren Bräutigam, daß er ihr einen Haselstock schneide; sie wolle ein Andenken haben an das heutige Nachhausegehen mit ihm. Er that's mit Eile und mit einem einzigen Schnitte war der schönste, schlankeste Stab gelöst.

„Vor Allem, das sehe ich schon, muß ich Dir einen bequemeren Taschenveitel kaufen," bemerkte sie, „Du tragst gar ein ungeschicktes Messer bei Dir."

„Bisweilen kann man's schon brauchen," antwortete er und sie gingen weiter.

Im Hofe war große Beschau. Der Jungbauer wurde in den Ställen, Scheuern, Vorrathskammern herumgeführt; alles strotzte vor Fülle. Schließlich ließ ihn Gratina durch die nur ein paar Finger breit geöffnete Thür ins Schlafgemach blicken. Es war fast fertig. Er wollte einen Schritt hineinthun, um alles bequem sehen zu können; allein sie zog schalkhaft die Thür zu.

Als es zum Mittagessen kam, entschuldigte sich Anasti, er könne bei demselben heute nicht bleiben. Er habe noch wesentliche Vorbereitungen zum Hochzeitstage zu besorgen, komme vielleicht am Nachmittage wieder.

Er ging, aber nicht um Vorbereitungen zu treffen, sondern vielmehr um ein Hinderniß zu beseitigen, wenn es nöthig sein sollte.

Wenn sie Wort hält und kommt, so ist jetzt die Zeit dazu. —

Er ging hinab gegen die Felsenge der „schmerzhaften Mutter". Hier müßte sie kommen. — Hier vorbei darf sie nicht und wenn ich sie auf den Armen nach Wolfgang zurückschleppen muß. Ich will es noch einmal mit Güte probiren. Ist sie eine Schlange, so muß sie mit Verheißungen beschworen werden; ist sie ein Stein, so muß sie mit jener Gluth geschmolzen werden, der kein Weib widersteht. Ich setz' alles dran, daß sie still bleibt. Es ist fast Mittag vorbei; sie hat sich doch wohl besonnen. Sie ist besser, als sie thut: so wird sie auch für ihr Leben einen Freund an mir haben. —

In der Felsennische unter dem Bilde setzte er sich auf einen Haufen von geschlagenen Steinen. Er starrte hinüber in das jenseitige graue Gefelse, an welchem der Wasserstaub emporthaute von den Wellen des Scharnbaches, die unten zwischen den Wänden und Blöcken hin und her geworfen wurden.

Plötzlich schritt Suschen heran.

Er erhob sich rasch und vertrat ihr den Weg. So blieb sie stehen und blickte ihn höhnisch an.

„Das habe ich mir gedacht, daß dahier Einer auf mich warten wird," sagte sie. „Ich rathe Dir gut, Anasti, laß mich meinen Weg gehen!"

„Wenn Du zum Hof willst, so ist das Dein Weg nimmer!“

„Das will ich sehen!“ rief sie und hob eine Pistole.

Er wich einen Augenblick zurück. „So willst Du mir?“ zischte er und fiel wüthend über das Mädchen her. Der Schuß krachte. „Mein lieb' Dirndl!“ schnaufte er und rang mit ihr.

„Stich mich nieder!“ stöhnte sie.

„Das brauch' ich nicht. So ist's besser!“ Und schleuderte sie mit einem wilden Satze über das Geländer.

Ein einziger Schlag unten im Gestein — und das Wasser brauste fort und fort. —

Anasti lief wegabwärts und dann den Hang hinan ins Dickicht. Zwei Bauern schritten rasch heran.

„Da ist der Schuß gefallen und da ist Einer ins Gebüsch gesprungen.“

„Blutspuren seh' ich auch. Es ist was geschehn. Wir müssen den Strolch fangen.“

Anasti entkam Sein Halstuch wand er um die blutende Hand, die der Schuß gestreift hatte, damit die rothen Tropfen seinen Pfad nicht verriethen. Aber er sah, daß alles aus sei.

Im Waldhäuschen einer alten Muhme sprach er zu, schrie ihr einige Worte des Schreckens ins Ohr, trennte mit einem Schnitte das Tragband von dem Holzkorbe der Alten — eilte damit davon.

An demselben Tage noch fand ihn ein wanderndes Weib aus dem Allgäu im Geäste der Antlistanne leblos.

Und auf dem weißen Splint des Stammes standen die Worte, die noch heute nicht verwaschen sind

„Hier auf dieser Straßen
Hat mich Gott verlassen."





Die sieben Todsünden.

Die Hoffart.

Die Leute von Heilingbach hatten gut lachen. Ihr Dorf stand weit ab von der bösen Welt und an jenem heiligen Bache, an welchem nach der Sage Maria auf der Flucht nach Aegypten die Windeln des Jesukindes wusch.

Der Umweg von Bethlehem nach Aegypten über die steierischen Alpen war groß, hingegen besaß nun der Bach die Kraft, daß er Jedermann vom Aussatz reinigete, der in solcher Meinung an das Ufer hintrat und sich mit dem frischen, klaren Wasser den Leib benetzte. Dergleichen Dinge werden ja fast immer falsch verstanden. 's ist schade um die Menschenherzen!

So kamen manche Wallfahrer gezogen gen Heilingbach, und wenn das Wasser im obigen Sinne nicht anschlug, so sagte der Diakonus allemal, es sei der Aussatz der Seele verstanden, von

dem dieses heilige Wasser reinige. Das war noch mehr und die Leute des Bergdorfes freuten sich, und der Wirth von Heilingbach that ein Uebriges. Er dachte, wenn das Wasser die Seelen waschen soll, so muß es ins Innere kommen, that ein Erkleckliches von der Heilquelle in den Wein, den die Wallfahrer bei ihm tranken.

In diesem Heilingbach war es, wo einst ein fremder Priester gepredigt über Luther's Satz: „Das Wasser thut's freilich nicht.“ Er empfahl die Reinigung in der Selbstopferung für Andere. Er rühmte die Wohlthätigkeit, die Liebe zu den Armen und daß die Armen die besten Schimmeln wären, um ins Himmelreich hineinzureiten. Wenn sich die braven Leute von Heilingbach nach solcher Lehre richten wollten, dann hätten sie im geistlichen Sinne auch wieder eine erneute Kraft ihrer Heil- und Gnadenquelle zu erhoffen.

Die ganze Predigt klang zwar ein wenig lutherisch, aber die Hebung der Heilquelle war eine Angelegenheit, die Allen zu sehr am Herzen lag, als daß die Predigt nicht eine gewisse Wirkung erzielen sollte. Umsomehr, da, abgesehen von allen mitlaufenden Vortheilen, in den Menschen eine gewisse Neigung vorhanden ist, Geber und Gönner zu spielen, sich Jemanden tief untergeordnet und abhängig zu wissen, damit ihre eigene Abhängigkeit gegenüber Mächtigeren ein Gegengewicht habe.

Also wohlthätig sein! Den Armen beispringen! Ersteres war leicht durchführbar, wohlthätig sein kann man überall vor Jedermann. Aber das letztere!

Dieses Heilingbach sammt Umgebung war nämlich eine so unglaublich glückliche Gegend, daß man in ihr nicht einen einzigen Bettler fand. Die Leute arbeiteten im Walde und auf ihren Wiesen und kleinen Feldern: es ging ihnen zu schlecht, als daß sie professionellen Bettlern einträglich genug gewesen wären, und zu gut, um selbst beieinander betteln zu gehen. Sie hatten auch kein Armenhaus, obzwar nach Auffassung der Weltkinder fast jedes Haus in Heilingbach ein solches war. Aber das wußten sie nicht, diese unwissenden Leute, so wie es die wenigsten Land- und Dorfbewohner wissen, was eigentliche und wirkliche Armuth ist.

Nun lebte in Heilingbach ein alter Mann, den sie den verbogenen Josue nannten. Es hat nämlich da draußen Jeder, der sich durch ein äußeres oder inneres Merkmal von den Anderen unterscheidet, einen Spitznamen, mit dem er gerufen, gespottet, selbst gelobt wird, den Alle kennen, obwohl man nie weiß, wer ihn anfangs aufgebracht hat, und der an seinem Träger oftmals gar den Geschlechtsnamen verdrängt, so daß sich der Spitzname ins Kirchenbuch einnistet und dort eine Nachkommenschaft erzeugt.

Die „Krumpen", die „Rothschopfigen", die „Schieglenden" (Schielenden), die „Buckligen", die „Krah-

schinketen" (Krähfüßigen) sind gar nichts Seltenes. Ich kannte einen „leutschimpfenden Toni", eine „langfingerige (diebische) Kathel", einen „feistenden Lipp", der so viel Wind machte, daß sie ihn immer an die Mittagsseite stellen wollten, weil Südwinde in Heilingbach schönes Wetter bringen. Ich wußte von einem „Hackpeter", der seiner Mutter einmal mit der Hacke gedroht haben soll, worauf ihm die Leute solches Denkmal kindlicher Liebe setzten. Ich wußte von einem „Schnautznasen-Marl", mir war der „scheinheilig Rocherl" bekannt, und der „Trentscher-Urberl", dem immer nach Allerlei die Zähne wässerten und der Mund überging. Aber auch der „Himmelhupfer-Marterl", der „Schenker-Karl", der „gutherzig Rotel", der „Gottes-Hiesel" war, und es war die „Jesus-Maria-Josef-Sandel", die keinen Satz sagen konnte ohne Anrufung der heiligen Namen. Es war der „Einseitige", und es war der „dreiköpfig Osel", welcher nebst seinem Haupte zwei kindskopfgroße Kröpfe trug, und es war der „verbogene Josue".

Der Josue war in seiner Jugend gewiß auch ein gerader, schöngewachsener Bursche gewesen. Dann kam er ins Gebirge als Almhirt und wer ihn dort so verbogen haben mochte, daß er hinkend und gebückt und schiefachselig und krummarmig und verkrüppelt über und über zurückkam, das ist nicht nachweisbar. Man vermuthet, daß es in den kalten und nassen Wettern der Höhen die Gicht gewesen sei,

oder ein galliger Nebenbuhler, so den Josel zugerichtet, daß er jetzt in seinen alten Tagen dem Brote kaum mehr nachkommen konnte.

Also, Heilingbacher Leute, ist das kein Armer, der verbogene Josel? Wahrhaftig, ja. Und sie nahmen ihn in die Einlege, so daß er von Haus zu Haus humpelte und überall etliche Tage verpflegt wurde. Nebenbei hatte er die vollste Freizügigkeit, auf die Gassen und Straßen, in die Häuser und Hütten betteln zu gehen nach Belieben, damit Jedermann Gelegenheit habe, um Christiwillen Almosen zu geben. Nun erst war Heilingbach eine richtige Gemeinde, nun hatte es auch sein Armenwesen. Der Prediger nannte in bester Absicht den armen Mann einen Bruder Gottes auf Erden; aber wir wollen zeigen, wie der Eigennutz Alles mißdeutet und mißbraucht.

Jetzt hatten die Leute von Heilingbach einen Schimmel, auf dem sie selbander in den Himmel reiten konnten.

Und der liebe, demüthige, verbogene Josue konnte sich nun mählich aufrichten: Ich bin der Arme! Und auf seine Würde pochen: Ich bin der Arme von Heilingbach! Er wuchs sich wunderlich aus: Keiner von den Aeltesten der Gemeinde war so stolz als der Josue, Keiner so herablassend als er, wenn er bei guter Laune war, Keiner so leutselig im Entgegennehmen der Gaben, der Huldigungen,

deren er sich als officiell eingesetzter Armer von Heilingbach zu erfreuen hatte.

Ganz theatralisch rührend wußte der Josue in seinem Bettlermantel und schwer an den Stab gestützt mit leise zitternden Gliedern über den Kirchplatz zu wanken, unter dem Crucifix zu kauern. Malerisch wußte er die geflickten Lappen um seinen eckigen Leib zu schlagen. Die gut erhaltenen Kleider, die ihm geschenkt wurden, verachtete er und blieb bei den standesgemäßen Flicken, bei den mit Stroh zusammengebundenen Schuhen, bei dem zerfransten verfetteten Bettelsack. Auch hatte er sich einen langen Bart wachsen lassen, der noch dazu recht ehrwürdig weiß war. Er wußte mit der Geberde und dem Tone der Erschöpfung herzbewegend um Almosen anzuflehen; dann hockte er vor irgend einer Hausthür und kaute an einer Brodrinde, Dankgebete murmelnd für den Geber.

Das war sein öffentliches Amt; wenn er sich aber in seine Kammer zurückzog, dann durfte er sich auch an die besseren Bissen machen, mit denen er bedacht worden war, dann konnte er sich nach des Tages Mühen dem Federbett anheimstellen, das er von Haus zu Haus mit sich zu tragen pflegte, wohl verhüllt mit armseligen Lodenfetzen.

So vermochten die Leute von Heilingbach nun ihrem christlichen Wohlthätigkeitssinn Genüge zu thun und der verbogene Josue war eine geheiligte

Person, die an Nimbus dem Pfarrer nicht viel nachgab. Die Leute von Heilingbach pflegen nicht fein miteinander umzugehen, aber dem alten Josue thaten und sagten sie nichts Schlimmes, weil das Gott zehnfach straft, was man einem seiner geringsten Brüder Böses zufügt. Wer mit dem Bettelmann grob ist, der hat kein Glück in Haus und Hof, an Leib und Seele. Die Armen sind Fürsprecher beim lieben Herrgott, daß kein Blitz ins Dach fährt und kein Wasser in die Grundfesten, daß keine Seuche kommt in den Stall und kein Hagel über das Feld, und keine Krankheit über den Knecht und kein Knecht über die Tochter. Der Geistliche fordert seine Sach', der muß sie kriegen, aber der Arme bittet darum mit dem heiligen Vaterunser, und ob man hier giebt oder nicht giebt, daran erkennt Gott die Barmherzigkeit und Frömmigkeit seiner Leute von Heilingbach.

Kam ein hoher Festtag, so hieß es: „Dem Josue müssen wir auch was theilen!“ War eine Hochzeit: „Des Josue dürfen wir auch nicht vergessen!“ Ereignete sich ein Sterbefall: „Der Josue soll was kriegen, daß er betet!“

Der Herrgott hält seine Hände auf durch die Armen, sendet seine Schutzengel und Fürsprecher in den Armen. Gott selber bestechen zu wollen, das ist nicht rathsam, aber in seinen Armen ihn zu bestechen darf man wagen.

Der alte Pfarrer der Gemeinde war echt auch unter der Kutte. Dem war's recht, was sie da trieben mit dem Armen, wohl wissend, daß sie's anders thäten, wenn sie mehr hätten als Einen. Aber zum Josue sagte er einmal: „Josue, höre!"

Und der Verbogene beugte sein Haupt vor und legte die Hand ans Ohr, denn auch das Schwerhörigsein gehörte zu seinen Obliegenheiten.

„Josue, ich möchte mich an Deiner Stelle nicht immer damit abgeben, Andere selig zu machen, ich wollte auch an mich selbst einmal denken."

Ueber dieses Wort begann der alte Bettler nachzusinnen und meinte bei sich: Damit hat der Pfarrer was sagen wollen. Wenn ein alter Mann zum anderen alten Mann so was sagt, dann wird's was bedeuten Wir sind zwar ein armer Greis und Bruder Gottes, aber eine sündige Seele haben wir trotzdem. Am Heilingbach mag seinen Schmutz sich abwaschen, wer will, ich weiß es besser, ich bin Christ, und kenne es recht gut, das Sacrament, durch welches ich meine Seele reinigen kann. Ich habe es schon bemerkt, es ist mir etwas ungleich, wenn ich Sonntags neben dem Hochaltar hocke, wie ein zweiter Herrgott, als wollte ich mir mein Theil nehmen von allem Lob und Preis, den die Leute darbringen. Schon mehrmals ist's mir zu Muthe gewesen, als stünde Einer hinter mir und wolle mich hinwegtauchen vom Altar. Und seit ich

letztens mit meinem Brotsack auf dem Feldweg an einem vor Hunger weinenden Kind eilends vorbeigegangen bin, weil sich's halt doch nicht schickt, wenn der Bettelmann Almosen giebt, seither schreit immer was in mir, wenn ich in der Kirche recht tapfer vorangehen will: „Halt still! Du gehörst nicht zum Hochaltar, Du gehörst hinten neben den Thurmpfeiler hin, in dem finsteren Winkel. Sei demüthig, alter Sünder, sonst kann's Dir schlecht gehen! Der Himmel-Herrgott laßt mit sich kein Gespött treiben!" Ich muß zur Beichte gehen, und öfter als bisher, sonst kann's gefehlt sein.

So bedachte sich der alte Josue und bedachte auch im Innersten seines Innern, daß es für einen armen Mann ehrenreich sei, wenn er in der Religion den anderen Leuten ein gutes Beispiel gebe, und daß er so auch zu einem richtigen Heiligenschein komme.

Er sucht im Kirchenkalender einen Ebenbürtigen, mit dem er sich vergleichen könnte, aber die meisten der Heiligen sind Bischöfe gewesen und Päpste, und andere Kirchenväter, und Könige und Kaiser; wohl auch ein paar Fischer und Soldaten und Bauern. Aber Bettelmann kaum einer. Wohlan, es soll auch ein heiliger Bettelmann in den Kalender, und wenn kein Tag mehr leer ist, so muß ein Anderer hinaus. — Einen davon wollen wir doch über kriegen.

Von nun an ging der alte Josue allmonatlich einmal zur Beichte und Communion. Gar demüthig und ganz besonders verbogen, mehr kriechend als gehend, so nahte er sich dem Beichtstuhle, und wie ganz anders verließ er denselben! Als ob er eine schwere, sehr schwere Last hingeworfen hätte, so richtete er sich nun empor, alles Verbogene an ihm schien in die Gerade und Höhe zu gehen; es wollte der Josue, wie er nun dastand, aus seinen Lumpen herauswachsen.

So schritt er dann allemal würdevoll dem Hochaltare zu, und stellte sich Brust an Brust vor den Tabernakel hin und that bei der Communion so kameradschaftlich mit dem Herrn, als wäre er — wie das Sprichwort sagt — mit ihm in die Schule gegangen.

„Zum mindesten hat er ihm beim Welterschaffen den Wind machen helfen," spotteten die Leute.

Aber der Josue hatte ein scharfes Gewissen und es dauerte nicht lange, daß er so herrgottsselig vor dem Hochaltare stand. Schon in den nächsten Tagen nach einer Beichte war er um etliche Bänke weiter zurück, weil er sich der Sünden bewußt war, die jeder Tag brachte und die ihn „demüthig" machten. Bisweilen übersprang er von einem zum anderen Tage zwei bis drei Kirchenbänke nach rückwärts auf einmal, je nachdem der Abend schlimme Zerstreuung, die Nacht böse Anfechtung gebracht hatte. Es ist nicht wahr, daß

der Teufel blos junge Häute kitzelt; alte, von denen man glaubt, daß sie von der Gerbsäure der Leiden und Enttäuschungen lange schon gegerbt worden sein sollten, zwickt und kratzt er um so lebhafter und just mit solchen, die sich auf Heiligkeit hinausspielen wollen, treibt er seine ärgsten Bosheiten. Es mußte oft viel des Argen sein, wenn sich der Verbogene darauf um zwei bis drei Bänke degradirte. Ein übertretenes Fastengebot, eine versäumte Messe kostete nicht mehr als eine Bank. Als er dem Schulmeister auf einsamer Weide die Kuh ausmolk, das kostete gar keine, weil sich das Euter unter Gottes freiem Himmel leicht wieder füllt, und der Schulmeister nicht auf der Welt ist, um Milch zu trinken, sondern um die Orgel zu spielen. Als er oben in der Muttergottescapelle das Oel aus der Lampe stahl, um sich damit für den Frauentag die Schuhe zu ölen, das kostete in der Kirche nur eine Bank. Als er draußen an der Wegtheilung einen fremden Bettelmann über den Haufen warf, der sich nach Heilingbach einschmuggeln wollte, das kostete zwar gar keine.

Eines Sommersonntags war der verbogene Josue vier Bänke auf einmal nach rückwärts gerückt. Im selbigen Stuhl saß ein verkniffenes Bäuerlein, das sagte dem Alten ins Ohr:

„Na, alter Krebs, Du mußt sakrisch aufgeladen haben, daß Du so weit hinten bleibst!?“

Wurde der Josue über und über roth im Gesicht.

„Leicht kann ich Dir tragen helfen,“ meinte das Bäuerlein.

„Trag' Du Deinen Pack, ich will schon Einen finden, der mir tragen hilft.“

Und bis der Monat zu Ende ging, hockte denn der Josue fast immer schon hinten neben den Thurmpfeilern im finsteren Winkel. Da war's freilich hohe Zeit, daß er Einen suchte, der ihm tragen half. Er fand ihn gleich daneben im Beichtstuhl. Und von demselben aus ging er wieder in seiner ganzen Gottwohlgefälligkeit dem Hochaltare zu, wo er mit beneidenswerthem Behagen die Communion empfing.

Der alte Pfarrer sagte einmal zu ihm: „Josue, ich möchte Dir den Leib des Herrn lieber hinten an den Thurmpfeilern reichen, vor der Beichte, als dahier am Hochaltare nach derselben.“

Der Josue hatte ihn nicht verstanden, sondern bei sich gedacht: Unser alter Pfarrer wird auch schon stark verwirrt in seinen Reden.

Und so ging es jahrelang fort, daß der Bettelmann wohlgehalten war in der Gemeinde, und daß die Leute in der Hoffnung auf Glück und Segen durch den Armen ihr Theil dahin hatten. So ging es fort, daß der verbogene Josue allmonatlich zur Beichte trat und unmittelbar nach derselben im Bewußtsein seiner Bettlerwürde sich vorne am Hochaltare aufpflanzte

um sich dann allmählich von Bank zu Bank zurückzuziehen unter die düsteren Thurmpfeiler, und stolz zu sein auf seine Demuth. Wenn er vom Beichtstuhle weg in seiner verschlissenen, schlotternden Gewandung und in der komischen Aufgeblasenheit seiner frommen Existenz durch die Kirche trabte, nicht nach links und nicht nach rechts schaute, sondern sein verdorrtes Köpflein hoch und steif auf dem braunen Halse trug, da flüsterten sich die Leute zu: „Heut' geht mehr der Josel wieder!"

Und eines solchen Tages war's, als der alte Bettelmann wieder mit hoher Gravität durch die Kirche geschritten kam, geräuschvoll und mit den Fetzen flatternd, als wäre die Kirche für ihn allein erbaut, und er sich am Altare hingestellt hatte mit dem Stab und dem richtigen Wurfe der Mantelfalten wie eine Heiligenfigur, die sich hoch verehren, womöglich ein wenig anbeten lassen will — wie er gerade noch so starr dagestanden war, schrie er plötzlich laut auf, daß es im Kirchenschiff hallte: „Betet mich an, ich bin der Arme von Heilingbach! Betet mich an! Betet mich an!" Dann sank er zusammen. Zuerst sank er an das Postament des Altarbildes, von diesem glitt er auf das steinerne Pflaster hinab — lautlos — leblos.

Der alte Pfarrer sagte an jenem Tage in der Predigt die folgenden Worte: „Der Menschen Straßen sind vielfältig und oft seltsam. Jede hat

ihr eigenes Ziel. Dem alten Josue sind vor einer Stunde die Sünden vergeben worden, aber besser ihm, er wäre vor der Stunde gestorben unter den Thurmpfeilern — in seiner Demuth."

Der Geiz.

Vor dreißig und mehr Jahren haben sich die Leute von Hinterbergen noch alles selber gemacht, gebaut. Ihr Haus, ihr Gewand, ihr Essen — und auch die Löffel dazu.

So war Einer unter ihnen, den hießen sie den Löffel-Maier. Es war ein gelernter Zimmermann, war aber zur Ueberzeugung gekommen, daß Axt und Winkeleisen nicht Jedermann ernähren, daß es nur ein einziges Werkzeug giebt, welches das thut, nämlich der Löffel. Nicht blos Den ernährt, der ihn zum Munde führt, sondern meist auch Den, der ihn macht.

Ich vermuthe, aus Ahorn- oder Nußbaumholz sind die Löffel geschnitzt worden, weiß es aber nicht bestimmt, denn zur Zeit, da ich mich noch mit derlei „Suppenschaufeln," wie wir sie hießen, abgeben mußte, fragte ich weniger darnach, woraus sie bestanden, als was sie enthielten.

Der vornehme Herr würde mit Blechlöffeln besser essen als der Arme, aber er muß Silberlöffel

haben. So hat sich auch der Großbauer mit den Holzlöffeln nicht begnügt, sondern sich der Beinlöffel bedient, die aus den Hörnern seiner Ochsen gemacht wurden. Auch solche verstand der Löffel-Maier zu verfertigen. Daß die Hörner nur auch immer groß genug waren, denn man weiß ja: was bei den herrischen Leuten eine Portion ist, das heißt bei den Bauern ein Löffel voll.

Es war eine rechte Freude, zu sehen, wie in Maier's Stube die fertigen Löffel zu vielen Dutzenden — er verkaufte sie nach dem Dutzend — in anmuthig gebundenen Büscheln oder in losen Reihen herumlagen.

Die hölzernen Dinger gaben sich hübsch demüthig, aber die beinernen in ihren bunten Naturzeichnungen, vom Perlmuttergrau bis zum glänzendsten Schwarz, gestreift, gefleckt und am Rücken, wo der Stiel auslauft, mit netten eingegrabenen Zeichnungen versehen, diese beinernen träumten von Rahmsuppen und Schmalzkoch, Brennsterz oder gar vom Kaffee!

Der Maier gab ihnen viele Empfehlungen mit an ihre wohlhabenden Käufer und wenn er dann einmal in ein solches Haus kam, da fragte er die Bäuerin:

„Nu, Mahm, wie lassen sich denn die neuen Löffel an? Sind sie nicht zu seicht und kratzen sie nicht?“

War es wohl manierlich, daß hierauf die Bäuerin sagte: „Wirst halt einen probiren müssen!“ und ihm was zum Schaufeln vorsetzte.

So ging denn der gewissenhafte Mann an den Feiertagen in der Gegend umher, um seine Löffel zu probiren. Und dieweilen blieb sein Leiblöffel daheim verschont und nützte sich nicht ab. So wie ein Schuster die schlechtesten Schuhe an den Füßen hat, so hatte der Löffel-Maier den armseligsten Löffel.

Es war richtig ein beinerner, aber schon rauh und schuppig über und über und an den Rändern arg zerbissen, wie ja der Bauersmann mit Sterz und Schmalzmus, mit Rahm und Knödeln und Allem, was er hat, allmählich auch den Löffel auffrißt.

Der Löffel-Maier war nicht für Fraß und Völlerei, wenn's auf seinen Leiblöffel ankam, und die Sparsamkeit, meinte er, ist eine Tugend, die schon auf Erden belohnt wird, wem's auf den Himmel zu lang dauert.

Der Löffel-Maier hatte keine Familie. Weib und Kind haben wollen, sagte er, das sind Schwachheiten!

Daß gerade die kräftigsten Männer solchen Schwachheiten verfallen, das konnte er gar nicht begreifen. Er war auch ein Mann in den besten Jahren, und so oft er Gefahr lief, stellte er sich

lebhaft vor, was eine Familie für Geld kostet, erquickte sich dann im Anblicke seines Sparpfennigs und war wieder stark. Er that alles allein. Er kochte für sich allein, verpflegte sich in Allem, seine Ansprüche waren ja bescheiden.

Da hatte er einmal bei einem Nachbar ein junges Schweinlein adoptirt, das wegen seiner vielen Geschwister, die ihm die Muttermilch von dem Rüßlein wegschnappten, recht armselig war. Er hatte den Kindern des Nachbars ein paar mißrathene Löffelein geschenkt und fragte dann, was das halbcrepirte Vieh koste?

„Mein Gott, das kostet nichts, Du hast eh den Kindern die Löffel geschenkt. Nimm's nur mit, das Fackerl; wünsch' Dir viel Glück, daß Du's aufbringst!“

So war's recht.

Der Löffel-Maier atzte das Schwein mit warmer Liebe. Abfälle von Kraut und Rüben hatte er, oder erhielt sie von der Nachbarschaft. Die nöthige Milch gab ihm seine Ziege, die sich auch sonst recht anständig mit dem Stallgenossen vertrug. Da gedieh das Schwein und wurde groß. Ungeahnt wuchsen dem Maier hier ägyptische Fleischtöpfe heran und er freute sich auf die Zeit, da er dieses dankbare Wesen schlachten und verzehren würde.

Aber als das Schwein kugelrund geworden war, da dachte der Löffel-Maier in seiner Bescheidenheit:

Es ist doch Sünd' und Schad', diese schöne fette Sau selber zu essen! Anderen ist mehr zu thun um eine solche Erdenfreud', als mir. Ich habe an einem braven Klumpen Erdäpfelröster just so viel, als wie an Fleisch und Speck; ich mag gar nicht fett essen, ist auch nicht gesund. Das Rechtschaffenste wird sein, ich treib' sie hinüber ins Rettenegg zum Fleischhacker.

Und eines Tages im Spätherbst, da legte der Löffel-Maier dem Schwein beim Hinterfuß einen Strick an, und an diesem Strick führte er es aus dem Stalle und vor sich her. Das Thier war ein solches Spiel nicht gewohnt und wollte davonlaufen; aber diesmal ging der linke Hinterfuß nicht mit, das Thier strauchelte, fiel zu Boden, wälzte sich auf der Erde, stand endlich doch wieder auf und trippelte grunzend weiter, weil der Mann mit der Gerte hintendrein war.

Der Maier hatte aber sehr viel Geduld, er schlug nicht zu und er hetzte nicht, denn so eine Sau, wenn sie sich etwas abmühen und ärgern muß, ist boshaft genug und wird unterwegs um ein Pfund geringer.

Wie theuer das Pfund jetzt etwan bezahlt wird? Es geht um, daß in Rettenegg die Saubuis (Schweinekrankheit, Seuche) sein thät. Aber wer weiß, ob's wahr ist. Wenn's wahr ist, geht unsere Dicke gut weg, denn jetzt kommt der Kirchweihsonn-

tag und da brauchen sie viel Schweinernes zu Rettenegg.

So rechnete der Löffel=Maier unterwegs, da stieß die Sau plötzlich einen Schreckruf aus in ihrer Sprache und machte einen kräftigen Sprung nach der Seite, daß sie den Maier, der gewissermaßen an ihrem Fuße hing, schier über den Wegrain hinabgerissen hätte. Die ganze Aufregung kam von einem Hasen, der über den Weg gesprungen war, und zwar von links nach rechts, was übrigens Glück bedeutet. Glück, wenn Eins zum Fleischhacker geführt wird? Das arme Thier war wahrlich nicht mit Unrecht so nervös auf diesem Wege.

Der Maier war guten Muthes, und zwar in einem so hohen Grade, daß er religiöse Stimmungen bekam.

Im Gefühle der Zuversicht geht eigennützigen Menschen das Frommsein am besten von statten. Darum kam ihm die Capelle ganz recht, die auf dem Bergpasse stand, über den sein Weg führte. Sie stand unter einer Gruppe von alten Schirmfichten, war zwar nur aus Brettern aufgeführt, an denen graue Moosbärte wuchsen. Die Thür war schon aus den Angeln gefallen und im Innern standen auf dem Boden kleine Pilzlein. Das macht Alles nichts, der Maier sah es kaum, er dachte nur an Den, der drinnen auf der Wand war, dem die Capelle geweiht worden — kein Geringerer, als der heilige Viehpatron

Erhardi, mit dem geschnitzten Ochsen zu seinen Füßen, als Symbol seines Patronates.

Die katholische Kirche hat bekanntlich zum Trost der Gläubigen gegen jede Plage des Lebens einen Patron aufgestellt, respective zur Verehrung und Anrufung vorgeschlagen, was seinen großen Nutzen aufweist für die Vertrauenden und Hoffenden. So haben wir zum Exempel gegen Hochgewitter den heiligen Donati, gegen Feuersgefahr den heiligen Floriani, gegen Wassernoth den heiligen Sebastiani, gegen Pestgefahr den heiligen Rochus, gegen Halsübel den heiligen Blasius, gegen Zahnschmerz die heilige Apollonia, zur Wiederfindung verlorener Sachen den heiligen Antonius von Padua, zur Wiederbringung verlorener Ehre den heiligen Johannes von Gott und die heilige Genovefa. Die Wiederbringung verlorener Ehre ist eine so schwere Sache, daß zwei der mächtigsten Heiligen dazu gehören! Und gegen Viehseuchen ist es der heilige Erhardi, der von dem Volke angerufen wird.

„Mit Dir habe ich heute was zu reden,“ sagte der Löffel-Maier, als sie zur Capelle kamen, und meinte damit den Heiligen.

Nicht weit von der Capelle hing an einem Pfahl eine weiße Blechtafel mit der Aufschrift: Freischurf. Ein Eisengewerkemann aus dem Thale hatte in dieser Gegend nach Erz gesucht, und zwar so lange bis er sein Geld verloren. Auf dem Schutte, den

er aus dem Stollen gegraben, wuchs Blätterwerk und Gestrüppe, der Stollen selbst war halb verfallen, die Tafel aber, mit der er sein Schürfen zur Kenntniß gebracht, stand immer noch da. Weil der Nagel daran just so hakengerecht hervorstand, so befestigte der Löffel=Maier den Strick an demselben, damit das Schwein gesichert war und ihn nicht in der Andacht stören konnte.

Hierauf ging er in die Capelle, hockte sich an dem windschiefen Betpult hin und hub an zu beten. Das Gebet lautete beiläufig so: „O heiliger Erhardi, der Du davor auf der Wand stehst und ein sehr schönes, goldenes Gewand anhast. Zu Deinen Füßen sitzt ein Ochs. Aber Du bist nicht für die Ochsen allein, Du bist für jedes Vieh, also auch für die Schweine. Ich bedank' mich fürs erste bei Dir, daß Du das meinige so faist hast werden lassen. Und nachher hätt' ich ein schönes Gebitt. Erhörst mich, so laß ich Dir den Opferstock renoviren, der, wie ich sehe, caput ist, und daß Dir die Leute wieder was opfern können. Zu Rettenegg ist jetzt die Saubuis arg. Da geschieht ihnen ganz recht, die Rettenegger sind übermüthig und thun an den Samstagen tanzen, sitzen während der Meß und Predigt in den Wirthshäusern um und treiben auch sonst Allerlei. An Deinem Erharditag ist eine stille Meß gewesen und hab' ich nicht fünf Leut' in der Kirchen gesehen. Der Fleischhacker verkauft

Knochen für Fleisch und ausgemergeltes Kuhfleisch für Ochsenlenden. Den Schweinsbraten dunstet er auf, daß aus einem spottschlechten Stückel eine Portion wird; das nichtige Gedärm verkauft er armen Leuten als Speckfleck und G'schneidel und das Abfallet und Ueberlaßlet thut er in die Würste, daß der Geizkragen auch dafür noch hartes Geld kriegt. So geschieht den Retteneggern, und insonderheit dem Fleischhacker, über die Maßen recht, wenn Du sie mit der Saubuis strafest, und ich kann die meinige um das besser verkaufen. Wenn viel verrecken, verhoffe ich mir für die Dicke doch fünfundzwanzig Gulden zu lösen. Nicht etwan, daß Du meinst, es ginge mir nach etlichen Groschen mehr oder weniger, mir ist's nur um Deinen Opferstock zu thun, dem lege ich dann ein lärchenes Band an, hält besser wie ein eisernes und kostet nicht so viel. Mir geht's nicht ums Kosten, wenn ich Dir einen Gefallen thun kann, aber die eisernen Bänder, mußt bedenken, die stehlen sie, die hölzernen lassen sie daran. Also ich verlaß mich d'rauf, schau, wir sind schon alte Freunde, bist mir auch dazumal bei der Viehseuche beigestanden, daß die Hörner sind billiger worden."

Das war die Anrufung, und dieser haarsträubenden Lästerung hing der Löffel-Maier ein Vaterunser an.

Nach solcher Andacht verließ er die Capelle, um nach „der seinigen" zu schauen. Und jetzt ging das

Unglück an. Das Schwein war nicht mehr da. Es war der Strick nicht mehr da, an dem es gehangen, und es war die Blechtafel des Freischurfs nicht mehr da, an welcher der Strick befestigt gewesen. Das an seinem Fuße angebundene Geschöpf Gottes wollte von einer solchen Verbindlichkeit nichts wissen, es hatte das ganze Zeug vom Pfahle losgerissen und auf seiner Flucht mit sich geschleppt.

Das Erste, was dem vor Schreck halb ohnmächtigen Maier einfiel, war natürlich: gestohlen, denn jeglicher Argwohn solcher Leute geht zuerst auf schlechte Menschen. Das Fehlen der Freischurftafel belehrte ihn eines Besseren. Anfangs horchte er, ob er vom Waldgestrüppe herauf kein Rascheln oder Grunzen höre. Dann begann er das Schwein bei seinem Kosenamen zu rufen, womit er sonst auch immer zum Fettwerden angeeifert hatte. Als das nichts half und von der Flüchtigen keine Spur zu entdecken war, fluchte er ihm den leidigen Teufel nach, hob dann einen Stein auf, um ihn gegen die Capelle zu schleudern, ließ ihn aber wieder sinken und hub bitterlich an zu weinen.

Weil er den Stein nicht geschleudert hatte, so mochte ihm — nach Maier's Gedanken — der Heilige den Rath eingegeben haben: Auf den Lehmweg mußt Du gucken! In demselben fand der Maier nun auch die Spur der Klauen; diese gingen aber nur eine kurze Strecke wegshin, dann verloren sie sich.

Der Maier suchte sonach den ganzen Tag sein Schwein. Er suchte an den Waldhängen und in Wildsträuchern, er blieb hier stecken in Moorgründen. Wen er ansichtig wurde, den fragte er: „Habt's keine Sau gesehen mit einer Freischurftafel?“ In den Bauernhäusern fragte er dasselbe. Sie hielten ihn für verrückt, und Keiner wußte Rath.

Er war zu seinem Häuschen gegangen, für den Fall sie häuslicher Sinn oder Heimweh zurückgeleitet hätte. Sie war nicht dort, sie war nirgends. Ein Nachbarsknecht sprach die Vermuthung aus, daß sie sich gegen den Steibelhof gewendet habe, denn dort hätten sie einen Focken.

„Wenn das ist, wird sie mir mager!“ rief der Maier.

„Und kriegst lauter Junge mit Freischurftafeln!“ spottete der Knecht.

Der schwerbedrängte Mann ging weiter.

Als die Abenddämmerung kam — welch ein trauriger Abend! — suchte er noch immer. Da war es ihm, als höre er aus einer Schlucht herauf das Angstgeschrei eines Schweines, wie es solche Thiere gellend ausstoßen, wenn sie mit dem Tode ringen. In der Schlucht steht die Hütte des Schneider-Michels, der mit seiner Familie bisweilen dem Verhungern nahe ist, seitdem die Nähmaschinen und bei den Krämern das „Kaufgewand“ den armen Bauernschneidern das Handwerk legen.

Dieser Michel wäre es schon im Stande!

Der Löffel-Maier fährt halb rasend die Berglehne hinab. Vor der Hütte huschen zwei halbnackte Kinder um, bestrebt, das Hühnervolk ins Haus zu jagen.

Einen der Jungen hielt der Maier an und fragte ihn, wo sein Vater wäre?

„Der Vater thut Sau transchiren," war die Antwort.

An der Thür zornte ein Weib über das lasterhafte Gewinsel des Schweines, das alle Hühner von den Aufsitzstangen verscheucht habe.

„Ja, ja, Du möchtest wohl gewiß auch winseln, wenn man's Dir so triebe!" rief er der Schneiderin zu.

Diese machte große Augen, als sie den Löffel-Maier sah. Ihr Gesichtlein, das zur Hälfte vom Herdfeuer beleuchtet war, sah sich in diesem Augenblicke gar nicht übel an. Der Maier trat an ihr vorbei in die Stube; da drinnen stand an der Spanfackel der Schneider-Michel und schürfte eben das Schwein auf.

„So recht, so recht!" redete ihn der Maier an, „hätt' ich doch Einen gefunden, der mir die Sau gut zahlt."

„Ist das Deine Sau gewesen?" fragte der Michel.

„Gewesen, Schneider?! Wie Du willst, sie kostet fünfzig Gulden."

„Das ist anders, mein Mensch,“ sagte der Michel, „das Thier da kostet mich gar nichts, als das Einfangen.“

„Wieso, möcht' ich wissen!“

„Ist doch,“ meinte der Schneider und schnitt und schürfte lustig d'rauf los, „die Freischurftafel d'rangewesen. Dort liegt sie noch, gelt, Thadädl, Du hast es auch gesehen?“

Der zur Zeugenschaft Aufgerufene war der Gemeindebote, welcher auf seiner Heimkehr eben ein wenig beim Schneider zugesprochen hatte, um sich eine Pfeife Tabak anzuzünden.

„'s ist so! 's ist so!“ sagte der Thadädl, sonst sagte er nichts.

Der Löffel-Maier, der hier seinen Vortheil wahrnahm, forderte für sein getödtetes Schwein immer entschiedener fünfzig Gulden.

Dem Michel wurde die Sache schon unangenehm; er wußte wohl, daß er kein Recht gehabt hatte, das herrenlose Thier zu fangen und zu schlachten. Er verlegte sich nun aufs Bitten, versprach Entschädigung, sobald er nur könne, die Noth in seiner Hütte sei nicht gering, er, der Maier, solle sich Weib und Kinderwerk ansehen.

Wieso er sich als arbeitsloser Mann den unnöthigen Aufwand erlaube? fragte der Maier.

„Welchen Aufwand?“

„Weib und Kind!“

„O lieber Gott im Himmel!“ lachte der Schneider seufzend auf.

„Wenigstens nimmt man sich keine Junge!“

Der Schneider bat ihn, das Schwein zurückzunehmen und still zu sein.

„So dumm bin ich nicht,“ versetzte der Maier sehr gemüthlich. „Das Schwein werde ich freilich nehmen und Dich auch. Hast daheim ohnehin nichts zu essen, so wird Dir der Arrest gut genug sein!“

„Maier!“ schrie jetzt die Schneidersfrau.

„Ei so, Du!“ sagte der Maier und legte seinen Arm um ihren Leib, „es ist wahr, Du könntest vermitteln. Wollen den Leckerbissen einmal tauschen. Der Meister mag sich an meinem Schweinsbraten doch wohl satt essen, ich bin kein Stein. Aber beim Tisch soll er bleiben und keinen Neid lassen spüren!“

„Das ist genug, just genug!“ redete jetzt der Thadädl d'rein, „ich hab's gehört und jetzt wollen wir einmal den Löffel-Maier einsperren lassen. Auf das, was er eben angespielt hat, haben die braven Vorfahren die Todesstrafe gesetzt. Köpfen wollen wir ihn nicht, aber unser Richter versteht in diesen Sachen keinen Spaß. Hat erst vor Kurzem den Schmiedjack auf ein halb Jahr festsetzen lassen, von wegen der Frau Wirthin, und ist leicht nicht einmal was d'ran gewesen. Nachher, Löffel-Maier, kannst Du mit Deinen eigenen Löffeln das ausessen, was

Du Anderen eingebrockt hast. Da Du daheim ohnehin immer so viel zu essen hast, so wird Dir der Arrest ganz gesund sein!"

So kräftig ging der Gemeindebote d'rein, daß dem Maier angst und bang wurde. Wenn der Mensch schon keinen Spaß mehr haben dürfe, so behauptete er, dann höre sich ja alles auf.

Diesen Spaß dürfe er nicht haben, unter keiner Bedingung! belehrte der Bote.

„So hol's der Teufel mitsammt der Sau!" fluchte der Maier und machte sich davon.

„Ich wünsche guten Appetit zum Braten!" sagte der Thadädl, und auch er ging seines Weges.

Die Schneiderleute ließen sich's wohl sein.

Der Löffelmacher hat sich seither mit der Schweinezucht nicht mehr abgegeben; lieber ging er seinen Löffeln nach, wie vor und eh, bis der Gemeindebote, der schon einmal zu seinem Unglück geboren war, die blechernen ins Land brachte.

Sanct Erhard hat immer noch keinen renovirten Opferstock. Er mischt sich nicht d'rein.

Der Hagestolz.

Der Boden ist zwar ein wenig schwankend, aber meine schöne Leserin möge sich mir unbedenklich anvertrauen.

Ich bin stets in hohem Grade discret, und um diese Tugend recht hervorzuheben, will ich als einen Gegensatz nur erzählen, wie es der junge Anton Hinterhölzl getrieben hat.

Dieser Anton Hinterhölzl, Sohn des nun verstorbenen Josef Hinterhölzl in der Gemeinde Gscheid, Bezirk Oberplankendorf, dreiundzwanzig Jahre alt und frisch und gesund, Gott sei dank! trat an einem schönen Feierabende des letztvergangenen Sommers zum Dorfbrunnen hin, wo etliche plaudernde Mädchen beisammenstanden. Die netten Dinger gaben an Geschwätzigkeit dem sprudelnden Dorfbrunnen nicht viel nach.

Aber Eine stand dabei, die sagte nichts, sondern wartete nur, bis ihr Krug voll war. Zu dieser trat der Anton hin und sagte: „Jungfrau Susanna, wenn Du wüßtest, was ich heute für einen festen Durst habe!“

„Da ist der Brunnen,“ antwortete sie.

„Laßt mich trinken aus Deinem Krug?“

„Meinetwegen,“ sagte sie, „Dich laß ich trinken, Du hast keinen Schnauzbart.“

Es war in der That so, der Bursche hatte auf seiner leicht aufgeworfenen Oberlippe nur einen losen Flaum; die blonden Härchen glänzten wie Gold, wer sie auf das hin ansah, und das that die Susanna jetzt, denn es war ihr um den grünglasirten Krug, und sie mochte nicht trinken aus

einem Gefäß, in welches vor ihr „so ein Bartfetzen“ hineingehangen hatte.

„Der Durst ist nicht gar groß gewesen,“ bemerkte sie, als er nach kurzem Nippen ihr den Krug wieder zurückgab.

Jetzt legte er keck seine Hand an ihr Köpfchen, bog es an sich und flüsterte ihr was ins Ohr.

„So!“ sagte sie laut, daß es auch die Anderen hören konnten, „spazierengehen willst mit mir? Spazierengehen thun die Herr'n; ich bin eine Bauerndirn.“

„Und ich ein Bauernbua,“ d'rauf er, „und wollen wir nicht spazierengehen, so kunnten wir doch zum Wenigsten ein bissel miteinander herumschlankeln —“

„Schlankel zu!“

„— in den Baumgarten hinauf!“ flüsterte er.

„Was wollten wir denn im Baumgarten oben, möcht' ich wissen!“

„Schauen, ob die Zwetschken schon zeitig sind.“ —

So scherzten sie sich zusammen und so scherzten sie sich davon. Als sie in den Baumgarten kamen, war es schon finster. Auf dem grünen Rasen lagen weiße Tücher; das war der Mondschein, der zwischen den Baumkronen niederfiel. Mitten in einem solchen großen, weißen Tuche stand der Stock eines alten Birnbaumes, der gespalten und verstümmelt gewesen, keine Frucht mehr getragen hatte und also vor Kurzem umgeschnitten worden war.

„Wenn der Mensch eine Bank zum Niedersetzen haben will,“ sagte nun der Anton, „so muß er sich eine aussuchen die nicht bricht.“

Nach diesem Lebensgrundsatz setzte er sich auf den Birnbaumstock und zog das Mädchen ohne viel Anstrengung an seine Seite nieder.

„Ja freilich, so ein Stock wird just groß genug sein für zwei Leut'!“ sagte sie, denn je mehr so ein munteres Dirndl befangen ist, desto unbefangener sucht sie zu schwatzen und schwatzt gerade das, was sie selbst am wenigsten glaubt. Sie sah es recht wohl, daß der Stock breit genug war für zwei Leut'. Er legte seinen Arm um ihren Nacken: „Suserl, Dich habe ich schon lang' so neben meiner haben wollen.“

„Eh! Und hast jetzt mehr, weil ich neben Deiner bin?“

Diese Worte zitterten ihr vom Munde, und es zitterte ihr die Hand, die er auf sein Knie gelegt hatte, und sie dort mit der seinigen festhielt, und es zitterte ihr das Herz.

„Ich weiß es schon lang, daß Du mich gern hast, Suserl!“

„So? Das höre ich auch das erstemal.“

„Mag schon sein, weil ich Dir's das erstemal sag'.“

„Hat Dir's leicht die Kartenaufschlagerin verrathen?“

„Was brauch' ich die alten Weiber dazu, wenn ich's von Dir selber weiß. Wissen thue ich's daher, weil Du mich allemal so keck abgetrumpft hast.“

„Ja, weil ich Angst gehabt hab', die Leut' kunnten's sonst merken. Sie brauchen es nicht zu wissen.“

„Jetzt ist's abgemacht,“ sagte der Anton und preßte ihre Hand mit der seinigen. „Wir Zwei halten zusammen.“

„Allzu geschwind geht's,“ sagte sie, „hast Dir's wohl überlegt?“

„Seit einem Jahr hab' ich's überlegt, wie ich Dich zu mir krieg.“

„Und ich hab's auch immer überlegt,“ gestand sie, „wie ich Dich recht ärgern kunnt und doch wieder anlocken. Es ist so viel zum Schämen, wenn man Einem sagt, daß man ihn gern hat.“

„Schämst Du Dich jetzt noch, Suserl?“

„Jetzt nimmer, jetzt däucht mich, wir wären unser Lebtag beisammen gewesen.“

„Und bleiben beisammen. Ich schau keine Andere an, als wie Dich, und Du keinen Anderen, als wie mich, gelt?“

„Ja,“ sagte sie.

„Und jetzt, Suserl, jetzt zeig' einmal Dein Gesichtel her!“ Er sagte es, und bog ihr Köpfchen mit dem geflochtenen Haar so, daß der Mond voll und licht auf ihr Antlitz schien. Die Augenlider mit den langen Wimpern schlossen sich halb vor dem hellen

Schein und zwischen den Lippen schimmerten die weißen Zähnlein hervor.

Wie der Anton das Köpflein nun so zwischen seinen Händen hielt und er ihr ins Auge schaute und dann auf das weichzuckende „Göscherl“, beugte er sich, um auf letzteres einen langen Kuß zu drücken. Der Kuß wollte gar nicht enden, sie hatten sich schier aneinander festgesogen. In demselben Augenblick stupfte Jemand mit einem Stöcklein auf den Rücken des Burschen hin und eine heisere Stimme sagte: „Pfui!“

Das Paar stob auseinander.

Das Mädchen floh, der Bursche kehrte sich um – wer da sei? Wen's was anginge?

„Ich bin da und mich geht's was an!“ antwortete der Störefried, stützte sein Stöcklein auf den Birnbaumstock und starrte den Anton an. Niemand Anderer war's, als die „Dorfglocke“. So wurde der hagere, ein wenig eingeknickte Mann geheißen, der wegen Schwächlichkeit sein Schusterhandwerk aufgegeben hatte und nun die lebendige Kundmachung vorstellte. Bei Festlichkeiten machte er den Einlader oder Ansager; wenn eine Bittprocession um Regen oder um Sonnenschein gehalten wurde, ging er in seinem schwarzen Tuchgewand von Haus zu Haus, um es den Leuten zu künden; wenn ein Begräbniß war, ging er in die Runde und sagte an jeder Thür seinen Spruch: „Morgen wird der N. N., den Gott der Allmächtige von dieser Welt abgerufen hat,

christlich bestattet und lassen die Angehörigen ihre christlichen Mitbrüder und Mitschwestern bitten um zahlreiche Betheiligung!" Auch wenn sonst etwas zu künden war, wurde dieser Mann gerne verwendet, und lag es also wohl nahe, daß er nun von Haus zu Haus gehen und in seiner eintönigen Weise darthun möchte: „Es ist den christlichen Mitbrüdern kund und zu wissen gethan, daß der Anton Hinterhölzl und die Susanne Bergerin nächtig miteinander im Baumgarten betroffen worden, so nahend beisammen, daß kein Vogel seinen Schnabel zwischen Beide hätte stecken können."

Indessen ist der Mann verschwiegen, er kündet nur, wo er dafür bezahlt wird. Allerdings würde der Anton auch bezahlen, aber in einer Weise, die nicht Jedermanns Sache ist. Etwas Anderes war's, was jetzt die Dazwischenkunft der „Dorfglocke" so unangenehm machte; der Mann war der Oheim und Vormund des Anton, hatte also gewissermaßen ein Recht, mit dem Stocke den Burschen am Rücken zu stupfen und Pfui zu sagen — so schlecht angebracht diese Demonstrationen auch sein mochten.

Ueber den Vormund würde sich der Anton nöthigenfalls hinausgesetzt haben, denn von seiner vollen Selbständigkeit trennte ihn kaum ein Jahr mehr; dann hatte er in gewissen Dingen allein nur Gott zum Herrn, und mit diesem ließ sich reden, der doch — wie der Bursche einmal singen gehört hatte — „Das

Dirndl wegen des Büaberl g'macht" hat. Anders aber war's mit dem Oheim. Der hatte ein Sächelchen erspart und der Arzt sagte: Der Mann wird nicht alt. Und das Sächelchen rutscht dann auf den Neffen über, heißt das, wenn der Oheim nicht früher einen Stein in die Rinne legt. Das ist zu vermeiden, und daher muß der Anton nun ganz demüthig dastehen und hören, was der Oheim sagt.

Der Oheim setzte sich auf den Birnbaumstock, denn er stand schwer, wenn er sich nicht wo anlehnen konnte, und lud den Neffen ein, sich daneben zu setzen.

Wie gerne hätte dieser versichert, der Birnbaumstock wäre für Zwei zu schmal, wenn nicht just früher der glänzende Gegenbeweis erbracht worden wäre.

„Setz' Dich, Junge, setz' Dich!" drängte der Oheim.

Und als selbiger hart an der Kante saß — Galle im Herzen — da sprang eine Kröte auf seine Hand; es war aber nichts als die feuchtkalte Hand des Oheims.

„Anton!" sagte er gewichtig, „was habe ich dahier vorhin sehen müssen?!"

„Unrechtes nichts!" antwortete der Bursche.

„Unrechtes nichts?" lachte der Oheim heiser auf. „So sage mir einmal, seit wann ist es denn ausgestrichen, das sechste Gebot Gottes?"

„Das ist nicht ausgestrichen," antwortete der Bursche, „deshalb will ich mich um einen Schatz umsehen."

Ueber dieses freche Wort war der Oheim derart empört, daß er den Zeigefinger hob und warnend ausrief: „Jüngling! Das Umziehen mit ledigen Weibsbildern ist Sünd'!"

„Deswegen, Oheim, möchte ich mich an eine Verheiratete machen."

„Thor! Thor! Das ist noch größere Sünd'!"

„Heißt das, an Eine, die mit mir selber verheiratet ist."

Der Oheim schwieg, er war ein wenig ärgerlich, daß er ins Garn getappt hatte.

„Ich muß heim zum Rosenkranzbeten!" sagte der Anton und wollte rasch aufstehen.

Der Oheim hielt ihn zurück:

„Bleib' noch da. Wir wollen ein Anderes beten Allzwei. — Ich weiß nicht, Ihr jungen Leut', was Ihr denn habt. Ihr bildet Euch ein, es müßt' sein, und es ist allmiteinander nur Verführung, nichts als Verführung. Weil Ihr immer die verruckten Lieb'sliedeln hört und selber singt! Und weil Ihr jeden Weiberkittel schon auf das hin anschaut! Was ist denn d'ran, möcht' ich wissen? Das ist ein Geschrei von den sauberen Mädeln und eine ganze Litanei weiß man von ihren Augen und Haaren und Wangen und Statur und was weiß ich! Ich finde

nichts an den Weibsleuten, hab' nie was d'ran gefunden, in diesen Stücken bin ich alleweil gescheit gewesen."

Warum Gott dem Adam die Eva erschaffen hätte? war die Frage des Burschen.

„Mein lieber Junge," sprach jetzt der Oheim, „wenn Du über derlei reden willst, so mußt Du auch genau wissen, wie es zu lesen steht. Am sechsten Tage, als alles Andere fertig gewesen, schuf er den Adam, und er sah, daß es gut war. So heißt's, und gut war's! Die Eva ist erst später dazu gekommen, darauf steht's nirgends mehr zu lesen: und er sah, daß es gut war."

„Der Spaß ist nicht schlecht," meinte der Anton.

„Der Teufel auch, ist denn das ein Spaß?"

„Ein sauberes Dirndl busseln, das ist freilich noch ein größerer Spaß. Den verstehst aber nicht, Oheim."

„Gott sei Dank nein! Vor dem Abschmatzen und Busseln, da hat mir immer gegraust; soll ich Einer den Mund ablecken?!"

„Das muß ich schon sagen, da bin ich anderer Meinung," entgegnete der Anton.

„So beschreib' mir's, so beweis' mir's!" sagte der Oheim geschmeidig.

„Beweisen," meinte der Bursche, „das müßte ich wohl wem Anderen überlassen."

„Wem denn?"

Nun wollte der Anton beginnen, nach bestem Wissen und Gewissen dem Oheim das Weib und das „Gernhaben“ und das „Busselgeben“ darzustellen. Er spannte schon den Athem dazu an, unterließ es aber noch im letzten Moment. Denn er dachte so: Gelingt es mir nicht, ihn zu überzeugen, so hilft es nichts, und gelingt es mir, so nimmt er sich am Ende selber Eine und die Erbschaft ist hin.

„Ja, Oheim,“ sagte er denn, „wenn man's genau nimmt, Du hast nicht so Unrecht. Was kann an so einem Weibsbild denn viel d'ran sein! 's ist vielleicht mehr Einbildung als Wirklichkeit in der Sache.“

„Bist halt doch ein vernünftiger Bursch'! Mich gefreut's und werden gut miteinander auskommen. Nur wissen möcht' ich's, der Weiber wegen, warum die jungen Teufel alle so d'rauf losgehen!“

„Nicht allein die jungen, Oheim, gemeiniglich auch die alten!“

„Deut' mir's!“

„Probir's!“ sagte der Anton, wollte aber das unbedacht entschlüpfte Wörtlein wieder einfangen.

„Meinst, Anton?“ versetzte der Oheim weich, „und —? Wenn man's nimmt, ich bin noch nicht fünfundvierzig, ich werd's erst in drei Wochen. Die besten Tage! Es wird viel sein, wenn ich nicht noch dahinter komme, was an der Sache ist.“

„Daß es Dir am Ende nicht so ergeht,“ meinte der Neffe dämpfend, „wie dem Bachschneider.“

Das war genug gesagt. Was der Bachschneider von seinem jungen Weibe litt, das ahnte männiglich. Sie sperrte ihn unter Anderem in die Werkstatt ein und ging in das nachbarliche Eisenwerk, um ihre Kinder zu suchen. Aber die Freude vom alten Meister, wenn sie geboren wurden, die wog alle Drangsal auf!

„Du hast recht, ich laß es sein," sagte der Oheim. Da fiel dem Jungen ein Stein vom Herzen; er fiel aber so laut zu Boden, heißt das, der Bursche athmete so vernehmlich auf, daß der Oheim fragte: „Was geht es denn Dich an?"

Diese Frage kam so plötzlich, daß sie in dem Burschen, der ohnehin mit der kochenden Galle zu kämpfen gehabt hatte, nicht minder plötzlich den Wiederhall wachrief: „Und was geht es denn Dich an, ob ich mir Eine zulege oder nicht? Das ist mir zu dumm, daß Du Dich da dreinmischest. Ich mag die Susanna einmal und ich mag sie einmal! Heirate ich sie heut' oder aufs Jahr, das ist Einerlei, mein ist sie von heut' an, ich finde nichts Schlechtes dabei und glaube, das sechste Gebot ist für was Anderes da, als für das, wenn man einen Schatz hat und ihm treu bleibt. Gute Nacht, Oheim! Ich schlag' Dir auf die Finger, wenn Du nicht auslaßt! Gute Nacht, Oheim!"

Flink riß er sich los, rasch lief er davon. Der weite, klare Himmel stand über ihm und in dem-

selben der stille, freundliche Mond, der ihm zuwinkte: Mit dem Oheim hast Du es nun zwar verdorben, Du hitziger Junge, aber Dein Schatz, der wartet auf Dich, dort wo das Fensterlein funkelt.

Der Mond hatte recht — er hat in solchen Dingen immer recht, er mag voll oder neu, im ersten oder letzten Viertel sein. In unserem Falle war er im ersten Viertel, er wurde von Tag zu Tag voller, wie das Liebesglück der beiden jungen Leute, bis er am Hochzeitstage ganz voll und rund am Horizont emporstieg.

Der Oheim hatte noch einige Begräbnisse ausgerufen, das seine schließlich aber verschwiegen. Es kam frühzeitig, wie es der Arzt vorausgesagt hatte. Auf dem Todtenbette soll der arme Mann gesagt haben, nichts Lebendiges bleibe von ihm zurück, also sei sein Leben eine Todsünde gewesen. Er wisse weiters nichts mehr gut zu machen: was an Gut und Geldeswerth von ihm übrig bleibe, das gehöre den Kindern des Anton.

Der Neid.

Daß sie sich nicht einen Mann nimmt! So schlank und interessant und blaß! So schwarz an Haaren, so vergißmeinnichtblau in den Augen! Ein Paar leise Fältchen der Wehmuth um die Mundwinkel

und sich keinen Mann nehmen! Des Herrn Oberamts-Directors eingeborne jungfräuliche Tochter sein und sich keinen Mann nehmen! So zart gebildet, so belesen, so reich an Fertigkeiten: Zeichnen, Malen, Pianofortespielen, so geübt im Sticken von künstlichen Blumen — so züchtig und gretchenhaft, und sich keinen Mann nehmen!

Wer sie in der Laube hingegossen sieht in ihrem lilienweißen Kleide, wie sie eine Rose entblättert mit den ätherischen Fingern, versunken in Gedichte von Mathisson, Schiller, oder versunken in Träume süßer Schwermuth! Denn Röschen kann in Mancherlei sehr hübsch versunken sein, wenn sie es weiß, es geht ein indiscreter junger Mann vorbei, der durch die Fugen des Gartenzaunes lugt. Auch weiß sie in solchen unbewachten Augenblicken das große Auge — dem ich alles Lob geben darf, womit wasserfarbenkundige Lyriker je ein blaues Mädchenauge besungen — gedankenschwer zum Himmel aufzuschlagen und reizend zu seufzen. 's mag auch sein, daß sie dichtet.

Dabei sieht sie sich von draußen an, nämlich sie schaut im Geiste durch die Zaunfuge herein auf die holde hingegossene deutsche Maid, die so tief versunken ist in das Ahnen der Jungfrau und deren dichterische Seele dahinweht, „hoch über den Welten".

„O Blümlein hold, o klage nicht, wenn Dich ein schlimmer Knabe bricht!" singt sie. Aber ach, die

Knaben von Krumppenau sind nicht so schlimm, als sie in den Romanen stehen, es giebt keine Toggenburge und Don Juans darunter, und giebt es deren, so huldigen sie dem Häßlichen und Gemeinen und „Schön Röschen bleibt im Haine ach, wohl einsam und alleine!"

Der neue Adjunct des Oberamtes erhält zu seinem Namensfeste eine anonyme Sendung zugeschickt, ein Blatt, auf das ein herzförmiges Kränzlein von gepreßten Blumen geheftet ist, rothes Herzlieb darunter und Vergißmeinnicht und eine Wickenblüthe, welche — was aber der junge Ignorant nicht weiß — ein aufgebrochenes Schlößlein bedeutet. Und ganz unten, wo das Herz in eine Spitze ausgeht, sind mit sehr blasser Tinte winzig klein zwei Buchstaben: R. H.

Junge Männer, die gegen derlei noch nicht abgehärtet sind, beschleicht bei solchen Briefen in der Blumensprache allemal ein unruhiges Gefühl, das sich noch steigert, je lebhafter eine willenskräftige Mannesphantasie an der Gestaltung der unbekannten Spenderin arbeitet. Aber des Adjuncten Freund, der Unterlehrer von Krumppenau, hilft ihm alsbald aus dem Traume.

„Das Ding kenne ich," sagte der Unterlehrer, als er den herzförmigen Blumenkranz sah, „ich habe es zu den vorigen Weihnachten geschickt erhalten, aber es sofort zurückgesandt."

„Wem hast Du es zurückgesandt?“ fragte der erschrockene Adjunct.

„Nun, dem Fräulein Rosa Hollerbusch.“

Da ging es dem Adjuncten eiskalt über den Rücken.

Der Postbeamte besaß ihre Photographie, auf der ihr schelmisch schwärmerisches, kindlich junges Gesichtlein überaus reizend mit einem dunklen Schleier halb verdeckt war. Jeder verliebte sich in dieses Röschen.

„Wie alt mag es nur sein?“ fragte der Unterlehrer.

„Wohl an die fünfzehn Jahre.“

„Das Röschen?“

„Das Bild.“

Zahlen sprechen und erklären alles. Aber unerklärlich, daß eine solche Frucht nicht zu ihrer Zeit geerntet wurde! — Sie hatte einst zwei Bräutigame, aber sie hatte — um die Wahrheit zu sagen — zwei Bräutigame zu gleicher Zeit, und das soll ihr Jeder von Beiden für übel genommen haben. Es war jedoch ein Mißverständniß, denn heiraten wollte sie nur Einen. Was thäten um Gotteswillen die Romanschreiber, wenn alle Mädchen so prosaisch wären und Gott nicht lieben wollten in seinen Geschöpfen! Als ob nur der legitime Bräutigam und Ehemann ein Geschöpf Gottes wäre, und alle Anderen nicht! Aber auf dem Dorfe ist hierin kein Spaß zu treiben;

hat Eine mit Einem zu wenig, so kann sich's fügen, daß sie ganz alleine bleibt; oder daß sie ist wie ein Kirschbaumzweig, auf welchen nur vorüberfliegende Spatzen hocken zu einem kurzen Rasten und Naschen.

„Vöglein, Vöglein schwirre,
Die Kirschen sind schon dürre,
Den harten, herben Kirschenkern,
Den hat das Vöglein nimmer gern.
Vöglein, Vöglein schwirre.“

Seither fühlt Röschen um ihr blasses Antlitz den Nimbus der Verlassenen. Noch hat sie zwei Freunde: den Mai und den Mond.

Und in einer mailichen Mondnacht ist's, da wandelt sie über die Wiesen hin dem Kirchhofe zu, wo die Todten ruhen.

Dort im Knochenhause spielen tagsüber die jüngeren Kinder des Todtengräbers mit den Beinen der alten Gemeinde Krumppenau. Aus den Arm- und Schenkelknochen bauen sie ein Häuslein, mit den Beckenbeinen und Brustblättern decken sie es ein, mit den Todtenschädeln schieben sie es nieder. Oder sie erhaschen einen Schmetterling und halten ihn gefangen in den Augenhöhlen eines Schädels, und was dergleichen mehr ist. Wer soll's den unvernünftigen Kindern verübeln, wenn selbst die allwaltende Natur die unglaublichen Allotrias treibt mit den Todten, sie, die in diesen Stücken nichts Anderes ist als die Kinder sind, welche ein hübsches

Spielzeug zerbrechen, um dann mit den Trümmern erst recht spielen zu können!

Solch tollwitzige Gedanken hat nun zwar das Röschen nicht; ist sie tagsüber auf dem Friedhof, so „indignirt“ sie sich vor Allem über die älteste Tochter des Todtengräbers, welche die Gräber der alten Frau Postmeisterin und des Großbauers Oberfelner und der kürzlich erst verstorbenen Pfarrerköchin zu besorgen und mit Blumen zu bestreuen hat, und dabei dudlt (jodelt). Die Person ist, so viel man hört, noch nicht zwanzig Jahre alt und schon so frech, daß sie, anstatt Mathisson'sche Gedichte zu lesen, ihre Liebesgesangeln trillert auf den Hügeln der Verstorbenen! Es soll nur einer wach werden, von den im vorigen Jahre durch das Nervenfieber dahingerafften Burschen, und mit blutlosen Händen aus der Erde ein Loch wühlen und hervorkriechen und die männersüchtige Närrin mit hinabholen in seine Truhen!

Es geschähe ihr ganz recht!

Das sind die Gedanken Röschen's, wenn es sinnend über den Kirchhof schwebt und in edler Würde eines züchtigen Mädchens unter den Cypressen der kammerherrlichen Gruft steht, auf welche vom nahen Pfarrhofe das Fenster des Herrn Caplans herüberschaut. Sie wendet sich und thut so unbemerkt als möglich einen kurzen Blick gegen das Fenster, ob in demselben nicht etwa die schwarze Gestalt mit

der weißen Halsbinde und dem rosigmunteren Gesichte stehe.

Neben dem Beinhause prangt ein Hollunderstrauch, der zu solcher Maienzeit in üppigen Zapfen blüht. Der Herr Caplan ist ein Freund davon und geht manchmal des Abends, sich ein paar solcher Blüthentrauben zu holen. Sie duften gar zu herrlich; Manchen steigt der Duft zu Kopf. Das wäre ihm just recht, daß der Duft ihn nächtlich betäube und holde Traumbilder aufbaue; denn für die Freuden des Traumes könne ihn Niemand verantwortlich machen.

So schwebt nun das Röschen spät am Abend über den Kirchhof dahin. Sie mag ja ein liebes Grab dort haben und kann sich dergestalt ihre treue Seele zeigen Dem, der die Jungfrau wandeln sieht, einsam zwischen den Cypressen.

Es ist schon so finster, daß der aufgehende Vollmond alle seine Zauber spielen lassen kann. In blassen Rosen stehen die Wände des Pfarrhofes da und die klugen Fenster haben ein schalkhaftes Feuer in ihren Augen. Der Kirchthurm ragt wie ein Streifen weißen Tuches in die Nacht empor. Selbstverständlich hört man auch die Unruhe der Kirchenuhr, die kein Schilderer eines nächtigen Kirchhofs vergessen darf. Die Grabkreuze werfen ihre langen schwarzen Schatten. Im Ganzen ist die Nacht still und lau und die Hollunderblüthen duften so stark, daß dem Röschen schier die Sinne vergehen wollen.

In demselben Augenblicke wird auf der Kirchhofsmauer eine dunkle Gestalt sichtbar, wie ein riesiger schwarzer Rabe. Ich sage absichtlich: schwarzer Rabe, weil es auch weiße giebt, die aber bekanntlich außerordentlich selten sind, während solche Vögel, wie dort einer auf der Kirchhofsmauer hockte und jetzt innerhalb derselben auf die Erde sprang, auf dieser Welt sehr häufig vorkommen.

Wenn es der Caplan ist, dachte sich Röschen, so falle ich vor Schreck in Ohnmacht.

Es war aber ein Anderer, so viel an der Kleidung und dem Wuchse zu sehen war, ein stämmiger Bauernbursche aus dem Dorf. Röschen zog sich ein wenig in den Hollunder zurück. Der Bursche kam jedoch nicht, um Blüthen zu pflücken.

Gegen das Häuschen des Todtengräbers schlich er hin.

An der Mauer desselben stand ein Grabkreuz, an diesem kletterte er leise und vorsichtig empor bis zum Fenster. Sachte begann er mit den Fingerspitzen an den Fensterscheiben zu trommeln. Da ward die Scheibe plötzlich weggeschoben und des Leutebegrabers Töchterlein flüsterte heraus, er solle keinen Lärm machen.

Sagte hierauf der Bursche: Darum wären die Knochen mit Fleisch und Blut überzogen, daß sie nicht klappern könnten.

„Stehst fest?“ fragte sie heraus.

„Ich stehe auf einem Kreuz, weil ich mir denke: wenn der Mensch so oft das Kreuz tragen muß, so soll das Kreuz auch einmal den Menschen tragen. Aber wenn's bricht, lieg' ich unten."

„Wollt' an Deiner Stelle doch lieber daheim bleiben und auf dem Strohsack liegen, als mich da so in die Gefahr begeben."

„Mich tragen die Engel daher zu Dir," sagte der Bursche. „Mußt Solches wissen: Wie ich beim Nachtgebet mit meinem Schutzengel red', sagt der zu mir: Heut' ist Samstagnacht und Du könntest auch was Gescheiteres thun, Sepp, als das Stroh niederpressen. Denn schlafen — sagt er — magst Du doch nicht und so ein Liegen, es mag auf der rechten oder auf der linken Seiten sein, auf dem Rücken oder auf der Brust, ist ungesund. Sollst zu Deinem Dirndl gehen, hat er gesagt, mein Schutzengel."

„So!" antwortete das Mädchen, „der meinige hat gerade das Verkehrte gesagt, der hat mir gesagt, ich soll' Thür und Fenster gut zusperren."

„Ganz recht, damit der Liebste nicht wieder hinaus kann."

„Oho, damit er nicht herein kann!" behauptete sie.

„Nachher hast Du ihn schlecht verstanden. Ich will Dich aber nicht überreden, mein liebes Agathel. Du bist Dein und kannst Dich behalten so lang Du willst, und kannst Dich geben, wem Du willst. Ich

mach's auch mit mir so. Aber ich selber brauch' mich nicht und bin mir auch wieder zu gut, daß mich die Erste, die mich brauchen kunnt, haben sollt'. Mir ist die Sauberste und Herzigste gerad' gut genug und wenn Du mich fortgehen läßt, wie ich gekommen bin, so mußt Dir nicht denken, ich klopf' aus Zorn und Trotz an ein Nachbarsfenster, obgleich ich etliche wüßt', wo Einer wie geschmiert hineinrutschen kunnt. Nein, ich geh' in meine Kammer, und ist's schon nicht gesund, wie ich dort lieg', so magst Du's verantworten, und ich vermeine, Du wirst für Dich allein nicht gesünder liegen und ist's gar nichts Anderes, als eine zweifache Narrheit, was hier zwei Liebesleut anstellen, wenn sie mir nichts dir nichts auseinander gehen."

So sagte der Bursch.

Das Mädchen war ganz kleinlaut und meinte nun nach einigem Säumen, sie übernähme gar keine Verantwortlichkeit.

„Da hast Du ganz recht."

„Gleichwohl ihr Mannsleute der Meinung seid, wir Weibsbilder wären recht zum Schuldaustragen, weil wir dazu die Schürzen um hätten."

„Darum flink weg!"

„Und damit das schamrothe Gesicht verdecken, gelt! Bist mir schon ein sauberer Rathgeber, Du! Geh' heim schlafen, daß Du morgen die Predigt nit versäumst. Die thut Dir noth!"

„Meinst!“ sagte der Bursche, weil er für den Augenblick nichts Anderes zu sagen wußte.

„Freilich meine ich's!“ hierauf die Maid, weil auch sie jetzt nichts Anderes zu sagen wußte.

„Ihr Dirndln sollt's froh sein, daß wir Burschen die Predigt verschlafen. Es möcht' Euch sonst einmal schön langweilig werden auf der Welt!“

„Meinst!“ sagte jetzt sie.

„Geh', Agathel, zier' Dich nicht. Bist mir eh' schön genug. Laß mich nicht so lang stehen.“

„D'rum rath' ich Dir ja, daß Du gehen sollst.“

„Mußt nit so unbarmherzig sein, Dirndl!“ sagte er in fast trauriger Weise, „schau, das Weiß-Heimgehen ist selbst dem Geistlichen hart, um wie viel härter erst einem Liebhaber!“

Ob das Agathel die Bemerkung verstanden hat, weiß man nicht, aber verstanden ist sie worden, das beweist ein tiefer Seufzer, den in demselbigen Augenblick der Hollunderstrauch fahren gelassen.

Das Agathel wollte jetzt das Fenster zuschieben, der Sepp aber reckte den Arm hinein und sagte sehr leise, aber sehr deutlich: „Nein, Dirndl, jetzt nimmer. Jetzt, weil wir einmal so viel miteinander gesprochen haben, jetzt bleib' ich da. Wenn Einer, mußt wissen, beim Fensterln einmal so lang auf dem Fenster sitzt, daß das Brettel warm wird, nachher geht er nimmer nüchtern heim!“

„Du sitzest ja auf keinem Brettel,“ berichtigte sie.

„Hingegen ist schon die ganz' Wand heiß, an der ich lehne," sagte er, „aber was hilft das viel Schwatzen, deswegen steh' ich nicht auf dem Todtenkreuz. Ich will auch einmal wissen, warum es der Pfarrer gar so scharf verboten hat."

„Im Gottesnamen," sagte sie bittweise schmeichelnd, „aber nicht schlimm mußt sein, Sepp, schau, gescheit mußt sein . . ."

Das Alles hatte Röschen im Hollunderstrauch hören und sehen müssen. Wie ihr dabei zu Muthe war, das ist unbeschreiblich. Aber jetzt hielt sie es länger nicht mehr aus, und als sie gewahrte, daß der Bursche vor dem Fenster verschwunden war, schoß sie aus dem Strauch hervor wie ein aufgeschrecktes Wiesel, und über Grab und Gruft dem Kirchthurme zu. Der Kirchthurm hatte unter sich einen offenen Durchgang, in den die Glockenstricke niederhingen. Zwei solche Stricke erhaschte das Röschen, zwei zugleich, und riß und riß, daß die Glocken schrill aufschrien, weit hinaus wimmernd in die nächtliche Runde.

Zur Tageszeit machen die Kirchenglocken in der Krumppenau just keinen sonderlichen Eindruck und geht Jeder trotz des Aufrufes zum Gottesdienste sachte seinen Geschäften oder Vergnügungen nach. Aber in der Nacht, wenn die Glocken plötzlich rufen! Da ist's Nothschrei, da ist's Hilferuf! Alle Thüren flogen auf, die Gassen wimmelten von Menschen

und Thieren. Von den Dachfenstern flogen Feuereimer herab; aus dem Hofe des Gemeindehauses rollte der Wagen mit dem großen Wasserfaß und in den Schoppen arbeiteten Männer, um die Spritzen flott zu machen.

„Wo brennt's?"

Da lief schon des Oberamts-Directors Röschen des Weges daher. „Im Todtengräberhaus! Im Todtengräberhaus!" rief sie in fürchterlicher Erregung und verlief sich.

Just als die erste Rettungsabtheilung ans bezeichnete Haus kam, sprang dort der Stamgruber Josef vom Dachfenster herab und rief: „Ist schon gelöscht!"

Da gingen die Leute beruhigt auseinander.

Selbiges geschah sechs Wochen vor der Hochzeit des Stamgruber-Sepp mit dem Agathel. Und das Röschen Hollerbusch — das hat immer und immer noch Keinen genommen.

Der Fratz.

„Bruder Isidor, das ist eine zuwidere Sach'!" sagte der halbe Schartenwirth.

„Eine sehr zuwidere Sach', Gallus!" sagte die andere Hälfte.

„Eine zuwidere Sach'," wiederholte der Bruder Gallus noch einmal.

„Steigt dieser Alte etliche siebzig Jahr lang in der weiten Welt um, und just bei uns da heroben, und just heut' geht ihm der Athem aus. Ist höllisch zuwider."

„Sollen wir die Tanzmusik absagen, jetzt, wo wir mit harter Müh' die Licenz kriegt und die Kälber geschlachtet haben, und der Wein —?"

„— muß in Kürze aus. Der Bleizucker halt's nicht lang."

„Wird uns schier nichts Anderes übrig bleiben, wenn nicht etwa — was mir eingefallen ist — der Bachweber so gut sein und den Todten übernehmen wollt'? Daß wir sagen wollten, er wär' in seinem Haus gestorben?"

„Geht nicht. Kommt unter die Leut'. Möchten es uns gleich aufbringen, beim doppelten Schartenwirth hätten sie heimlich einen Todten aus dem Haus geschleppt."

„Wer wird sich denn kümmern um den alten Bettler!"

„Bei seinen Lebzeiten hat sich freilich kein Mensch um ihn gekümmert, so weit hast recht, Bruder; aber paſſ' auf, jetzt, da er verstorben ist, wird der Pfarrer und der Amtmann bald nach ihm fragen. Müssen es haarklein angeben, wo und wie und warum er gestorben ist."

„Wie und warum? Wenn er's heimlich thut hinten in der Krampenkammer bei kohlrabenfinsterer Nacht? Kann man's wissen warum?"

„Aus Hunger wird er gestorben sein, der arme Schelm.“

„Zu todt gegessen wird er sich haben.“

„Es kommt auf Eins hinaus. Kommt er gestern Abends ganz ausgemergelt ins Haus, setzt ihm die Köchin die versalzenen Butternocken vor, die vom Mittag übrig geblieben sind. Er ißt, so lange er kann, denn etwas in der Schüssel lassen, das ist bei solchen Leuten allzu große Verschwendung. Die Butternocken sind für sechs Drescher gekocht worden.“

„Gott sei ihm gnädig!“ sagte der Bruder Gallus, „wir wollen zu ihm gehen und schauen, was zu machen ist.“

Sie gingen in die Kammer, in welcher der todte Bettelmann lag. Wir müssen aber vom Zweigespräch etwelches erklären.

Der Isidor und der Gallus waren zwei Brüder, welche gemeinsam das auf dem Schartenpaß liegende Wirthshaus besaßen und bewirthschafteten und welche zusammen von den Leuten der Umgebung und der Straße der doppelte Schartenwirth genannt wurden. Aus diesem Ehrennamen begründeten es die beiden Brüder, wenn sie bisweilen, zu besonderen Festlichkeiten, mit der doppelten Kreide rechneten.

Dieser doppelte Schartenwirth hatte heuer wie alljährlich für den Kirchweihsonntag eine Tanzunterhaltung veranstaltet, zu der sich alle lustigen

Leute der Gegend einzufinden pflegten. Jetzt war gestern der alte Kirchen-Schnaur, wie er genannt wurde, daher gekommen, hatte sein hölzernes, zweithürmiges Kirchlein vom krummen Rücken abgeladen, auf die Bank vor dem Hause hingestellt und mit den kleinen Glocken angefangen zu läuten, bis Eins aus der Küche kam und ihm einen Kreuzer in die Haube warf.

„Gott gebe Euch," so dankte der Alte, „für dieses Geschenk einen braven Mann und die himmlische Freud'. Aber die Nacht ist nimmer weit, es sitzen schon die Hühner auf, und so hätte ich bei dem rechtschaffenen Schartenwirth ein doppeltes Gebitt: Eine Nachtherberg und was zu essen."

Die Schartenwirthsleute sind immerzu als gerecht und gutherzig gegen die Armen ausgeschrien gewesen. Der Kirchen-Schnaur bekam die Butternocken und die Kammer. Als es finster geworden und im Hofe alles zur Ruhe gekommen war, läutete der Bettelmann noch lange seine Glöcklein. Von Allen, die im Hause waren und in ihren Betten dem Tanzfeste entgegendachten, entgegenlachten, ahnte es freilich Keiner, daß Todtenglocken klingelten. Am Morgen, als sie den Schnaur wecken wollten, weil die Kammer als Lazareth für im Raufen Verwundete oder für in Traulichkeit Versinkende hergerichtet werden sollte, war er kalt und starr. Einen Tag vor dem Kirchweihtanze! Und nun sollte der Todte

mindestens zwei Tage lang im Hause aufgebahrt liegen; denn wenn man mit so Einem auch nicht viel Umstände macht, christlich bestattet muß er doch werden, das war der doppelte Schartenwirth sich selber und seiner Hausehre schuldig. Das Tanzfest ließ sich nicht verschieben, der Todte ließ sich nicht vertuschen, daher die Bedrängniß der Brüder Isidor und Gallus.

Als sie nun in die Kammer gingen, um den erstarrten Bettelmann auf das Brett zu legen, fanden sie in seinem Brustlatz einen zweifach zusammengelegten Lederfleck.

„Das ist ein Amulet," sagte der Gallus.

„Ein kaiser-königliches!" antwortete der Isidor, denn im Leder lag ein ganzes Päcklein Fünfguldennoten.

Die beiden Brüder lächelten sich an.

„Es war ein braver Mann," sagte der Isidor, „er hat sich was erspart für ein christlich Begräbniß. Es sind — zähl' einmal mit, Bruder Gallus — es sind achtzehn Fünfer."

„Wir lassen die Tanzmusik absagen. Wir wären es dem armen Mitbruder schuldig, der in unserem Hause verschieden ist."

„Schlage den entgangenen Gewinn gering gerechnet auf fünfundzwanzig Gulden an."

„Wir stellen Leichwachen an, wie es der Brauch ist."

„Raite Most und Brot auf fünf Gulden."

„Laden die Nachbarschaft ein zum Begräbniß."

„Truhen, Kerzen, Träger und was dergleichen ist, thut fünfzehn Gulden."

„Nehmen einen halben Conduct und ein Todtenamt."

„Der halbe Conduct steht, glaub' ich, auf acht Gulden. Das Amt kostet nach neuem Tarif drei."

„Der Gräber, der Meßner?"

„Schlagen sich auf vier Gulden."

„Wie viel hast noch?"

„Dreißig."

„Dafür geben wir ein Todtenmahl, wie sich's ziemt, und daß wir unsere Kälber anbringen."

„Wollen unrechtmäßigerweise auch nicht einen Kreuzer einstecken von diesem Blutgeld."

„Gott bewahre uns davor!"

„Kein Mensch weiß es, daß der Alte Ersparniß gehabt hat."

„Kann's Keiner wissen."

„Braucht's Keiner zu wissen." —

Das gab nun dem doppelten Schartenwirth ein rechtes Ansehen. „Es sind doch kreuzbrave Männer," meinten die Leute, „wie sie da den armen Kirchen-Schnaur in Ehren aufbahren und begraben!"

„Mein Gott," sagte der Gallus, „was kann man da machen! Der arme Mann ist eben auch ein christlicher Mitbruder. Gott hat ihn in meinem

Haus zu sich gerufen, da muß die weltliche Lustbarkeit zurückstehen, und ist's das letzte Almosen, das man dem Bettelmann reichen kann: eine christliche Bestattung."

Das wäre wohl brav gedacht, meinten die Leute, und dasselbe sagte auch der Herr Pfarrer, der anfangs erschrocken war über die Nachricht, daß der alte Schnaur gerade in seinem Sprengel gestorben.

Zu der Leichwache in der ersten Bahrnacht fanden sich nicht Viele ein. Als es aber laut wurde, was man bei derselben für weißes Brot gegessen, für guten Most getrunken, konnte in der zweiten Nacht das Haus die Anwesenden kaum fassen.

Zur Begleitung ins Pfarrdorf und auf den Kirchhof stellten sich etwa ein paar Dutzend Leidtragende ein; darunter auch ein alter Steinschlager von der Landstraße, der mit dem Schnaur ein wenig verwandt gewesen war. Der erkundigte sich so nebenher, ob man wisse, welchen Weg der Schnaur gegen das Wirthshaus herangekommen sei, ob er nicht etwa gesagt habe, daß er kürzlich in der Stadt gewesen? Wollte auch wissen, wie der Bettelmann gestorben sei, ob er in der Sterbestunde bei Bewußtsein gewesen und etwa nichts aufgetragen habe, an den Steinschlager auszurichten —?

Das war alles nicht zu sagen, weil der Schnaur des Abends nicht viel gesprochen, als von Hunger

und Müdigkeit und weil er in eitler Nacht ohne Beistand verschieden.

„Wirst halt als Andenken seine Kirche haben können, Steinschlager," sagte der Isidor.

„Was hättest nachher Du für Deine Mühe und Gutheit?" versetzte der Steinschlager.

„Ich thu's um Gotteswillen."

„Und meinst, halbeter Schartenwirth, daß ich den alten Flitterkasten auf den Buckel nehmen und damit hausiren gehen soll?"

„Meinst Du, mein lieber Steinschlager, daß der Schartenwirth damit hausiren gehen soll?"

„Ich meine, die Kirche gehört zum Wirthshaus."

„Wer wird denn jetzt warteln!" redete einer der Nachbarn drein, da er merkte, das Gespräch wäre ein wenig säuerlich und Jeder bedankte sich für die Hinterlassenschaft des Bettelmanns, die wieder nur für einen Bettelmann gut war.

Bevor man den Sarg hob, gab's zu essen; dann theilte der Gallus rothe Wachskerzlein aus, die bei dem Todtenamte anzuzünden wären, und hernach sagte er, mitten unter den Leidtragenden aufrecht stehend, schlicht und deutlich folgende Worte:

„Jetzt werden wir unseren lieben Mitbruder aufheben und auf den Freidhof tragen. Nachher ist das Todtenamt für seine arme Seel'. Und alsdann mach' ich meine Einladung, daß die ehrsamen Leidtragenden wieder möchten hergehen zu meinem Haus auf der

Scharten, wo ihnen ein kleines Todtenmahl wird aufgesetzt werden. Jetzt beten wir noch die fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi für die abgeschiedene Seel' unseres Mitbruders."

Die Umstehenden waren sehr gerührt. Und die Brüder im Schartenwirthshause stiegen zusehends in der Achtung und Bewunderung der Leute.

Das Begräbniß fand unter den üblichen Feierlichkeiten statt und nach dem Gottesdienste zog sich Alles sachte, aber doch in gerader Richtung dem Schartenwirthshause zu. Es waren junge Bursche und Dirnlein darunter, die miteinander den Paß hinanschäkerten, als gingen sie nicht zu einem Todtenmahl, sondern zu einem Kirchweihtanz. Und das wäre recht, gab der Isidor zu, auch die Alten — wie es in den Büchern stünde — hätten ihre Todten im Lustigsein geehrt!

In der großen Stube des Schartenwirthshauses waren schon die Tische gedeckt und mit Tellern und Gläsern bestellt.

Der Isidor machte einen Truchseß und ordnete alles in leutseliger Weise. „Geht's nur her, Leut'," sagte er, „'s wird nit viel sein. Nehmt's halt fürlieb. Setzt's Euch zusamm'. Steffel, mach' den Anfang, ruck' ins Winkel. Deine Alte daneben. So! Alsdann, Ihr Andern, schiebt's Euch nach, wie's eben kommt, Männlein und Weiblein durcheinand, ist das best' Mittel gegen den Tod. Ha, ja freilich,

der Mensch muß einen Spaß haben auf der traurigen Welt. Todtengraber, hast auch noch keinen Platz! Tauch' heut' Deine Schaufel einmal in die Schüssel. Schau dazu. Der Steinschlager steht auch noch da. Ruck' an, Steinschlager, daß Du nicht allzuweit von der Schüssel bleibst. Verhoff's, die Knödel sind nicht so hart, wie Deine Steiner. Nau, gunn Dir den Platz!'

„Warum soll denn just ich mich zum Todtengraber setzen?“ fragte der Steinschlager nicht ganz glatt.

„Vor dem Todtengraber fürcht' ich mich nicht,“ rief ein kerniger Bursch und setzte sich hin; „den Todtengraber trinken wir heut' unter den Tisch hinab.“

„So ist's recht, meine Gäst'!“ lachte der Isidor. Da kamen schon die dampfenden Schüsseln.

Der Isidor schlug ein lautes Kreuz und sprach das Tischgebet, mit Einschluß der „armen abgeschiedenen Seele, die der Herr zu seinem himmlischen Hochzeitsmahle möge laden.“

Sonach machten sie sich d'ran.

Etliche waren dabei, die nicht recht wußten, wie sie sich den Knödeln und dem Krennfleisch gegenüber verhalten sollten. Kam noch was nach? oder nichts mehr? Es ist kein Spaß, eine solche Bauernmahlzeit, man hat keine Uebersicht im Vorhinein, keinen Speisezettel, es kann Bestand haben, es kann

aber auch plötzlich aus sein. Der einzige Anhaltspunkt sind etwaige Gerüche, die verrätherisch aus der Küche dringen und nach denen dann der Praktiker berechnet, inwieferne er mit dem Raum seines Magens hauszuhalten hat. Heute mischten sich die Gerüche so seltsamlich, daß es den Zweifelhaften für alle Fälle am sichersten schien, sich an den ersten Schüsseln gründlich zu atzen.

Nun kamen — als Nachlaufer oder Vorläufer? kälberne Sulzfüßeln. Sie gingen ziemlich rasch den Weg alles Fleisches. Hernach erschienen Speckwürste mit Sauerkraut, Geselchtes auch und gedünstete Rüben dazu. Dann kam der Todtenstrudel, fast schwarz über und über von lauter „Weinberln“ und „Zibeben,“ und braungeröstet die fettigen Krustlein. Beim Todtenstrudel hub es an lustig zu werden, denn es kamen die Mostkrüge.

„Ist der Boden gelegt?“ fragte der Gallus, der mitten unter den Gästen saß und fortwährend zum Essen und Trinken antrieb, was aber nur anfangs nöthig war. Je mehr sie schon zugegriffen hatten, desto glatter ging es voran. Der Bauernschlund muß erst geschmiert sein, dann bewährt er sich.

„Wenn der Boden gelegt ist, soll das Weitere anrucken!“

Es kam Braten mit rothen Rüben und Erdäpfelsalat. Es kamen die Fleischkrapfen, es kam Griesbrei in Schmalz gekocht. Und es kam allerlei,

was die Köchinnen aus Kälbern und Schweinen, aus Mehl, Gemüse und Schmalz zu bereiten verstehen, jedwedes mit einer anderen Delicatesse. Und sie aßen, sie aßen.

„Heut' fressen wir ja, als ob Fasttag wär'!" rief einer von den Gästen.

„Wie ist das gemeint?" fragte der Isidor etwas schief.

„Das ist so gemeint, halbeter Schartenwirth, weil ich mich nur alle Fasttage einmal recht satt essen kann. Der Sterz und das Schmalzkoch füllt besser, als wie das Stückl Fleisch mit Kraut."

„Ist eh war!" bestätigten Alle und gossen Wein auf die Wahrheit.

Im unteren Winkel saß ein kleiner dicker Halter, der aß bedachtsam und langsam und war in sich gekehrt, und wurde mit jedem Löffelzug langsamer und betrübter.

Ob ihm der Tod des alten Kirchen-Schnaur so sehr zu Herzen ginge? fragte ihn ein Nachbar.

Dann rannen dem Kleinen die Thränen von den Wangen und er gestand schluchzend, es sei ihm bitter wehe, denn er äße noch gerne und könne nimmer.

Sie hörten es, aber Keiner lachte! Denn ein allgemeines Empfinden war hier kurz und echt zum Ausdruck gelangt.

So machte der Gallus nun einen Vorschlag.

„Wenn,“ sagte er, „wenn in einen vollen Kornsack nichts mehr hinein will, so muß man ihn rütteln, dann geht wieder was d'rauf. Manner und Weiberleut sind da, wir wollen Eins tanzen. Der Zithernschlager sitzt in der Kuchel, hat auch schon gegessen.“

Einen guten Rath läßt man sich nicht zweimal sagen. Die Tische wurden an die Wand geschoben, aber sachte, daß die Schüsseln, Krüge und Gläser nicht litten, denn man gedachte sich ihrer noch zu bedienen. Bald kreisten die Paare, und die Heiterkeit und Lust stieg immer höher und höher. Alles war aufgelegt, witzig und immer wieder durstig. Der Todtengräber sang die tollsten Liedlein, aber stark lallend, suchte die drallste Tänzerin, denn immer Knochen und nichts als Knochen, das sei keine Sach'! Der Isidor reigte mit seinem Bruder Gallus, und für die Nichttänzer, die immer nur aßen und tranken, war es ein heller Spaß, den doppelten Schartenwirth tanzen zu sehen.

Plötzlich, als die Zither einen Augenblick schwieg, war es, als ob im Kirchlein des Bettlers, das draußen im Vorhause stand, die Glocken klingelten.

Die Tänzer hielten still. Die Glocken schwiegen. Die Tänzer begannen wieder zu reigen, zu hopsen; die Glocken klangen von Neuem. Einer rief, man solle das Tanzen sein lassen an diesem Tage. Etliche stutzten, aber der Todtengräber kam vom Vorhause mit dem Bericht, sie sollten es nur d'runter

und d'rüber gehen lassen, der alte Schnaur tanze selber mit!

„Wieso das?"

„Bei Eurem Springen zittert das ganze Haus und zittern auch die Glöckeln mit."

„Wenn's sonst nichts ist, da tanzen wir weiter."

Zur Lust kam der Uebermuth. Sie warfen dem Wirthe Geld hin, daß er für die Weiber Kaffee bringe und für die Männer Glühwein und Kram- pamperl (Crambambuli).

Höher ging es her, als bei der Kirchweih. Da schmunzelte der Gallus zum Isidor hin und der Isidor schmunzelte zum Gallus her.

„Wir haben Profit!" flüsterte die eine Hälfte des Wirthes zur anderen. „Es ist gar von den neunzig Gulden noch ein Restel da."

„Davon wollen wir noch eine Messe lesen lassen Es soll uns vom armen Mann nicht ein Pfennig brennen."

„Ihr sprecht da etwas von neunzig Gulden," sagte nun auf einmal der Steinschlager, der ganz nahe hinter den beiden Brüdern stand, ohne daß sie ihn bemerkt hatten. „Ihr habt Geld gefunden bei dem Schnaur. Ihr seid ehrliche Männer und wisset, daß das Geld beim Gericht niederzulegen ist und daß ich sein einziger Verwandter bin."

Die beiden Brüder wußten nicht, wie ihnen geschah Sie taumelten in ihre Privatstube, einer

dem anderen nach. Dort sagte der Gallus: „Da haben wir's!“

„Wir haben überall herumgesagt, wir thäten es von unserer eigenen Sach', daß wir den Alten christlich begraben lassen und das Todtenmahl gäben, Alles um Gotteswillen. Und jetzt können wir das ganze Geld hergeben, als wie wenn's der Teufel geholt hätt'!“

„Sagen, wir hätten nichts gefunden, das ginge wohl nicht?“ warf der Gallus leisetretend ein.

„Bruder!“ entgegnete hierauf der Isidor, „aus zwei halben Wirthen zwei ganze Schurken machen, jeder einer um fünfundvierzig Gulden, das wäre uns doch zu lumpig. Wir sind einmal die Geprellten: aber machen wir zum schlimmen Spiel ein lustig Gesicht, denn das läßt sich nicht leugnen, einen lustigen Tag haben wir doch gehabt.“

„Wie Du willst, Bruder,“ sagte der Gallus.

Hierauf suchte der Isidor im tollen Gedränge den Steinschlager auf: „Ah, da bist! Hätt' ein paar Wörtel mit Dir zu reden, ehe Du mir davongehst. Wie ich gehört hab', bist Du vom seligen Schnaur der einzige Verwandte. Ich mache Dir als solchem zu wissen, daß wir, wie wir den Todten aufgebahrt, in seinem Brustlatz neunzig Gulden gefunden haben. Das wird wohl Deine Erbschaft sein.“

„Ihr seid erst brave Leut', Schartenwirth,“ antwortete der Steinschlager. „Das Geld ist mein

Eigenthum. Ich habe es ihm vor etlichen Wochen gegeben, weil er gegen Leoben wollte, daß er mir's in die Sparcasse legen sollt'. Hab's nur nicht gewußt, ob er schon dort gewesen ist oder nicht. Achtzehn Fünferbanknoten sind's gewest."

„Das stimmt. Das Geld gehört Dein."

„Wirst wohl was abziehen wollen fürs Begräbniß?" fragte der Steinschlager mit Bangen.

In der Brust des Wirthes stritten verschiedene Mächte. „Freilich wohl, daß Alles Geld kostet," sagte er, „der Gräber, der Schreiner, der Pfarrer, der Meßner, der Wachszieher und der Fraß. Noch jetzt fressen und saufen sie d'rauf los. Indeß, das Steinschlagen! Wird wohl eh' Dein einzig Erspartes gewesen sein, Alter. Will Dir nichts abzwicken davon. Machen wir das Kreuz darüber. Das Schartenwirthshaus hat auch Gottessegen zu brauchen."

„Vergelt Dir's Gott!" gröhlte der Steinschlager und umfaßte mit seinen beiden Händen den rechten Arm des Wirthes. „Und jetzt, daß ich's aufrichtig sag', wenn ich mich auf das noch einmal zu Tisch setzen dürft', jetzt wollt's mir erst schmecken. Ich hab' vor Angst um mein Geld nicht gar viel essen und trinken mögen."

„Wird mich gefreuen, wenn Du recht viel zehrst," sagte der Isidor, „da hast Dein Geld, aber — muß ich Dir sagen — das Todtenmahl ist zu Ende."

Nichtsdestoweniger blieb das Haus voll Ueberfluß und die vollen Mägen der Schwelgenden preßten unversehens die Geldbeutel leer.

Die Leidtragenden sind den Abend und die Nacht im Wirthshause verblieben, und zwar so lange, bis sie wirkliche Leidtragende geworden sind. Weiteres ist – nicht zu melden.

Der Zorn.

Die Montagsfrüh ist für arbeitsunlustige Leute der unangenehmste Morgen in der ganzen Woche. Dem Blasius aber ist der Werktag lieber als der Sonntag, da weiß man doch, was man anzufassen hat und warum man auf der Welt ist. An Sonn- und Feiertagen soll der Bauernknecht für den Himmel arbeiten, Du mein Gott, das geht Einem nicht so von der Hand wie der Pflug, die Sichel, der Dreschflegel.

Der Knecht Blasius hat auf dem thaunassen Felde schon ihrer ein Dutzend Furchen geackert, bevor nun die Sonne über die ätherblassen Wälder heraufsteigt, zu sehen, wie sich der Sonntag verschlafen hat. Der Blasius geht hinter dem Ochsenpaare her und leitet den Pflug. Um ihn dampfen in der Sonnenwärme die schwarzen Furchen, daß er bisweilen schier in den rasch aufwehenden Dunst

gehüllt ist und ihn die Fredel, die an dreißig Schritte mit der Haue hinterher geht, kaum sieht. Wenn sie ihn nicht sähe, die Fredel den Blasius! Das wäre ein Unglück!

In dem Blasius — er ist jetzt dreißig Jahre vorüber — hatte sich sehr viel Wachsthum entwickelt; nur fand dieses Wachsthum die gebräuchlichen Wege und Formen nicht, anstatt in die Gerade und Höhe und Schlanke zu gehen, wie das der Kaiser und die Weibsbilder an einem Burschen erwarten — und mit Recht! — trieb es hinten an der linken Achsel hinaus und im Hals an der einen Seite; sogar das Angesicht war ein wenig schief gerathen, was wohl daher kam, daß der Blasius mit einem Auge fortwährend zwinkerte und das andere gern weit offen hielt. Einen sehr schönen, fast goldig schimmernden Backenbart hatte er, den er wohl zu pflegen verstand, nach dem Grundsatze: Die Angelschnur zum Weibsbilderangeln müsse aus Barthaaren gedreht sein. Die Knie des Blasius hatten sich gegenseitig so gern, daß keins an dem anderen vorübergehen konnte, ohne es grüßend zu berühren. Die Füße — doch wozu das! Wir haben die Leute gescholten, daß sie den armen Burschen ob seiner mißrathenen Körpergestalt neckten und verspotteten, und jetzt thun wir's ihnen nach! Der Blasius war einfach ein wenig häßlich. Die Fredel — die Felddirn — hingegen war eines der hübschesten Mädchen

in der Gegend und hatte mit Händen und Füßen zu thun, um sich vor den Huldigungen der Männerschaft zu erwehren.

Aber dem Blasius ging sie gern nach, nicht blos weil sie heute mit der Haue hinter ihm jene Furchentheile zu wenden hatte, die das Pflugbrett zufällig nicht umlegt, sondern auch, weil —

Ihr wollt es natürlich wissen, warum die saubere Dirn dem verkrüppelten Burschen so gern nachging. Nun, weil sie ihn lieb hatte.

Jetzt gab er sich mit den Ochsen ab, die sich noch das thaufrische Gras nutzbar machen wollten, bevor die Eisenschar hinter ihnen den Rasen wendete. Da krackste plötzlich was, als ob ein Stück Holz breche und die Ochsen machten einen Sprung. Was da vorfiel, sah die Fredel nicht, später stellte es sich heraus, daß eins von den Pflughörnern gebrochen war.

Als sie unter dem Schatten eines Ahorns die Vormittagsrast hielten, die Ochsen am niederhängenden Laube naschten und der Blasius auf dem Rücken lag, seinen Kopf auf dem Schoße der Fredel, und so ins Astwerk hineinzwinkerte, sagte er gar langsam und leise: „Für mich wäre es auch besser, ich wäre nicht auf die Welt gekommen!“

„Bist schon wieder kindisch, Blasel?“ verwies sie, „hast mir doch erst vorgestern Abends gesagt, Du wolltest mit keinem König tauschen.“

„Deinetwegen bin ich so froh gewesen."

„Das gunn' ich Dir."

„Und Deinetwegen bin ich verzagt."

„Wie meinst Du das, Blasel?"

„Weil ich Dein Unglück bin."

„Jetzt gehst weg!" rief sie und hob seinen Kopf rasch von ihren Knien, „bist Du mein Unglück, so kunnt's ein Anderer auch sein."

Er sagte: „Ich bin nicht schön, ich bin nicht gescheit, ich bin nicht reich —"

„Aufhörst!"

Er fuhr fort: „Ich kann Dir nichts geben und nichts verheißen. Das Heiraten kann ich Dir versprechen alle Wochen einmal, aber daß zwei blutarme Leut' nicht zusammenheiraten können, das weißt Du so gut als ich."

„Mir kommt's vor, Du willst mich abbeuteln," versetzte sie jetzt.

„Der Breiteben-Bauer will Dich heiraten!"

„Hast Du die Lug auch schon gehört!"

„Es ist keine Lug, Fredel! Du sagst mir's nur nicht, aus lauter Gutherzigkeit, Du hast ihn abgewiesen. Der Bauer ist ein braver Mann, hättest können eine reiche Bäuerin werden, hast ihn abgewiesen. Meinetwegen hast es gethan, weil Du weißt, wenn Du von mir gehst, dann bin ich gar allein und verlassen auf dieser Welt mit meinem armseligen Leib. Derbarmen thu' ich Dir!"

„Gernhaben thu' ich Dich!" rief sie schier lauter, als man derlei sonst zu sagen pflegt. „Und heiraten werden wir auch noch, wenn's Gottes Willen ist. Was frag' ich nach dem reichen Breiteben-Bauer, das ist ein Protz, der Breiteben-Bauer. Ich will Dich haben."

„So hast mich auch," versetzte der Blasius „und hast mich, bis sie mich eingraben. Und hast mich am jüngsten Tag, wenn ich wieder aufersteh' — mit einem neuen Leib, steht's in der Schrift, mit einem schönern, Fredel, schlank und stark, wie ein junger Lärchenbaum, und wie Milch und Blut, so weiß und roth. Meine Erden ist gut, das glaube mir, sie ist jetzt nur verwachsen; aber mit der Allmacht Gottes wird Dir noch ein schöner Mann daraus, wie Du ihn verdienst, meine Fredel, und wird Dein sein in der ganzen langen Ewigkeit!"

Er sagte das mit lächelnder Miene, als sei es ein halber Scherz, aber seine Augen standen voll Wasser.

Sie gingen wieder an die Arbeit. Er führte Ochsen und Pflug voraus, die heiße Berglehne hin, sie ging weit hinter d'rein — so weit als es sein konnte — und wußte sich des Weinens schier kein Ende.

Derbarmen thu' ich Dir! hatte er gesagt. Sie mußte sich wohl selbst gestehen, daß ihr manch Anderer besser gefiel als der Blasius, daß sie sich

bei manch Anderem besser unterhalten konnte als bei ihm, daß sie vom Breiteben-Bauer lebhafter geträumt hatte als je vom Blasius, daß ihr schon die goldenen Ringe und Halsketten gefielen und das schöne Gewand, und wenn sie als reiche Bäuerin estimirt würde in Weit und Breit.

Aber das Herz möchte ihr brechen vor lauter Erbarmen, wenn sie an den guten, armen Blasius denkt. Sie hatte sich immer vorgestellt, das wäre eben die rechte Liebe zu ihm, die Gott giebt. Und jetzt fällt's ihr ein, ob's wohl auch wahr ist, daß Mitleid Liebe ist? Täusche Dich nicht, nur derbarmen thu' ich Dir! das sagte er selber. Jetzt hatte sie sich auch schon geprüft, hatte sich den Breiteben-Bauer in großer Noth gedacht, elend und verlassen; sie hatte sich Andere vorgestellt in Jammer und Schmerz still dahinweinend — und bei Keinem war's ihr so tief gegangen, als beim Blasius. Das muß doch davon kommen, weil ihr von Allen der Blasius am liebsten ist. Hernach kommt noch dazu, daß er gar rechtschaffen ist, und arbeitsam und sparsam, daß er Niemandem Unrecht thut, nicht grobe Reden führt und in Allem so viel treuherzig ist. Solche Leute hat man immer gern, und des Höckers wegen? Lieber Gott, auch im Höcker ist nichts drinnen, als lauter Blasius.

Das hat sie alles erwogen, die Fredel, und sie bleibt beim Blasius.

Sie halten zusammen. Das eine Jahr sind sie getrennt bei verschiedenen Bauern als Dienstboten, das andere Jahr sind sie vielleicht wieder unter Einem Dach. Sie sorgt für sein Gewand, daß es rein und nicht zerrissen ist, er trägt ihr manchen guten Bissen und Tropfen vom Wirthshaus heim und giebt ihr alles Geld, das er sich erwirbt und erspart; denn sie braucht das Geld, sagt sie, und er frägt nicht, wozu. Sie braucht es zum Aufheben, und legt auch noch das ihre dazu. Kaum er sechsunddreißig Jahre alt ist und sie siebenundzwanzig, kann sie es ihm sagen: „Blasius, wir haben was Erspartes, wir können heiraten."

So hatte auch Niemand was dagegen, am wenigsten der Blasius. Sie wollen eine Hube in Pacht nehmen und im Gottesnamen anfangen.

Aber in dem Gewissen des Knechtes ist ein böser Streit. Er hat einen Fehler, einen schweren Fehler, der noch weit häßlicher ist als der Höcker, als der Kropf und einwärts gebogene Knie. Soll er ihr diesen Fehler gestehen? Soll er ihr sagen, wie es mit seiner Willenskraft und Charakterstärke, auf die sie so große Dinge hält, bestellt ist? Daß im Augenblick, wo er wahrhaft ein tüchtiger Mann sein soll, der Teufel mit ihm durchgeht? Es war ihm bisher gelungen, den Schandfleck fast ganz zu verheimlichen, und wenn sie nun erfährt, daß zu seiner äußeren Häßlichkeit auch noch eine innere dazukommt, so daß

schließlich an dem ganzen Menschen gar nichts ist — gar nichts — so sagt sie nein. Wendet sich von ihm und sagt: nein, so einen Narren mag ich nicht. — Er will ihr aber doch beichten, kommt's wie's kommt, die Ehrlichkeit voraus; denn verschweigt er's, so haben wir gleich zwei Teufel, weil auch die Unredlichkeit einer ist, und wo einmal deren ein Paar, da sorgt es für richtige Nachkommenschaft. Zwar, und das fiel ihm noch wundershalber ein, ist denn sie ohne Fehler? Er hat noch keinen an ihr entdeckt, sie ist so brav und fromm und sanftmüthig wie die Mutter Gottes selber. Aber kann sie nicht doch ein kleines Ungethüm irgendwo in ihr versteckt halten, das sie heimlich nährt und pflegt und kost und großzieht und das sie über ihn loshetzen wird, bis er nur erst nicht weichen kann. Die Weiber! Ganz kann man Keiner trauen. Es ist kein Mensch ohne Fehler und weil er an ihr noch keinen entdeckt hat, so hält sie selben verborgen, und wenn sie den ihren nicht aufzeigt, warum soll's just er thun?

So schlecht sind die Leute. Selbst die braven Leute sind so schlecht. Es giebt für alles ein Denken, das auswendig gar klug erscheint und inwendig gar niederträchtig ist.

Der Blasius schwieg, nahm sich zusammen, daß das wilde Thier nicht plötzlich und besonders nicht vor ihren Augen aus ihm hervorsprang, und sie heirateten.

Es war ein rechtschaffenes Paar, man sagte es allerwärts, und wie man anfangs auch Glossen gemacht hatte gegen diese Heirat: „Aber Fredel, weißt Dir denn kein größeres Kreuz aufzuladen, als diesen Krüppel?“ oder: „Ja, Blasius, wohin denkst denn? Willst denn der Gefoppte sein Dein Lebtag lang?“ allmählich waren diese Glossen verstummt. Es war kein Kreuz und kein Foppen mehr, die zwei Leutchen hielten so schlicht und treu zusammen und waren fleißig und munter. Der Blasius ließ bisweilen sogar Uebermuth spüren; es waren Momente, da dem buckligen Mann das Leben blitzartig durch alle Glieder fuhr, daß die Augen loderten und die Arme zuckten und daß es war, als wäre dem sonst so behäbigen Blasius plötzlich das Herz explodirt. Wenn der Augenblick vorbei war, that er, als wisse er nichts davon, denn er schämte sich überaus. So weit hatte er's gebracht, daß die Leute den Zusammenhang gar nicht merkten zwischen dem meist geringfügigen äußeren Anlaß und der sonderbaren Erregung. Er wollte es noch weiter bringen, wollte sich die leidige Sache abgewöhnen, ohne sie dem Weibe je gestanden zu haben, denn an ihr kam in der That keine üble Eigenschaft zum Vorschein, es müßte denn sein, daß sie sich besser verstellen konnte als er, was freilich auch nicht unmöglich war und Jeder glauben kann, der davon gehört, wie falsch oftmals gerade die geschmeidigsten Weiber sind.

Aber je mehr der Blasius den bösen Geist in sich zurückdrängte, desto kräftiger spannte er sich dort drinnen an, und wenn das wochen- und monatelang fortging, dann schmeckte dem Blasius kein Essen, kein Schlafen, und es kam eine Oede und Verstimmung in ihn, daß die Fredel ihn öfter als einmal fragte, warum er denn so langweilig werde? Sie verträgt es nicht? Sie verdient durch ihre engelhafte Milde und Sanftmuth ein Lamm zum Gefährten zu haben, und sie verträgt es nicht?

Eines Feierabends machte sich der Blasius an die alte Schwarzwälderuhr. Diese Uhr war seit Wochen störrisch geworden und blieb stehen, wann sie wollte, ob nun das Gewicht abgelaufen war oder nicht. Der Blasius verstand sich ein wenig darauf und so hob er heute die Uhr vom Wandhaken herab auf den Tisch, um nachzusehen, wo es denn fehle. Er ließ die Rädchen rasseln und blies den Staub aus dem Gehäuse, und weil er den Mund aus solchem Anlasse schon gespitzt hatte, so hub er an zu pfeifen. Dann holte er die Holzaxt, um den Haken fester in die Wand zu treiben; auf das ging aber der Perpendikel nicht ein und es sträubte sich immer das kleine Gewerke. Noch einmal mußte die Uhr auf den Tisch, dabei fiel ein Zeiger zu Boden, es verhängte sich die Gewichtsschnur an der Tischecke; da zuckte schon etwas Blitzartiges durch die Glieder des Blasius; er riß die Schnur

los, dabei kam sie aus der Rinne des Schnurrädchens. Es war dies und es war das.

Die Fredel war draußen am knisternden Herdfeuer und kochte das Abendmahl. Dabei dachte sie, was sie doch für einen fleißigen Mann habe, der sich nicht einmal am Feierabend Rast gönne. Er giebt sich keine Ruh', er giebt sich keine. Alleweil arbeiten und alleweil lustig dabei. Ob aber die Hausuhr geht oder steht: sie stehen auf, wann sie ausgeschlafen haben, und das ist niemals zu spät, sie gehen essen, wann sie Hunger haben, und das ist niemals zu früh; sie beten, wann es ihnen vom Herzen geht, und das ist immer zu rechter Zeit.

Plötzlich war drinn' in der Stube ein schmetternder Knall, an die Wand und Fenster flogen scharfe Trümmer, als wäre etwas zersprungen. Was ist jetzt geschehen? fragte sich die Fredel und eilte in die Stube.

Todtenblaß stand mitten in derselben der Blasius, zu seinen Füßen niedergesunken lag die schwere Holzaxt, die Uhr war in tausend Scherben, theils in den Tisch hineingeschlagen, theils in alle Ecken der Stube gesprungen, einige Fensterscheiben lagen in Splittern.

„Jesus Christ, was thust denn, Blasel?“ rief das Weib.

Er stand unbeweglich da und sagte kein Wort.

„Wie ist denn das geschehen?“

Er wendete sich weg, athmete auf und sagte: „Das weiß ich selber nicht.“

Sie sammelte die Scherben und sagte nichts mehr. Sie ahnte es wohl, was da war. Sie trug die Trümmer hinaus und es war keine Rede von der Uhr und von den Trümmern.

Der Blasius war wieder munter und frisch und leicht im Herzen. Nur das Eine gab ihm zu denken, daß die Fredel auch nicht mit einem einzigen Worte –. Aber etwas Nasses hatte er an ihren langen Augenwimpern gesehen, als sie damals die Scherben zusammen gethan. Sie ist wirklich ein Engel. Es soll derlei nimmer geschehen, nimmer! Ihr zu Lieb'. Er stößt die Faust gegen seine Brust: Merk' Dir's, es geschieht nimmer! Er schreit es in den Himmel hinauf: nimmer! Beschwört den Herrgott, daß er ihm helfe. So fest hatte er sich's noch niemals vorgenommen als diesmal, daß er sich beherrschen wolle, müsse. So sicher war es noch niemals vor seiner Seele gestanden, daß er von nun an ein neuer Mensch sein werde. Sie — die Fredel — hat ihm alles geopfert, hätte es gut und groß haben können, hat alles gelassen, ist beim Blasius verblieben. Es ist ja ein wahres Glück, daß auch er ihr wenigstens ein Opfer bringen kann. Den Höcker kann er nicht abwerfen, das kann er nicht. Aber die Häßlichkeiten der Seele kann er ablegen, das kann er. Sie soll einen schönen Mann haben, nirgends

ausgewachsen und nirgends verstümmelt, wenn sie auf das Innere schaut. Sie soll alle Weiber der Welt auslachen können, selbe mögen die saubersten, reichsten, mächtigsten, angesehensten Männer haben. Die Fredel soll sie auslachen können und sagen: mein Mann ist's inwendig, was die Euren auswendig sind. Er ist ein ganzer Mann. Die Euren mögen große Herren sein über viel hundert Menschen; der meinige ist ein noch größerer Herr, er ist's über sich selber. So wird's! So ist's! Und dabei bleibt's!

Am zweiten und dritten Tage nach diesem Entschluß fühlte er schon den großen Segen desselben, er empfand das Glück und den Stolz, ihrer werth zu sein. — Am sechsten Tage nach dem Vorsatz hat er sie erstochen.

Es war am Freitag Abend. Etliche junge Hühnchen, die erste Brut, seit die zwei Leute das Haus zu eigen erworben hatten, waren durch die offene Thür in die Stube geflattert. Der Blasius fächelte mit den Armen herum und wollte sie hinausscheuchen. Das Geflügel schwirrte an die Wände, an die Fenster, an die Winkelleiste, wo ein Glas Brennöl stand, das zu Boden fiel. Jetzt fuhr's in den Blasius, mit würglustigen Fingern stürzte er auf die kreischenden Hühner, die Fredel suchte ihn zurückzuhalten: auf dem Tische lag neben dem Brotlaib das Messer, das erfaßte er und stieß es dem Weib ins Herz.

„Weh, mein Blasius!“ mit diesen Worten sank sie hin.

— — „Umgebracht hätte ich Dich?“ rief der Blasius, als er zu sich kam, als die blauen flimmernden Nebel seiner Augen vergingen, als er sein Weib im Blute und mit gebrochenem Blick auf dem Boden liegen sah, „umgebracht hätt' ich Dich? — Na wart, Fredel, wir wollen es schon machen.“

Als er jedoch das Messer aus ihrer Brust riß, um es in die seine zu stoßen, da fehlte ihm dazu der Muth. — Er schrie wie wahnsinnig zu Gott um Zorn, er wälzte sich auf dem Boden und wimmerte um einen einzigen Funken Zorn. Der war ihm versagt in diesem Augenblick, wo er den Zorn mit dem Zorne sühnen wollte. Nichts war in ihm, nichts, nichts, nichts, als der ungeheuere Schmerz. Kann's die Verzweiflung nicht thun, was der Zorn feige verweigert? Kann sie's nicht, die sonst stets so ungerufen dieses Letzte vollführt? Kann sie's nicht? Kann's auch der Haß nicht? Der Haß gegen diesen vernunftlosen, wahnwitzigen, thierischen Wütherich, gegen diese feige Bestie, gegen dieses scheußliche Ungeheuer, für das kein Menschenleib häßlich genug ist? — Verlassen war er, verlassen von allen erlösenden Leidenschaften. Wie ein Wurm mußte er sich hinschleppen vor das Gericht, um das Almosen bittend, ihn zu tödten. Nur die Barmherzigkeit giebt Almosen, die Gerechtigkeit nicht. Die Gerechtigkeit sagte, es wäre

kein vorsätzlicher Mord gewesen, die That sei im Jähzorn geschehen — und bestrafte den Mörder mit der grausamsten Strafe — sie ließ ihn leben bei seinem Schmerze.

Die Trägheit.

Im Baumgarten hinter dem Wirthshause, auf das weiche Gras schlank hingestreckt, ruhte ein Mann. Er hatte glänzende Stiefel, schwarze Tuchhosen und eine eben solche Weste an, aber keinen Rock. Er war in schneeweißen Hemdärmeln, die zu seinem gemüthlich runden, glatten Gesichte gar nicht übel standen. Die braunen Kräuselhaare waren ein wenig feucht von der Hitze des Sommertages und vielleicht auch von der Anstrengung. Der Ruhende hatte sich nämlich alle Mühe gegeben, nach dem Mittagsmahle auf dem Rasen süß einzuschlafen, aber vergebens, der heidenhafte Lärm der Bauernburschen dort unten auf der Kugelbahn ließ es nicht dazukommen. So zog er jetzt seine Pfeife hervor und seinen Schweinsblasenbeutel und stopfte sich zur größeren Ehre Gottes Eine an.

Die Bauernburschen kegelten und lärmten und machten allerlei Spectakel. Sie tranken, sie rangen, sie sangen, sie trieben „Fingerhakeln", sie sprangen sich einander auf den Nacken, sie kletterten auf den Kirschbaum, der gleichwohl schon längst „abgegrast"

war, sie gingen weiter auf den Anger hin und knallten mit den großen Knallpeitschen, wie solches zu Keilring in den Herbstmonaten üblich ist. Und sie wußten vor lauter Lust und Uebermuth nicht, was sie beginnen sollen.

Es ist Sonntag, denkt der Ruhende im Grase, sie mögen sich erholen.

Und so schaut die Erholung aus bei Leuten, die eine Woche um die andere hindurch vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hart arbeiten müssen? Schon in der vorhergehenden Nacht haben sie vor lauter „Sonntagsruhe" nicht mehr geschlafen, haben gruppenweise über Felder und Wiesen hingetollt, sind um die Nachbarshöfe geschlichen, aus denen sie irgend einen Weibsbilderkittel rochen. Die folgende Nacht gedenken sie auf dem Tanzboden zuzubringen, um morgen Früh frisch ausgerastet wieder an die Arbeit zu gehen.

Nun ja, in den großen Eisenschmieden lassen sie Sonn- und Feiertags über das Feuer nicht ausgehen weil hernach das Anheizen zu viel kosten würde. Beim Landmann ist's auch so, der darf eine Körperkraft und Bewegung über den Sonntag nicht abstellen, sondern muß sie im Schwung erhalten, wenn er sie Montags Früh wieder ohne viel Umstände zur Hand haben soll. Daß der Bauer an den Feiertagen seine Körperkraft anders spielen läßt als an den Werktagen, das eben ist bei ihm

die Erholung. Das Ausruhen muß nicht gerade im Nichtsthun bestehen. So denkt auch der Mann im Baumgarten und raucht Tabak.

Gegen die Faulheit braucht also der Keilringer Pfarrer nicht zu predigen, denn die es nicht angeht, sind während des Gottesdienstes beim „Schmirageln“ (ein Kegelspiel), und die es angeht, sitzen in den Kirchenstühlen und schlafen.

„Eine Maß Wein, Wirth!“ schreit jetzt Einer auf der Kugelbahn.

„Prahler!“ sagt ein Anderer, „Du kannst ein Seidel nicht zahlen.“

„Zwei Maß!“ schreit der Eine. „Mit Maß und Ziel! ist mein Sprichwort.“

Da schlug seine Kugel den Eckkegel und den König.

„Das Ziel war gut, wenn's die Maß auch ist!“

„Drei Maß, Wirth!“

„Aufsetzer! Wo ist der Kegelaufsetzer?“

„Ich mag nit,“ entgegnet der Franzl, der's ist, „mir ist's z'bös.“

„Bei uns ist's ihm z'bös,“ spottet ein Anderer; „der Franzl will alleweil nur bei der Leitenhofer Kathel kegelaufsetzen.“

„Halt' Dein Vaterunserloch!“ schreit der Franzl zurück.

„Hei Sakra! steigt mir Einer auf's Hühneraug!“ flucht der Stegtoni auf. Vielleicht thut er's, daß

er ihre Blicke auf seine Stiefel lenkt, denn sie sind heute gewichst.

„Hühneraugen haben ist eine herrische Mod'!" mischt sich ein Weiterer d'rein.

„Desweg' wichst er ihnen zu Lieb' die Stiefel, daß sich seine gespitzten Knie in Spiegel schauen können."

„Beim Toni heißt's halt etwan auch: Vormittag städtelt's, Nachmittag bettelt's!"

Das ist dem Toni gerade genug. „Wen hab' ich angebettelt!" begehrt er auf, „wenn ich einmal betteln geh', zu Euch nicht, Ihr Hascher! Ihr Häferlnascher! Ihr Mistgrubenkratzer!"

„Oho, keilt's ihm den Brotladen zu!"

Da krachen schon die Zaunlatten und der Kirchweihsonntag ist fertig. Es geht rasch vor sich und alle sieben Todsünden spielen sich ab, dreißig Schritte vom Baumgarten, wo der gemüthlich ruhige Mann seine Rast hält. Er hört weiter nicht drauf, das ist ihm nichts Neues und die Porzellanerne, die er gestern vom Oberförster eingetauscht hat, zieht nicht schlecht. Wenn nur das mollige Weibsbild nicht d'rauf wär'! Keiner glaubts von den Bauern, daß das die heilige Magdalena sein soll. Des Kaufmanns Primaner soll ihr einen Schnurrbart anmalen. Nur kein Aergerniß.

Na wahrlich, wenn's heute im Schatten nicht seine achtundzwanzig Grad hat!

Vom Pfarrhofe her ruft eine weibliche Stimme: „Der Schulmeister laßt fragen, ob er läuten soll?“

„Wer ist denn gestorben?“ fragte der Ruhende.

„Zur Christenlehr' läuten.“

„Ah so. Na, ich mein' nicht. Den Leuten ist's heute zu heiß.“

Dann ist er wieder im Frieden. Den Arm unter dem Haupt, die Augen halb geschlossen, die Pfeife im Mund, so denkt er jetzt: Müßt' Einer der Narr sein! Wenn man sich seine zehn Jahr und länger als Caplan muß herumhetzen lassen wie ein Jagdhund, wär's doch eine wahre Undankbarkeit gegen den Himmel, wenn man sich als Pfarrer auch noch keine Ruhe gönnen wollte. Ist ohnehin traurig genug, daß der Keilringer Sprengel immer noch keinen Caplan hat. Die Seelsorg' ist hier keine Kleinigkeit; man hört's ja, was sie treiben da unten, die wilden Kerle. So sind sie Alle. Zum Glück theilt man sich's so ein, daß wenigstens mit dem Predigtstudiren keine Zeit verthan wird. Man nimmt die Zeit und ihre Bedürfnisse aus den Blättern wahr und im Gasthause, was braucht man da erst viel Bibel und Kirchenväter zu lesen. Uebrigens, wer die Welt besser machen will als sie ist, der muß gescheiter sein als der Herrgott selber, der sie gemacht hat. Ich nicht, daß ich so anmaßend wär'!

„Ich muß schon wieder incommodiren,“ sagte die herantrippelnde Haushälterin, „der Herr Werks-

verwalter schickt das Packetl und läßt um Antwort bitten."

Der Angesprochene richtete sich langsam auf zu einer sitzenden Stellung und indem er das Packet zu enthüllen begann, murmelte er, die Pfeife zwischen den Zähnen: „Wollen einmal sehen, was der Alte für einen guten Gedanken gehabt hat. Ich glaube gar, das ist Türkischer. — O je, ein Buch!"

Es war auch eine Karte dabei, und der Verwalter schrieb: „. . . . . . . giebt sich das besondere Vergnügen, den Herrn Pfarrer zu einer kleinen Partie auf das Breitegg einzuladen, welche Umstehender und die Herren Beamten heute zu machen gedenken. In einer Stunde brechen wir auf, der Weg geht durch schönen Tannenwald bis zur Höhe, wo die Aussicht herrlich ist und wir den Sonnenuntergang betrachten wollen. Da der Herr Pfarrer die Partie noch nicht kennen und heute ein prächtiger Abend zu erwarten ist, so erhofft Ihre werthe Theilnehmerschaft

Dero ergebenster . . . ."

Als Nachwort: „Erlaube mir das gestern in unserem Zirkel so lebhaft besprochene neue Buch: „Das Christenthum als Culturelement in Amerika" zur gefälligen Einsicht zu überschicken."

Der Herr lehnte sich wieder zurück.

„Was soll ich sagen lassen?" fragte die Haushälterin.

„Schönen Dank und die Herren möchten sich gut unterhalten?“

„Und wollen denn der Herr Pfarrer die Partie nicht mitmachen?“

Der Angeredete streckte sich und sagte: „Mir ist's zu bös. Aber nicht so; sie könnten gleich ihre Späße d'rüber machen. Ein Priester kann in seinen Ausdrücken nicht behutsam genug sein. Sag', ich könnte nicht leicht fort, es dürfte doch eine Versehgang auskommen oder so. Zu studiren hätte ich auch. Eine Empfehlung. Nimm doch das Buch wieder mit.“

„Wollen der Herr Pfarrer nicht lesen?“

„Was kümmert mich das Christenthum in Amerika! Bin froh, daß ich mein Brevier fertig habe. Warte! Zurückschicke ich das Buch heute doch nicht. Es soll anstandshalber ein paar Wochen auf meinem Zimmer liegen bleiben. So, ich will nur noch ein bischen Sonntagsruhe halten. Den Kaffee nachher kannst Du mir herausbringen, es liegt sich hier gerade bequem. Und die Cigarettenbüchse mit.“

Sie war fort, und er überließ sich wieder seiner Beschaulichkeit und freute sich der friedensvollen Stimmung, die am Tage des Herrn über ihn gekommen war.

Nicht lange aber und die Haushälterin kam wieder, doch ohne Kaffee und Cigarettenbüchse.

„Heut' ist's schon gar!“ entschuldigte sie sich, „daß sie doch dem Herrn Pfarrer so deutsch keine

Ruh' lassen wollen. Die ehvorige Red' vom Versehgang ist bei Zeiten wahr worden. Die alte Lisabeth auf dem Greneck schickt. Sie soll schlecht (schwer krank) sein, sagt der Bote."

Der Herr blieb ruhig in seiner Stellung liegen und sagte gelassen: „Die alte Lisabeth auf dem Greneck soll zum Mosenbach-Pfarrer hinüberschicken."

„Ich dächte nur —" wendete die Haushälterin ein. „weil das Greneck zur Keilringer Pfarr' gehört!"

„Das Greneck wohl, aber die Lisabeth nicht. Sie läßt alle ihre Messen beim Mosenbach-Pfarrer drüben lesen, der soll sie jetzt nur auch versehen. — Sage dem Boten, ich wäre nicht zu Hause."

„Aber — im Garten —" meinte das naive Weib.

„Das mußt eben nicht sagen."

Sie ging und hierauf hatte er wieder Ruhe. Aber es war doch keine ganz behagliche mehr — wenn man so oft gestört wird! Der Humor ist auch weg. Als die Jause kommt, giebt er Auftrag: „Ich laß den Oberförster herüberbitten auf eine Tarokpartie."

„Der Oberförster ist eben vorhin in den Wald gegangen."

„Also den Schulmeister."

„Der ist gerade mit der Büchse vorbeigegangen."

„Der Schulmeister? Und ohne Waffenpaß?"

„Mit der Kräuterbüchse."

„Ah so, botanisiren. Dann wird der Adjunct Zeit haben."

„Der ist mit auf das Breitegg.“

„So hole sie der — Andere.“

Der Pfarrer erhob sich, und wir sehen nun, daß er auch stehen und gehen kann auf eigenen Füßen. Er ging in das Gartenhaus hinüber, wo er sich auf eine Rohrbank setzte und die erste Cigarette wand.

Mittlerweile haben sich die Burschen unten auf der Kugelbahn zerstreut. Die Einen rüsten sich für den Tanzboden und gehen den Dirnen nach. Die Verliebten sind im Ganzen noch die Harmlosen; aber die Anderen! —

Da schleichen sich Etliche des Abends ums Dunkeln in die Schlagbank des Wirthes, wo noch das Schaf liegt, welches eben früher für das Tanzfest geschlachtet worden ist.

„Bist gelaufen genug, jetzt laß Dich einmal tragen!“ sagt von den Burschen einer und packt das Thier bei den Vorderfüßen. Sogleich sind die Anderen mit einverstanden, fassen an und tragen das Schaf dem Wirthe durch ein Hinterthor davon.

Sie kommen damit über den Kirchhof; am Kirchenthor steht das christuslose Missionskreuz.

„Hei!“ sagt Einer im frevelhaften Uebermuth, „da ist so Keiner oben, da nageln wir das Schaf hinauf!“

„Ah na,“ meint ein Anderer, „da thu' ich nicht mit; wer weiß, ob's dem Pfarrer recht wär'!“

„Dem alten wär's freilich nicht recht gewesen, der hätt' Einen auf so was ihrer drei Wochen

krumm schließen lassen. Aber unser jetziger, das ist ein commoder Herr, der lacht dazu, wenn er morgen Früh den vierfüßigen —"

„Der Spaß ist dumm," sagte ein Anderer.

„Weißt Du einen gescheiteren?"

„Ich weiß einen gescheiteren. Ihr müßt Euere Ohrwaschel in der Hosen haben, wenn Ihr nicht hört, wie der Wirth umschreit in seinem Haus, wer das Schaf gestohlen hätt'! Wir sind Diebe!"

„Das macht ja nichts."

„Ich sag's auch so. Und wenn wir's schon sind, so wollen wir es nicht umsonst sein. Wir tragen das Vieh eilends in den Lahnwald hinaus, dort ziehen wir ihm die Haut ab und braten es bei einem großen Rauberfeuer. Ob das kein Spaß ist!"

„Ein trockener."

„Naß machen können wir ihn. Der Pfarrer hat gestern ein Eimerfassel voll Wein in den Keller rutschen lassen. Der Pfarrer sitzt im Wirthshaus. Die Köchin daneben. Die Hausdirn hockt bei ihrem Lotter im Baumgarten, das ist Eine, die alles offen laßt. Soll ich gehen? Schickt's mich? Was gilt's, den Wein trinken wir zum Schafbraten!" —

Am anderen Morgen gab's viel Aerger im Pfarrhof, überaus viel. Kaum der Pfarrer aus dem Bett war — und ließ allemal erst um acht Uhr zur Messe läuten — kamen Klagen über nächtliche Allotrias, Zuchtlosigkeiten, Raufereien, Diebstähle.

„Was kann ich dafür!“ sagte der Pfarrer, „die Tanzmusiken sind Schuld, die schlechten Sitten, und daß man den Ruhetag zu einem Ludertag macht!“

„Es ist kein gutes Beispiel mehr in Keilring!“ begehrte ein Weib auf, „an wem ist denn das, an wem?“

„Ihr schreit mir lang gut,“ murmelte der Pfarrer und ging ruhig in die Kirche, um seine Messe zu lesen. Dort aber jammerte der Meßner, es wäre der ganze Opferwein beim —

„Bei wem?“ fragte der Pfarrer.

„Gott verzeih' mir's, man kann nicht anders sagen, wenn er gestohlen ist. Mitsammt dem Faß!“

Dieser Schlag war noch nicht vergellt, als ein Bote vom Greneck kam, die alte Lisabeth sei gestorben. Einen ganz einfachen Conduct.

„Einen einfachen?“ fragte der Pfarrer, „mir scheint, die Alte wuchert mit ihrem Gelde noch über den Tod hinaus!“

„Hoffärtig,“ meinte der Bote, „ist sie niemals gewesen, die Lisabeth, und so will sie sich recht einfach begraben lassen. Freilich wohl auf dem dasigen Friedhof, weil sie hergehört. Aber für ihre arme Seel' will sie was thun, und die Todtenämter und Jahresmessen, die gestern beim Versehen mit dem Mosenbacher Pfarrer von der Lisabeth gestiftet worden sind, werden in der Mosenbacher Kirche gelesen.“

„So,“ sagte der Keilringer Pfarrer. „Ich bedank' mich.“

Aber das war nun allzuspät.

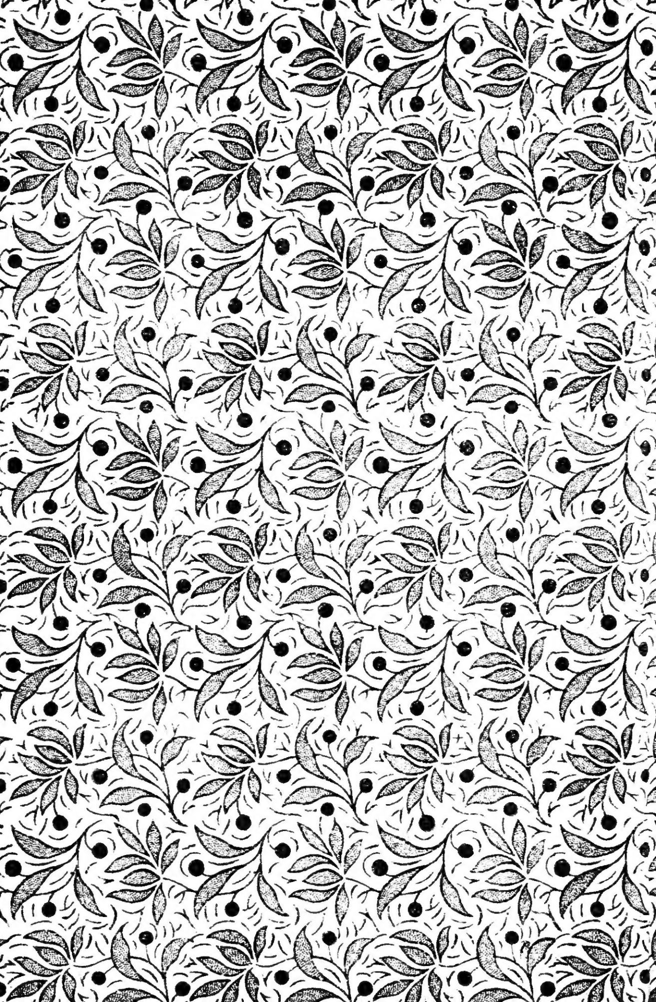
„— Heut' ist's nichts. — Hanne, bring mir 'mal meinen Kaffee und die Pfeife!“ —

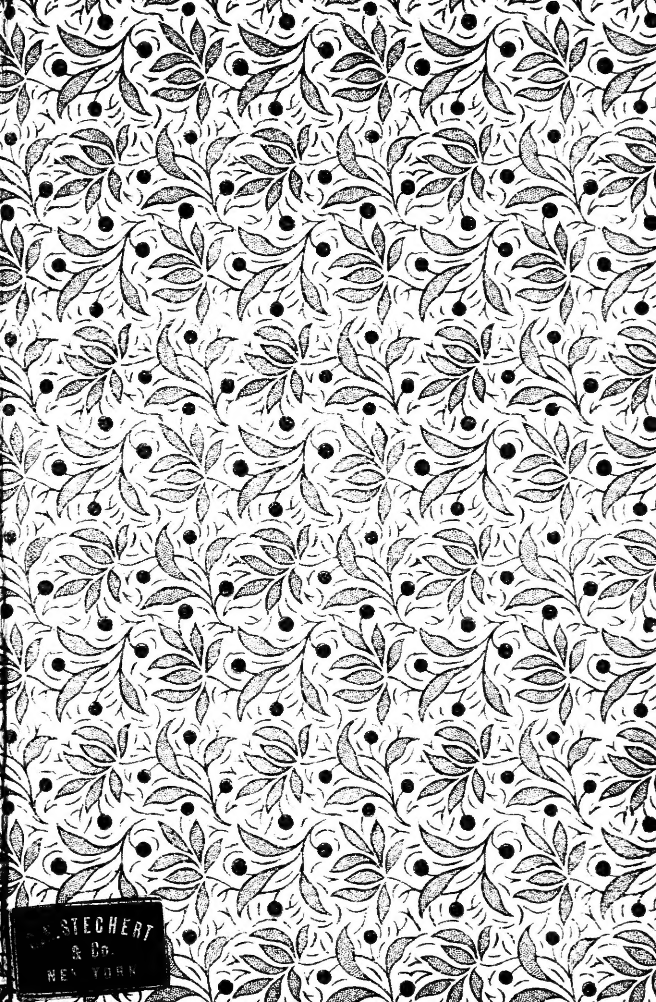
Der gute Mann hätte länger Pfarrer in Keilring sein können, als er's war. Heut' ist wieder ein tüchtiger Priester auf jener Seelsorge. Den Hauptwust hatten nach dem Abgang des „Vorfahrers“ freilich die Gendarmen ausführen müssen, aber den leichteren Kehricht hatte der neue Pfarrer mit seinem feurigen Wort hinweggefegt, hatte mit seinem liebreichen Rath und mit seiner nachdrücklichen That wieder moralische Kraft und Segen gestiftet in der Gemeinde.

Irgendwo im Lande steht ein Kloster. Hinter dem Kloster ist ein kahles, steiniges Plätzchen, auf welchem zerzauste Strohfetzen, alte Papierschnitzel und Glasscherben liegen. Im Sommer, wenn die Sonne warm d'rauf hinscheint, liegt dort gern Einer in der Kutte. Die Fliegen umsummen ihn, hocken sich auf sein Gewand, auf seine fleischigen Wangen, auf seine Nase. Er rührt sich nicht, er läßt sie machen. Er hält Sonntagsruhe.



Inhalt.




STECHERT
& Co.
NEW YORK